

Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern

1856

[Neubrandenburg]: Neubrandenburg: Verlag der C. Lingnau'schen Verlagsbuchhandlung: Druck von H. Gentz, 1856

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1905596510>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die C. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Barnewig'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl. für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 13 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von Fritz Reuter.

N^o 1.

Neubrandenburg, den 6. Januar.

1856.

Wechsel des Lebens in San Francisco.

(Nach englischen Quellen.)

(Schluß.)

Eine andere Scene. Sieh jenes Haus. Seine Vorhänge sind von reinstem, weißem, spingengesticktem oder Carmoisin-Damast. Geh' hinein. Alle Gegenstände sind höchst kostbar, höchst üppig, höchst prächtig, die Favoritinnen gehören zu derselben Humanitätsklasse, deren Anzug und Schmuck seither den Namen ihrer Stadt und ihres Verkehrs, „Babylon“ so bedeutsam machten. Es ist eine Soirée-Nacht. Die „Lady“ des Etablissements hat äußerst artige Einladungen ausgesandt, auf dem feinsten und schönsten genarhten Billetpapier, an alle hauptsächlichsten Gentlemen der Stadt, den Steuer-Einnehmer des Hafens, den Mayor, die Aldermänner, County-Richter und Mitglieder der Legislatur gerichtet. Ein prächtiges Orchester ist in Bereitschaft. Ueber den türkischen oder brüsseler Teppich wickelt der Politiker mit einer sprühenden Schönen, so hübsch als schwach; und der Richter tritt dazu um sich tanzend in Gesellschaft der schönen aber verlornen Geschöpfe zu erfreuen, die er morgen ins Correctionshaus schicken mag. Alles wird mit dem äußersten Anstand geleitet. Nicht ein ungehöriges Wort ist zu hören, noch eine vorwurfsvolle Handlung zu sehen. Die Mädchen nehmen ihr gutes Betragen an, und sind stolz darauf wieder eine Gelegenheit zu haben als Ladies zu erscheinen. Wenn ihr es nicht wüßtet, ihr würdet nimmer argwöhnen an einem der schrecklichen Plätze zu seyn die Salomo so lebhaft beschreibt, und wäre nicht ein so großes Maß von Schönheit vorhanden, so würdet ihr euch in einem Salon des Uppertenthums*) zu befinden glauben. Aber der Tanz ist vorüber; nun an die Abendtafel. Alles innerhalb der Marktgränzen und der Geschicklichkeit des Koches, sowie des Conditors, steht vor euch. Gegenüber und an eurer Seite befindet sich das was weder Koches- noch Conditors-Geschicklichkeit zu dem gemacht was es ist — Wangen, auf denen die Verwüstungen der Ausschweifung schlau versteckt sind, und Augen mit unverdüstertem ursprünglichen Glanze, oder sogar erhöht durch den Geist des kürzlich genossenen Cham-

pagners. Und hier ermattet die Einbildungskraft. Nur für den Champagner wird bezahlt. Die Soirée hat der Mistrest 1000 Doll. gekostet und beim Abendbrod, sowie während der Nacht, verkauft sie 12 Duzend Flaschen Champagner, die Flasche zu 10 Doll.! Dieß ist eine buchstäbliche Thatsache; nicht eine Idee ist der Einbildung entlehnt, oder mit Phantasiefarben gezieret. Keine Voaser (gemeine Heumalve) sind gegenwärtig, nur die männliche Elite; das Laster versteckt sich bei dieser Gelegenheit, und gesegnete Würde biegt sich von seiner Stellung um einige Blumen gefüllten Vergnügens um die Köpfe und Herzen dieser armen Ausgestoßenen von der Gesellschaft zu flechten.

Es ist ein dunkler, stürmischer, trauriger Abend des December 1849. Wenige Plätze sind comfortabel, die Spielsalons ausgenommen. Kaum ein Feuer oder Ofen kann irgendwo gefunden werden. Die Restauration wo ihr speiset, ist besten Falls nur ein Skelettrahmen von Latten mit „Lowells“ bedeckt, durch die der Regen in Damptheilchen und gesammelten Strömen herabfällt. Nur in der Küche ist Feuer. Die Klasten Holz kostet 40 Doll., der Raum ist knapp, die Gesellschaft nicht sehr auserlesen, und ihr geht sonst wohin zur Veränderung wegen Gesellschaft, Comfort oder Wärme. Vielleicht ist es die letzte Nacht von eurem „Fieberfroste“, die Restauration hat auch Schenkwirtschaft, ihr Fußboden ist mit einer Binsenmatte belegt, und darauf liegt euer Bett von zwei Decken, wo ihr schlafen sollt, doch nicht eher bis das letzte Glas Brantwein verkauft ist. So entflieht ihr und geht dahin wo es wenigstens warm ist, ins Spielhaus. Schaut auf! Sehet wie das Fieber wüthet. Monte, Faro, Roulette, das sind seine Stempel, und die glatten, schnellfingrigen Anstands-personen, welche in der Mitte zu jeder Seite der Tafel sitzen, sind die verschreibenden Doctoren. Ausleerung ist die Vorschrift und menschliche Bluteigel das Mittel. Die Diagnose eines kalten Beobachters würde unzweifelhaft „Goldverrücktheit“ seyn.

Höret das Klingen des Silbers und das Klirren des Goldes, das Mischen der Karten, das Rasseln der Würfel, den Ruf des Spielers an der Tafel von rouge et noir. „Machen Sie Ihre „Bets“ (wörtlich: Wetten, Einsätze) Gentlemen — das Spiel ist gemacht — fünf — eils — siebzehn — zwanzig — vierundzwanzig — neunundzwanzig — einunddreißig — roth gewinnt;“ höret das Orchester entzückende Musik vortragen, geeignet für bessere Orte und bessere Gesellschaft; athmet die oft ausgestoßene Luft, welche durch tausend Lungen gegangen und mit hundert Krankheiten

*) Uppertens, ist der Spitzname für die vornehme Welt New-Yorks.

geschwängert ist, die Gerüche von abscheulichem Rum, und die Ausdünstung einer Cisse von Cigarren. Siehet den sorglosen Glücks-Versucher seine Münze und den Goldstaub auf eine gewisse Lieblingskarte setzen, und bemerkt wie geschickt eine andere Karte umgewendet oder gegeben wird; wie Summe nach Summe aus dem Gürtel und Lederbeutel des Miners (Goldsuchers) zum Haufen des Spielers wandert, bis der Gewinn von Monaten fort und der Arbeiter pfenniglos ist. Mit leeren Taschen, aber einem vollen Herzen, trinkt er das Getränk, welches auf des Spielers Rechnung gereicht wird, steht vom Tisch auf und geht weg. Morgen früh wird ein tochter Körper an der Hängeseite gefunden worden auf den die eigene Hand den verhängnißvollen Schlag geführt hat. Fragt ihr, wem gehört das arme, sinnlose Stück sterblicher Schwäche?

Ein anderes Bild. Es ist Sonntag Nachmittags; der Dienst in der Kirche wie im Versammlungshaus vorbei. Der Christ, welcher zur Anbetung gieng, und die Schöne, deren Wunsch es war, Bewunderung zu erregen, sind heimgekehrt, der eine um nachzudenken und zu lesen, und die andere um mögliche Triumphe zu calculiren, oder zu kokettiren. Die Straßen sind voller Vergnügungssucher und Liebhaber der Natur und Kunst; einige darunter fühlen daß nichts an allem dem ist, während andere ein Interesse an jedem Ding nehmen. Möglich erhebt sich von einer „Plazza“ eine schreiende Stimme in der Wüste. Ihr könnt die Worte in der Entfernung einer halben Meile vernehmen. Das Rathhaus gibt das Echo gleich einem schallenden Brett zurück. Ihr könnt am Fuße von Merchantstreet stehen und jede Sentenz vernehmen.

„Der Wagen, der Wagen, seine Räder rollen im Feuer.“

Wäre das besprochene Fuhrwerk in Wirklichkeit über die holzgedeckten Straßen der Stadt gerollt, es würde zweifelhaft seyn ob der Lärm seiner traggelenden Räder die Stimme zu unterdrücken vermocht haben würde, welche so in donnergleicher Musik den Advent und das Geräusch beschrieb, welches dasselbe vermutlich erregte. Nichts geringeres als eine Eisenbahnpeise könnte gegen das Tornado dieses musikalischen „Preisers“ aufzukommen Aussicht haben.

Diese Stimme erregt sofort Aufmerksamkeit. Der Bummler wendet sich von seinem sorglosen Gang, hält an und horcht. Der „Miner“, in seinem niederhängenden Hut und hohen Stiefeln hört die Töne der Gottesverehrung, erinnert sich des Tages, denkt heim und an die weit entfernten Theuren, und an die Stunden wo er mit ihnen im alten Kirchenstuhl des Landstädtchens anbetete. Der herumtreibende Mexicaner erhebt sich aus seiner Träumerei, und der Rauch seiner Cigarette liefert einen Extrapuff durch die Nasenlöcher, er wirft seinen bunten „Sarape“ über die linke Schulter, lehnt sich gegen den Zaun und hört auf die Worte, welche er nicht versteht, raucht das Altkaut das ihm nicht mündet, und denkt an einen „Padre“, dem er vor langer, langer Zeit einmal gebeichtet. John Chinamar geht vorüber, und da er auf literarischem Wege ist, hört er beim Anblick von Büchern auf in der Sprache des Confucius zu schnattern, begibt sich unter die Umfäunung der Gesellschaft und riskirt die Unverleglichkeit seines ellenlangen Zopfes unter den „Auschuß-Barbaren“. Der Malaye, mit seiner rothen, spizigen Mütze, hält einen Augenblick verwundernd an und vergißt vielleicht für eine Weile das wohlbekannte Geschäft der Piraterie, während er auf das Evangelium hört das er nicht versteht. Es dauert nicht lange, so ist eine hinlängliche Zuhörerschaft beisammen. Das Singen hat eine Gemeinde zusammengebracht. Es ist Platz genug da für alle; da gibt's keine gepolsterten Kirchenstühle, der Stehraum ist frei und die Einzäunung der Piazza ist mit einer ununterbrochenen Reihe von Zuhörern besetzt. Der Gottesdienst schreitet fort. Gebet, Gesang, Bibellesen, Text und Sermon folgt. Alle können hören, alle sehen — da gibt es keinen Küster noch Diener, noch ist einer pöthig. Es ist ein ursprünglicher Dienst, sehr ernst und durchaus nicht lächerlich.

Das Werbe-Unwesen des vorigen Jahrhunderts.

Hoffmann von Fallersleben singt am Schillerfeste 1839 in seinen äußerst „unpolitischen“ Liedern S. 193:

„Es lebe die Zeit, die neue,
Und keiner bereue
Die Zeit, die neue,
Und jeden erfreue
Die Zeit die neue!“

Und J. H. Voß, die Priede Mecklenburgs, einer der edelsten und freisinnigsten unter Deutschlands Dichtern, besingt in einem Chorgesange alten Rheinwein (S. 187):

„Nicht bist du spärrer Zeit Verächter,
Du Altpapal
Man wird mit jedem Tag nicht schlechter,
Das weißt du ja!
Viel Gutes findest du und Neues,
Zum Beispiel nennen wir ein freies
Amerika.“

Wahrlich, die neue Zeit hat uns, wie unendlich viel ihr auch noch zu thun übrig bleibt, doch schon viel Gutes gebracht. Nicht bloß von den Scheeren, mit denen man uns nicht etwa die Zöpfe, sondern die Gedanken beschneit, von den Censor-Scheeren (hu!) nicht weniger als von den Perücken uns Reifröcken, vor allem aber von den Zöpfen hat sie uns befreit, dem erhab'nen Sinnbild alles Rückschrittes. Nicht bloß bei den Soldaten, sondern auch bei vielen Gelehrten, an vielen Orten (aber noch lange nicht überall) bei den Handwerkern hat sie die oft armdicken Zöpfe abgeschnitten, und wenn manche Theologen neuester Zeit sie sich auch gern wieder ankleben möchten, sie werden nicht festigen, der Leim, dessen man sich bedient, wird nicht halten, wird loslassen, sobald die Vernunft wieder mit ihren allmächtigen Strahlen die dicken Wolken des Aberglaubens und einer hohlen, aller Thatkraft baaren Frömmelerei durchbrechen wird.

So hat die Neuzeit auch eine Last von unserem Vaterlande genommen, die vor hundert Jahren noch mit Centnerschwere auf dasselbe drückte, das Werbe-Unwesen. An seine Stelle ist die allgemeine Wehrpflicht getreten, am Vollkommensten in Preußen, und man achtet es mit Recht für Schande, wenn ein gesunder, rüstiger Jüngling aus Feigheit oder Weichlichkeit sich dem Kriegsdienst durch die Flucht oder durch Bestechung oder durch die Gunst Mächtiger entzieht. Dort steht der Graf neben dem Pflüger als Kamerad in Reih und Glied; das dämpft den Dünkel und Hochmuth des Einen und hebt die Brust des Andern. Mit edlem Selbstgefühl spricht der Mann, er sei nun Minister, oder Beamter, oder Geistlicher, oder Handwerker, oder Bauer geworden, von seiner Jugendzeit, als er die Waffen getragen, und freut sich in der Erinnerung an die Kriegszüge, an die, wenn auch unblutigen, Kämpfe, die er mitgemacht, an die Mühen und Strapazen, die er beim Manöver ertragen hat, wie an die frohen Stunden des Lagerlebens bei Kriegsgefangen und Bekehrten. Darum werden wir auch die Tage von Jena und Prenzlau nicht wieder erleben. Sollten die Herrn Franzmänner wiederkommen, unsre Jugend wird ihnen zeigen, daß sie den *Klopstock* gründlich studirt, nicht bloß seine Hermannsschlacht obenhin gelesen hat.

Wie anders, wie jämmerlich war es doch mit der Ergänzung des Heeres vor hundert Jahren. Das stehende Heer, die einzige Stütze des Vaterlandes — denn Volksbewaffnung, Landwehr und Landsturm, ist erst seit der französischen Revolution aus ihrem achtzehnhundertjährigen Schlaf erwacht — bestand nur zum geringern Theil aus Vaterlandsjüngern, die meistens aus dem kräftigern Bauernstande genommen wurden und Cantonisten hießen. Der größere Theil bestand aus Geworbenen, und diese waren theils leichtsinnige junge Leute, welche, umgarnt von der List der Werber, verführt durch Handgeld, Wein und Weiber, zur Fahne schworen, theils ganz verdorbene Menschen, welche zur Arbeit zu faul, durch die dem Soldaten anßer dem Dienste gleichsam zur

Entschädigung für die entsetzliche Strenge der Kriegszucht gestatteten Liederlichkeit angelockt dem Kalbfell folgten; galten doch Huren, Saufen und Spielen bei Officieren und Soldaten für keine Schande und wurden wohl die heilige Drei des Soldatenstandes genannt! nicht gering war auch die Zahl derer, welche aus den angrenzenden Staaten, oder gar von einem Regimente zum andern desertirten, um sich neues Handgeld zu erwerben. Ein Geworbener galt bei seinen Kameraden erst dann für einen ganzen Kerl, wenn er drei Potentaten gedient hatte, d. h. dreimal desertirt war. Selbst die Zuchthäuser lieferten ein bedeutendes Contingent von Vaterlandsvertheidigern. Der 1806 von Napoleon aus seinem Lande vertriebene Churfürst von Hessen, wegen seiner bis zur Begeisterung gesteigerte Liebe zu langen und dicken Zöpfen, die er bei der Revue mit dem Maßstab auf dem Rücken der Leute maß — und wehe dem Commandeur, in dessen Regiment sich ein Zopf fand, der nicht die vorgeschriebene Länge hatte! — in ganz Hessen und Westfalen nur der Zopffürst genannt, war als preussischer Feldmarschall Inhaber eines Regiments zu Fuß, welches sein Standort in der Festung Wesel hatte. Der König bezahlte jeden in ein Regiment eingestellten Geworbenen mit etwa 80 Thaler, wovon dieser aber in der Regel nicht die Hälfte bekam, denn der Herr Chef, der Oberst, der Major, der Hauptmann, der Werbezoffizier und Unteroffizier, sie alle wollten auch leben. Der Churfürst, dessen weltberühmter Geiz seine Kleinigkeitskrämerei noch weit übertraf, verstand das Ding besser; er behielt das ganze Handgeld und warb die Recruten selbst, indem er seine Zuchthäuser öffnete und die Sträflinge, versteht sich, gegen Verzichtleistung auf das Handgeld, zum Regimente schickte, welchen Wechsel diese sich natürlich gern gefallen ließen, denn im Zuchthause war alles schlecht, ausgenommen die Prügel, welche täglich baar und unverkürzt, ja wohl gar mit Agio ausbezahlt wurden; in Wesel dagegen hatte man wenigstens freie Luft, bei knappem Tractament hie und da Gelegenheit zu allerlei Nebenverdienst, in der Manöverzeit entschädigte man sich auf den umliegenden Dörfern, die vor diesen Gästen zitterten, an den Hühnern, Enten, Gänsen, Schafen und Fischteichen der Bauern, wie an dem Wild der Forsten, um zugleich in der Uebung des früher getriebenen Gewerbes zu bleiben, und wenn der Dienst nicht länger behagte, so desertirte man über die nahe holländische Grenze, was oft mit staunenswerther Berwegenheit geschah, z. B. von den 30 bis 40 Fuß hohen, gemauerten Wällen der Festung (die Gräben sind auf der Ost- und Nordseite trocken) herab reitend auf dem Gewehre, wobei man schneller hinunter kam, als der Alpenreisende den Schnee des Bergabhangs auf seinem Alpenstock hinabrutschte. Es ist vorgekommen, daß ein solcher mit der Wade in einen der eisernen Haken, die zur Anbringung der Maurergerüste in den Wällen eingemauert sind, auf seinem nächtlichen Hergenritte gerathen ist und bis zu Tagesanbruch in äußerst unbequemer Lage hat hängen müssen, worauf dann nach seiner Wiederherstellung die Annehmlichkeit eines 12matigen Spießruthenlaufens durch eine Gasse von 250 Mann folgte (Nach mündlicher Erzählung eines Hauptmanns von Hartag, der von 1785 bis 1806 in diesem Regimente gedient hatte).

Ein kleiner Theil der Geworbenen nur diente aus angeborener Kriegslust, und dieser und die Cantonisten waren der Kern des Heeres, der im Unglücke aushielt — denn die vorher genannten desertirten nach Niederlagen zu Tausenden — und dessen heldenmüthiger Tapferkeit und Todesverachtung Friedrich der Große meistens seine unssterblichen Siege verdankte.

Noch ein anderer Theil bestand aus gewaltsam Geraubten, und von diesen soll hier besonders die Rede sein.

Der Menschenraub zur Ergänzung der Regimenter durch große, schöne und stattliche Leute wurde am Stärksten und Schreendsten zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen betrieben. Die Passion dieses durch seinen wunderlichen Despotismus, der selbst den eignen Sohn nicht verschonte, genugsam bekannten Mannes für große, schöne Leute, ward die Ursache dieses Unfugs. Seine Garde bestand aus Miesen, die er theils mit

enormen Summen bezahlte, theils auf gewaltsame Weise an sich brachte. Daß er ein wundergroßes, schönes Bauermädchen, welches ihm auf einem Spazierritte bei Potsdam einst begegnete, ohne sie zu fragen, mit dem schönsten Unteroffizier, um Garde-Vollblut zu erzielen, copuliren lassen wollte, von dem Mädchen aber übertlistet wurde, ist eine im Munde des Volkes lebende Geschichte, welche Bischof Eylert in seinem Leben Friedrich Wilhelms III. und Förster in seinem interessanten Buche: Preußens Helden u. als gewiß erzählen.

Es war nun kein Wunder, daß jeder Regimentsinhaber (und das war jeder General) darnach strebte, in seinem Regimente recht viele große und schöne Leute zu haben, denn je mehr er deren bei der jährlichen Revue vorführen konnte, desto fester saß er in der Gnade seines Königs. Dazu wurde denn jedes Mittel, außer den gewöhnlichen der Verlockung durch Geld, Wein, Weiber und falsche Officierspatente, welche manchen leichtfertigen Studenten und Handlungsdienner angeführt haben, auch der schändlichste Raub angewandt. Bei der hohen Vorstellung, welche diese Männer von der erhabenen Würde und der übergroßen Glückseligkeit des Soldatenstandes hatten, glaubten sie wohl gar einem jungen Menschen einen großen Gefallen zu thun, wenn sie ihn zu diesem Glücke zwangen, wenigstens hielten sie es für kein großes Unrecht, wie denn die Moral des Despotismus zu allen Zeiten, im weltlichen, wie im geistlichen Gewande, eine eigenthümliche gewesen ist. Nur aus diesen Gründen läßt sich erklären, wie der Feldmarschall Schwerin, der im Gegensatz der Nobilität des Fürsten Leopold von Dessau und seiner vielen Gefinnungsgenossen der Vertreter der Humanität im preussischen Heere war, an solchem Greuel Antheil nehmen konnte. Daß die Werber seines Regiments aber eben solche Menschenräuber waren, wie die der andern, ist gewiß. Wie ringsum an den preussischen Grenzen alle die kleinern, wehrlosen Staaten, so litt ganz besonders das fast ganz von Preußen umschlossene Mecklenburg-Strelitz durch diese Gewaltthätigkeit; kein Mensch von stattlichem Körperbau war sicher, überall lauerten und schlichen die schurkischen Werber mit den Genossen ihrer Verbrechen umher, drangen meilenweit in das Land, überfielen Arglose und Unvorsichtige und schleppten sie über die Grenze. Es war ein Kriegszustand mitten im Frieden, so arg, wie er an der Küste von Guinea und Congo noch heutiges Tages zu Gunsten der amerikanischen Pflanzler stattfindet. Noch leben im Munde des Volkes viele Geschichten der Art, selbst in der Gräflsch Schwerinschen Familie, wie denn der Einsender dieses folgende Züge aus dem Munde des verstorbenen Landraths, Grafen von Schwerin auf Pugar, Waters des kürzlich wieder zum Reichs — wollte sagen Landtage aber nicht wieder (weil er nicht von Stahl war) zum Präsidenten desselben gewählten Grafen Max von Schwerin erhalten hat.

In Sandhagen bei Friedland ist ein Schäfer von ausgezeichnete Größe und Schönheit gewesen, dem die Werber des Feldmarschalls auf jegliche Weise anzulocken versucht haben. Als kein Zureden helfen will, beschließen sie, mit Vorwissen ihres Herrn Gewalt zu gebrauchen. Sie kundschaften aus, daß der Schäfer Nachts in seiner, wie gewöhnlich auf drei Nädern ruhenden Hütte verweilt. Sie bringen nun die vier Kuttschpferde des Feldmarschalls in der Dunkelheit über den Kavelpaß, und es gelingt ihnen, nachdem sie die Hunde des Schäfers stille gemacht haben, die Thür der Hütte zu vernageln, ehe der Bewohner derselben sich rühren kann. Die Pferde werden vorgelegt und im Carriere gehts über die Ebene der Sandhäger und Friedländer Feldmark der Kavel zu. Der Schäfer aber war diesmal klüger, als der hohe Herr. Er hatte, besorglich einen solchen Fall voraussehend, sich den Boden seiner Hütte so eingerichtet, daß er ihn losmachen und sich unbemerkt an die Erde lassen konnte. Dies that er. Als nun die Räuber auf preussischem Grund und Boden angekommen waren und ihren Fang besehen wollten, war das Nest leer.

Weniger glücklich war ein sechs Fuß und etliche Zoll langer Fischler zu Bergen auf der Insel Mügen. Bei ihm bestellten einst „Bauersleute aus einem benachbarten Dorfe“ — es waren

verkappte preussische Werber oder vielmehr Menschenräuber — einen beträchtlich großen Sarg und verabredeten den Tag, an welchem sie ihn abholen würden. Als sie hiezu nun gekommen waren und den Sarg aufladen wollten, gaben sie vor, er sei nicht so groß, wie sie ihn bestellt hätten, der Todte könne nicht darin liegen. Der Tischler widersprach, versicherte, das ihm aufgegebne Maß richtig angewendet zu haben; für ihn selbst, der doch länger sei, als nach ihrer Angabe der Todte, sei der Sarg lang genug, und legte sich, als dies nicht geglaubt, sondern das Gegenteil behauptet wurde, zu mehrerem Beweise in den Sarg. Das eben hatten die Gauer gewollt. Kaum lag er, so schlugen sie den Deckel zu, der Sarg stand im Nu auf dem Wagen, und ehe noch der Tischler vermist wurde, waren sie am Meeresstrande, wo ein Schiff bereit lag, das arme Opfer der Soldaterei ans Pommersche Ufer, nach Peenemünde zu bringen.

(Schluß folgt.)

Harvstleid.

Rümmt dei olle Harvst heran,
Dat's dei Treckeltiedt,
Doa halt Mien man so hoch,
Ward Ein't Hart so wiet.

Is dat doch, as bleew doa nig
Länge bi uns stahn,
As müst mit dei Bagellüd
Man up Reisen gahn.

Süh! Doa sett't 'ne lütte Schwält
Sich vör't Finsie hen,
Rickt mi so tautruulich an,
As ob't's lang all kenn.

„Büst vielleicht en ollen Fründ?
Na, dat is jo nett!“
Will seihn, wat so'n narschen Jung
Mi tau seggen heft.

Meinst jo, mit dat Truuvigsin,
Seegst du goa nich in
Wiel man up 'ne bete Stell
Of wat Peters sünn.

Röppst: „En Wannervagel bün't,
Awe du jo of;
Doarüm schnür dien Rängel sien
Un lang nah den Stöck!“

Ball naug geiht dei Somme hen;
Ihr du't di vesühst,
Is dei Treckeltiedt of doa,
Dat du vörwärts tühst.

Awe kannst di freu'n doatau,
As gew't Hochtiedtzwien,
Rümmst in't Land vull Frühjoahrsluft
Un vull Sünnessien,

Marckst du, dat dei Matten teihn,
Süh; denn denk an mi,
Un den reis' so licht as ic,
Nu Adju! Adju!“

(A. W.)

Anekdoten.

Der denkende Puterhahn.

Ein holsteinischer Bauer bringt einen fetten Puter nach Kiel zu Markte, überläßt ihn der Aufsicht seines Sohnes und schlendert schaulustig zwischen den Buden umher. Da fällt ihm ein Vogelshändler auf, der alle mögliche Arten von Singvögeln feil hat. Er tritt näher und hört nun, wie dieser für einzelne Sänger 1, 2, wohl gar 4 und 5 Thaler fordert, die dann auch von den Käufern gegeben werden. Schwerenoth, denkt der Bauer, wenn se so veel för sonn lütt Ding gevt, wat werd se erst för dienen Kuhnahn geben! Sofort holt er seinen Puter und stellt sich neben den Vogelshändler auf. Es kommen Leute und fragen: wo dühr de Kuhnahn?

Bauer: Tein Dabler.

Käufer: Wat? is he nich recht kloof? En Spetsches (Spe. ries, 1 rthl. 16 gr. pr.) is ook noog.

Bauer: Nich doch, unner tein Dabler nich; wenn sonn lütt Ding twee Dabler gelt, denn is mien Bagel doch woll tein werth.

Käufer: De Lütten singt ja ook, kann denn sien Kuhnahn ook singen?

Bauer: Ne, dat kann he nicht.

Käufer: Na, wat kann he denn?

Bauer: He denkt sien Dehl.

Die Moral aus dieser Geschichte ist, daß ein verständiger Mann es bei Betrachtung unsrer Zustände ebenso macht, wie des Bauern Kuhnahn, und den Schnabel nicht aufthut.

Krischänning mien Sähning, loop mal in dei Stadt rümme, un seih mal tau, ob du nich en poa frisch Eier för Großvatting sienen Hausken kriegen kannst.“ — Krischänning läuft stracks fort, seinem Auftrage zu genügen. Nach einiger Zeit kommt er blau gefroren und in die Hände hauchend sehr verdrießlich ins Zimmer zurück. — „Na, Krischänning, heft weck kregen, mien Sähning?“ — „Nee, Mutting; bi dees' Küll legs kein Minsch Eier.“

„Ach, Corlien, mit mi geiht't tau En'n! — Süh du büstümme mien richtige Fruu west, un doarüm mügt ic so giern up dei Legt för di sorgen. Ic hew mi so dacht, dat wier woll am Besten, wenn ic doot bün, denn friegst du Jochen Schulten werre.“ — „Ja, Johann, dat hew ic mi of all so dacht.“

Aus der „Unsinn-Sammlung.“

Auf dem Kirchhofe zu Herberhausen bei Göttingen ließt man folgende in Stein gehauene Grabchrift:

Hingewelt in ihrem Leben
Schönster Maitag sei gebracht,
Denn wir weinen doch vergebens
Trostlos unsrer Mutter nach.
Ach so früh, so früh verloren
Wir die gute Mutter schon.
¼ Jahr zuvor verlor
Sie ihren guten frommen Sohn.

Räthsel.

Zweifelbige Charade.

■ Zu gutem Futter dient mein Erstes meinem Zweiten
Mein Ganzes ist ein Pferd, doch läßt es sich nicht reiten.

Auflösung des Räthfels in Nr. 40: Wachtel

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die G. Lingnan'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die O. Barnow'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl. für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Germ. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von Fritz Renter.

N^o 2.

Neubrandenburg, den 13. Januar.

1856.

Das Werbe-Unwesen des vorigen Jahrhunderts.

(Schluß.)

Die Glaubwürdigkeit dieses unerhört schändlichen Raubes wird durch einen Brief des Königs an den damaligen General-Lieutenant von Schwerin bestätigt, derselbe lautet wörtlich also:

„Mein lieber General-Lieutenant von Schwerin! Ich habe aus Eurem Schreiben vom 18. d. Euren Anschlag auf den großen Keel auf Mügen und die Artb, wie Ihr solches fassen wollt, ersehen. Ich accordire Euch auch die beikommende Ordre an den Commandanten in Penamünde nebst der Abschrift, auch den verlangten Vorspannpaß nebst 4 Pferden zur Transportirung des Recruten (!) nach Frankfurt. Da aber die Sache sehr delikant ist, (hört!) so müßt Ihr Eure Mesures sicher und wohl nehmen. Ich bin Euer wohlaffectionirter

„Busterhausen den 23. Sept. 1738.

F. W.“

Der verstorbene Graf hat vor mehr denn zwanzig Jahren dem Einsender dieses eine äußerst interessante Sammlung von Original-Briefen der Könige Friedr. Wilhelm I. und Friedrichs II. an den Feldmarschall mit der Erlaubniß mitgetheilt, zu historischem Gebrauche davon Abschrift zu nehmen; daraus ist auch dieser Brief wörtlich genommen.

Der Urogroßvater des verstorbenen Domänenpächters Ddebrecht zu Schönbeck bei Friedland, ein großer schöner Bauernsohn zu Schwichtenberg, konnte sich gegen die unausgesetzten, heillosen Nachstellungen der Preußen nur dadurch retten, daß er nach Neustrelitz floh und vom Herzog Adolf Friedrich III. als Lakai ins Schloß aufgenommen wurde, wo er kaum noch sicher war.

In Moskow bei Friedland hatte ein Schäfer Namens Müller, zwei durch Körpergröße und Schönheit ausgezeichnete Söhne, denen die Werber lange vergeblich nachgestellt hatten. Die Bewohner der Dörfer in der Nähe der großen Friedländischen Wiese haben die Gewohnheit, in der Zeit der Heuwinde die kurzen Nächte hindurch in der Wiese zu bleiben und in den Heuhaufen zu schlafen. Jene beiden Burschen hatten dies lange Zeit aus Furcht vor den Räubern nicht gewagt, sondern waren jeden Abend zu Hause gegangen, um hinter wohlverwahrter Thür und im Schutze des Dorfes zu ruhen. Eines Abends jedoch waren sie,

in der Meinung und vergewissert, daß keine Preußen in der Nähe seien, im Heu geblieben. Aber siehe, mitten in der Nacht kamen die durch Espione benachrichtigten Räuber, überwältigten die armen Jungen und schleppten sie nach Putzar oder Schwerinsburg. Die Mutter eilt ihnen am folgenden Tag nach und fleht den Feldmarschall inständig an, ihr die Söhne zurückzugeben; mit Abscheulichen erklärt der Feld von Mollwitz, das sei ihm unmöglich, sie seien schon zum Regimente nach Prenzlau abgeführt. Vergeblich bietet die wohlhabende Frau tausend Thaler Lösegeld. Sie folgt nun den Söhnen in die Garnison, aber alle Versuche, alles Flehen, alle Anerbietungen zu noch höherem Erfolge sind auch hier vergeblich; die Burschen sind schon eingekleidet und haben den Soldateneid schwören müssen (ein schöner Gebrauch des Eides!) — Der Regimentscommandeur tröstet die verzweifelte Mutter, ihre Söhne würden nun ganz andere Menschen werden, und nach 6 Jahren solle sie dieselben wieder haben und sich wundern, was für schmutzige, ordnungsliebende, brauchbare und tüchtige Männer aus ihnen geworden sein würden. Den Einen sah sie nie wieder; er starb während seiner Zwangsdienstjahre am Nervenfieber. —

Daß alle diese Vorfälle nicht in späterer Zeit erdacht; auch nicht durch die alles vergrößernde Sage ihr jetziges Gewand bekommen haben, davon zeugt am Schlagendsten die Verordnungen des Herzogs Adolf Friedrich des Dritten von Mecklenburg-Strelitz vom J. 1724, welche in v. Kamphs Repertorium S. 283 u. ff. und in dem des Advokaten L. Vocius S. 226 abgedruckt sind. Wenn aber die Regierung eines kleinen, machtlosen, von Preußen fast umschlossenen und darum politisch trotz Kaiser und Reich und aller möglichen Rechte von ihm abhängigen Staates dem mächtigen Nachbar gegenüber nicht etwa in der Geheimchiffre diplomatischer Verhandlungen, sondern in einem gedruckten Plakate, welches von den Kanzeln verlesen, in jeder Amtsstube, wie in jedem Schulzenhause und Landruche angeschlagen wurde, eine solche Sprache führt, wie hier, so muß die Sache toll genug gewesen sein. In dieser Verordnung heißt es S. 5: „Würden aber bei dergleichen (nämlich verbotenen) Werbungen, wie öfters geschehen, Gewaltthätigkeiten gebraucht, mithin das hiesige Territorium wider Völkerrecht, auch Gesetze und Verfassung des heiligen Römischen Reichs verlegt, so hat man zuvörderst alle Moderation gegen die Gewaltthäter zu gebrauchen und sich in terminis defensionis zu halten, mit der Bedeutung, daß sie nicht in Feindes Land wären

auch wo möglich suchen, selbige zu arretiren. Mähme aber die Gewalt Ueberhand und die Freyer wollten sich nicht in Güte abhalten lassen, soll Gewalt mit Gewalt, nach Erlaubniß aller Rechte, gesteuert werden, so gut es immer geschehen mag und kann.“ §. 6. „Zu welchem Ende dann durch Glockenläuten oder sonst ein Signal gegeben werden soll, damit den Noth- und Gewaltleidenden von den Einwohnern und benachbarten Dörfern mit dazu benötigtem Gewehre oder dazu dienlicher Feld- und Bauergewerkschaft*) zu Hülfe geeilt werden können, wie denn hiemit auch allen Obrigkeiten anbefohlen wird, allen ihren Einwohnern bei harter Strafe anzudeuten, daß, sobald solch Signal von ihnen gehört wird, ein Dorf dem andern, es sei fürstlich oder adlig, ohne Verzug beistehen und mit aller Macht der Gewalt steuern helfen solle.“ §. 7. „Sollten auch einige Leute mit Gewalt von den Weibern weggenommen werden, so soll eine Stadt oder ein Dorf dem andern dergestalt beistehen, daß mit gesammter Hand den Weibern nachgesetzt und ihnen die Leute wieder abgenommen werden.“ §. 8. „Alle Spionerei, so wegen dieser verbotenen Verbungen vorgenommen wird, soll ohne Gnade und weilläufigen Prozeß mit harter Leibes- und nach Befinden Lebensstrafe belegt werden.“ Und nun gar §. 9: „Es soll sich nicht allein einer solchen gewaltsamen Wegschleppung aufs Kräftigste widersezt, sondern auch die Javafors, (d. h. eben jene Räuber) wenn sie nicht übermannt und zur gefänglichen Haft gebracht werden können, feindlich begegnet, mit der Schärfe angegriffen, krumm und lahm geschlagen, auch wenn es nicht zu ändern, todt geschossen werden.“

In einer Erneuerung dieser Verordnung von 1736 heißt es: Die Obrigkeiten sollen auf vorgedachte Spione fleißig Acht haben, und falls dergleichen betroffen werden, criminaliter wider sie verfahren und sie nach Befinden als friedbrüchige Menschenräuber mit dem Strange vom Leben zu Tode bringen lassen.“

In einer Verordnung von 1731 heißt es: „Den Schwäsen und Hirten, denen vorzüglich nachgestellt wird, soll erlaubt sein, zu ihrer Defension einen Puffer oder Pistolen bei sich zu führen, um sich im Nothfall damit, so gut sie können, zu verteidigen. Die Prediger sollen diese und die ältern Verordnungen von den Kanzeln verlesen.“

Es wäre interessant, aus den Archiven zu erfahren, ob eine Execution gegen dergleichen Räuber stattgefunden, oder ob eine Gemeinde von ihrer Befugniß, den Landsturm aufzubieten, Gebrauch gemacht habe.

Wir schließen diese Darstellung mit dem aufrichtigen Wunsche, daß weder das Werbesystem, welches der „Feudalparier“ ganz recht sein möchte, noch die Stellvertretung, diese Ausgeburt des napoleonischen uns in der Seele verhaßten Despotismus, uns je wieder die allgemeine Wehrpflicht, dies Palladium des Vaterlandes, rauben möge.

Memoiren eines alten Fliegenschimmels

in Briefen an seinen Urenkel,

den großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Geflüßhengst Med Robin, Doberansky, Gistrowsky, Fuchs, Bollblut und Premier des Bollblutantes zu Medefin, Jababer eines Sterns.

(Fortsetzung.)

Mortje, Ben David, Ben Mausche, Ben Schmuhl, Ben Joel, Ben Peip, ein edler Israelit, der sein pedigree, wie heut zu Tage fast alle Juden, bis in die äußersten Wurzeln des Levitenstammes hinunterleitete, der mit gerechter

Verachtung auf die Ben Juda und Ben Ruben hinabblifte, dem recipirten alttestamentarischen Adel angehörte, dessen Vorfahren die Mauern von Jericho maerumpet hatten, dessen Urenkel ältervater dem römischen Hauptmann, Herrn von Monmorency oder Dalberg — denn beide Familien machen mit Recht Ansprüche auf Abstammung von jenem Kriegsknecht, der Christus an's Kreuz schlug — gegen 11 1/2 Prozent schöne Gelder zum leichtsinnigen Lebenswandel vorstreckte, dieser Mortje, sage ich, der trotz seines riesigen Stammbaumes weniger auf seinen Adel, als auf seine Beziehungen zum Adel gab, erkannte in mir ein Wesen, welches geeignet sein könnte bei Damen derringt Glück zu machen. Mortje gehörte zu jenen bevorzugten Sterblichen, die es so gleich jedem Dinge ansehen, wozu es zu gebrauchen sein könnte; auf Auktionen, fast erdrückt von den um ihn aufgestapelten erbandelten Schätzen, war er nie in Verlegenheit, jedem Ding seine Bestimmung im Voraus zu ertheilen; dieser alte Gut paßte ganz genau seinem Nachbar links, dieser Lehnstuhl war wie gemacht für seinen Nachbar rechts, dieser verbogene eiserne Haken paßte nirgends, als nur zu dem Schmelzofen seines Nachbarns gradeüber. Als er mich zum ersten Male erblickte, kniff er die Lippen zusammen, nickte sich selbst Befriedigung zu und murmelte vor sich hin: „Ausgezeichnet!“ dem er darauf nach einer Weile: „Vor die Dams“ nachfolgen ließ. Diese Ansicht über meinen Lebensberuf entschied mein Schicksal. Mortje nahm mich bei sich auf und verpflegte mich in einer Art Boardinghouse mit mehreren anderen jungen Herren meines Geschlechts, legte sein Geld auf mein gutes Aussehen an, lehrte mich, wie Haar und Zähne wichtigere Dinge seien, als Herz und Hirn, lehrte mich das Geheimniß, durch Nichtsthun sein Glück zu machen und durch Fensterpromenaden Herzen zu gewinnen, und machte mir den Begriff „Taille“ in des Wortes verwegener Bedeutung klar.

Ein süßer Usian trug in mein Leben, die doppelköpfige Hydra deutscher Sentimentalität und jugendlicher Liebeseligkeit wand ihre zauberischen Ringe um mein liebedürstendes Dasein, vergessen war der hochstürmende Flug edler Geburt,

nur Liebe, Liebe, webete aus Morgenluft,
nur Liebe, Liebe, glänzte aus Sternenschein,
nur Liebe, Liebe, flötete die Nachtigall!

So eine dumme Nachtigall hat gut flöten; sie flötet und liebt, und liebt und flötet, von dem, was mir im Herzen sich regte, von einer reichen Liebe hat so eine Creatur gar keine Abnung: Weil ich Dir gegenüber gewissermaßen in der Lage eines Weichkinds bin, das nichts als Irthum und Thorheit zu bekennen hat, so wirst Du vielleicht vermuthen, ich hätte das Eigenschaftswort „reich“ auf Liebe bezogen, ich hätte meine Phantasie in dem „Raum der engsten Hütte für ein zartlichtend Paar“ spazieren geführt, ich hätte den Inhalt meines Lebens in Gras und Blumen eingefügt, ich hätte so etwas Hölty-Jean Paul-Johanna Heinrich Vogt-Kleinbürgerlich-kämmerlich-Joylisches an mir gehabt; nein, mein Sohn! durch's Gramen war ich gefallen; aber so dumm war ich nicht: ich bezog das Epitheton „reich“ nicht auf die Liebe, sondern auf den Gegenstand meiner Liebe.

Hier wäre nun der Ort, meinem unvergeßlichen Freunde, Mortje, einen Paon zu singen und gewiß würde ich denselben anstimmen, für Alles das, was er an mir gethan hat, wäre mir im Laufe meines Lebens nicht klar geworden, daß alle menschliche Wohlthaten trübe Ausflüsse engerzigen und selbstfüchtigen Egoismus sind. Mortje hat viel an mir gethan, er hat mich eigenbändig malobert, das heißt diesmal, wenn ich so sagen soll, ad deteriorum; er riß mir nämlich die Füllenzähne aus und machte mich älter, als ich war. „Eine gewisse Geseßtheit,“ sagte mein würdiger Freund, „erweckt Vertrauen, führt rascher, sicherer zum Ziel, hol der Teufel die Studentenliebschaften! Was kann er nach kommen? Ich bin ein Mann vor's Geschäfft!“ Aber mein unvergeßlicher Freund hatte seine Auslagen für mich und seine Anlagen auf mich im Auge, er führte meine unerfahrene Jugend seinen Weg, machte einen Strich unter seine Rechnung, nahm mit 75 Prozent vorlieb und überließ mich meinem Schick-

*) Also Art, Hacke, Sense, Mist und Heugabel, welche auch 1803 manchem zuchtlosen Franzmann, der sein Regiment verlassen hatte, um Raub und Vandalismus zu treiben, das Garaus gemacht haben.

fale und der reizendsten bürgerlichen Dame meines Vaterlandes.

Mit geraspelten Hufen, mit gestriegeltem Fell, mit geschorenen Fesseln und coiffirten Mähnen und Schweif mußte ich unter seiner Anleitung täglich vor dem Hause Malchens co urbettiren,

Malchen Lembke's, die die reiche
Tochter war des alten Lembke,
Enkelin des reichen Hillmann,
Der Bockschäfer einst genannt war,
Schweigsam, züchtig, wie Kimane,
Tiefversenkt in die Pantoffel,
Die sie für den Dinkel stückte,
Der noch Fett hatt' auf den Rippen,
Den sie zu beerben dachte,
Saß die Holde an dem Fenster,
Nur verstoßen auf die Straße
Und auf die Courbette blickend,
Die ich täglich schweifgehoben
Opfer ihren Augen brachte,
Täglich 'rauf und 'runter machte,
Rückwärts, rückwärts! alter Schimmel.
Vorwärts trieb dich dein Verlangen,
Wärst du rückwärts stets gegangen,
Rückwärts lag, dein wahrer Himmel.

Mein Sohn, wie sich die Dämmerung auf den leuchtenden Tag legt, legt sich die Schwermuth auf die grüne Weide der Hoffnung; sie schleicht leise heran, mit mildem, Alles vergeistigendem Zauber deckt sie das Schrofne und Störende; ihr leise-flüsternder Flügelschlag fächelt dich ein in die Träume seeligen Schweigens und wenn dann dein müdes Auge die schwere Wimper aufschlägt, dann ist's Nacht um dich; die grüne Hoffnung ist schwarz geworden, als wäre Reif auf die Flur gefallen, rings um dich ist nichts! Und wenn dein Auge dann

Nach neuen Sternen,
Nach Quellen neuen Lebens
Weit suchet in den Fernen,
Dann sucht es wohl vergebens!

Wie die Schabracke eines Trauerzuges liegt die Schwermuth auf mir, wenn ich jener Zeit gedenke, in welcher ich bald mit dem wagbalsigsten Muthe auf den zerbrechlichsten Sprossen der Traumleiter, welche zum Liebeshimmel führt, herum balancirte und mit den Jubelliedern eines problematischen Sieges den störenden Ernst mit seinen langweiligen, nüchternen Betrachtungen aus der Seele schenkte, bald in energieloser Sentimentalität vor den Strahlen schöner Augen in charakterlose Weichheit verschwamm, wie — nun, wie sage ich gleich — wie Butter an der Sonne. — Ach! und wenn's nur Schwermuth wäre, die mir die lachenden Fluren der Erinnerung verdüstert; aus der Schwermuth Nacht ist das Gespenst der Neue geboren, das mir nun hohnlachend zu spät die richtigen Wege zum Glücke zeigt. Rückwärts, rückwärts! hätte ich weichen sollen; noch einmal hätte ich es mit dem Examen versuchen sollen, meinen unvergeßlichen Freund Mortje hätte ich fliehen sollen, wie der Menschen Aeltermütter die Schlange, rückwärts lag meine Ehre und mein Ruf. Mortje, mein unvergeßlicher . . . , nein, dieser Teufel meines Lebens, machte aus mir das beklagenswertheste Geschöpf der Erde, er entfremdete mich der Natur, er nahm mir den besonnenen Schritt und den energischen Trab, er machte mich zum schwächlichen Paßgänger und impfte mir das erbärmliche Philistertum des kurzen Galopps ein; ohne die geniale Genußfähigkeit eines Don Juan und ohne den diabolischen Triumph der Unsitlichkeit eines Casanova ward ich nicht mehr und nicht weniger als ein gewöhnlicher Damentuecht, ein Fetter in der Sprache gäng und gäber Romantik. Mein Sohn, ich verbülle mein Angesicht. Ein königlich preussischer Baugesangener hat kein besonders anziehendes Loos, aber tausendmal lieber möchte ich das gelbgraue Gefieder dieser Karnallien-vögel tragen und an ihrer klirrenden Kette ziehen als an Rosenketten die verschiedenen Triumphwagen der verschiedenen Seraphinen und Engel und Huldinnen und Göttinnen. Ein richtiger

Damentuecht ist der beklagenswertheste Narr der halben Menschheit, man sagt freilich der schönern und bessern Hälfte, und das würde ein sehr beruhigender Trost sein; aber, mein theurer Sohn, jetzt an den Pforten des Grabes, von den schimmernden Illusionen der jugendlichen Liebe und ihren süßesessenden Banden erlöst, frage ich: schönere? ja! obgleich einmal durch Lessings Laokoon ich anders überzeugt war; bessere? Mein Sohn, ich schüttelte mit dem Kopfe und überlasse es Dir zu entscheiden, ob mein Kopfschütteln dieser Frage oder den Kartoffelschalen meines Lumpensammlers gilt.

„Dem sei nun wie ihm wolle,“ wie eine edle Persönlichkeit in ihrem dunkeln Drange öfters zu sagen beliebte; Lembke Vater besuchte Mortje; Mortje war freundschaftlich genug, mich als den Dritten zu einem vertraulichen Gespräch auf seinem Hofe einzuladen, bei welcher Gelegenheit viel die Rede war von Rücksichten, die man auf mich zu nehmen hätte — man betrachtete mich nämlich, wie ich dort auf- und abspazierte, stets von der Rückseite — und so wurde ich engagirt, Malchen Lembke's Leben zu versüßen: Malchen sollte mich reiten. „Herr Lembke, sagte mein unvergeßlicher Freund Mortje, als der Handel geschlossen war, soll ich holen lassen ein Schnäppchen Wein?“ — „„Danke, Herr Mortje,““ war die Antwort von Malchens Vater. — „Herr Lembke“ sagte mein väterlicher Freund und begann sich zu verschwören, „hätten Sie gesagt „ja,““ hätt ich holen lassen 'en Pegel.“

(Fortsetzung folgt.)

Lieber Herr Gönner,

Also Schmidt hat ihm gekriecht, der hat meinen Schwesterdochterlinde, Körling gewonnen und das auf dem Herrn Goldreuter seinen Saal und die Andern haben sich sehr geärgert, daß sie ihm nicht gekriecht haben? Das glaub ich sacht! Aber was sich Schmidten seine liebe Frau woll freu't hat, als Schmidt ihm ihr zur Taufflappe gebracht hat! Wo der Jung' woll nobel ausgehen hat in seiner neuen Ekspirung, denn das sag ich un doabei bleib ich: gäh! Stülpen sollen doch man gellen! Wenn so ein rober ungeschliffener Edelstein von jungen Dekonomiker in gähle Stülpen ingesagt is, denn kann ich mich nich helfen, denn fällt es mich immer ein, ob der König David, as er in einen leinenen Leibrock vor der Bundeslade gedantz hat, woll gähle Stülpstiefel angehabt hat. Es giebt 'er welche mang, nämlich mang die jungen Dekonomiker, die, wenn sie sie zuerstankrigen, nämlich die gählen Stülpen, auf den Tisch rauf steigen und stum'lang ihre gählen untern Verhältnisse an betrachten. Ich habe mal einen gehabt, nämlich einen jungen Dekonomiker von wohlgezogenen Eltern, der fing allerlei neue amerikanische Moden bei mich an un legte seine gähle Wein auf den Tisch, was ihm sehr kommode zu der lieblichen Betrachtung seiner Stülpen war, mich aber denn doch ein Bißchen zu hoch hinaus war, weswegen ich ihm ein Paar winkte, was denn auch eine Abhelfung zu Wege brachte. Wollte der liebe Gott daß mein Körling in Anbetracht solcher nothwendigen Zuwinungen nicht vernachlässigt würde, er is von mich von Jugend an sehr daran gewen't worden. — Na, Schmidt mag ja auch woll! — Denn ich bin sehr vor das, was un' Herr Pastur, von den ich mir die Staatskalender leihen thu, die propylagische Methode nennt, nämlich, ich prügte ihm — nämlich verstehen Sie mir, ich meine Körling un nich den Herrn Pasturen — vorher, wenn er noch kein Undäg' begangen hat und wart nich erst, bis er sie hat, junge werden lassen. Diese Manier stammt sich noch aus die glücklichen Zeiten der mecklenburgischen Leibeigenschaft her was wie ich höre wieder in günstige Erwartung steht und mit mich vollstän'nig harmonirt. Dazumalen ließ wir die Pferdejungs, was jetzt Hoffungs titulirt wird, regelmäßig an Maidag zusammen complimentiren und prügten sie vorläufig vor all die Undäg' ab, die sie in's halbe Jahr machen würden, ausgenommen diejenigen Prügel, die sie extra for jede einzelne Erscheinung der Pferde in den Waizen rechtmäßig zu for dern hatten. Diese Vorwegverab-

5
scher Dentsjettel von Augen gewiesen: Ein behöllern Kopf is nich Jedem seine Sache, abersten en behöllern Puckel hat Jederein. Na, was Körling anbetreffen thut, den habe ich den Sündtag vor Wihnachten for seine ganze Lebrzeit so eingeseift, daß er jedwer Mal, wenn er Undäg machen will, eine gesunde Erinnerung an die leghändige Abschiedsvermahnung empfinden wird. Vor 'ne richtige Auffrischung, denk ich, wird Schmidt sorgen; abersten durch muß's kommen, denn Körling stammt von 'ne steinpöttige Art.

Es freuet mir sehr, daß Sie mit meine Räthsels zufrieden sünd; dieses nachfolgende is aber heilschen schwer vor Alle, die auf die Versmacherei nich eingefuchst sünd. Wo wird das woll geschrieben, daß doch 'ne richtige geriemelte Verskunst zu weg künmt?

Es saß auf jenem Dache da

Ein Kranich.

Den Vogel werden Sie woll nich kennen. Diese Art Benennung is mich auch noch mendag nich passiert, wenn wir sonst zumalen von diesen Vogel auf Hochdeutsch reden thaten, denn sagten wir „ne Krauhn.“ Abersten's is nu Allens anders in die Welt: zu eine „Pferdelinie“ sagen sie jekund „Pferdeleine“ un zu einer „Peitsche“ „Peitsche,“ was nich viel besser als ornären Plattdeutsch wesen thut.

Leben Sie wohl!

Ihr

Wohnhaftig zu
Hauzerwien bei
Klasshahnenurt
den 1. Janewahri 1856.

bis in den Tod
getreuer Bräsig
immeriter Entspecter.

P. S. Bei den 1. Janewahri fällt mich ein, Sie bestens zu Neujahr zu gratuliren. Der Himmel laß Ihnen in Ihr Geschäft abanziren!

Die Büffeljagd auf den Philippinen.

(Aus de la Girondière's Aventures d'un gentilhomme breton.)

Die Büffeljagd hat auf den Bergen einen andern Charakter als in den Ebenen, wo man nur eines guten Pferdes, der gehörigen Geschicklichkeit und Behendigkeit im Schleudern der Schlinge bedarf, um seinen Zweck zu erreichen. In den Bergen dagegen erfordert sie vor allen Dingen unerschütterliche Kaltblütigkeit. Das Verfahren ist folgendes: man bewaffnet sich mit einem Gewehr, dessen man sicher ist, und stellt sich dergestalt auf, daß man vom Büffel, wenn er aus dem Walde hervorragt, bemerkt wird. Sobald er den Jäger erblickt, stürzt er in vollem Laufe, als wolle er ihn mit Einem Stoß vernichten, auf ihn los, zerreißt, zerbricht und tritt alles was ihm hindernd im Wege steht zu Füßen; hält dann, einige Schritte weit von ihm angekommen, an, und zeigt ihn seine spitzigen, Verderben drohenden Hörner. Diesen Augenblick muß der Jäger benützen um sein Gewehr abzulassen und dem Feind eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Wenn unglücklicherweise das Gewehr versagt, oder wenn dem Jäger Kaltblütigkeit mangelt, wenn die Hand zittert und der Schuß fehl geht, ist er verloren, nur die Vorsehung kann ihn noch retten. Wir kamen an den Rand eines großen Waldes, in welchem wir Büffel vermuteten, und machten daher Halt. Ich war meines Gewehrs sicher, und glaubte ebenfalls die erforderliche Kaltblütigkeit zu besitzen; ich wollte, die Jagd solle auf dieselbe Weise vor sich gehen, als wenn ich ein einfacher Indianer wäre. Ich ließ mich an den Platz stellen, wo aller Wahrscheinlichkeit nach das Thier vorbeikommen mußte, und wollte niemanden, wer es auch wäre, um mich haben. Ich verlangte nun, daß jeder seinen Platz einnehme, und blieb dann, etwa zweihundert Schritt vom Waldessaum entfernt, allein auf freiem Felde, um einen Feind zu erwarten, von dem ich, wenn ich ihn fehlte, keine Gnade zu hoffen hatte. Wahrlich

es ist ein feierlicher Augenblick, sich so zwischen Leben und Tod gestellt zu wissen, und die Ueberzeugung zu haben, daß die einzige Rettung auf der größern oder geringeren Genauigkeit eines Gewehrs, auf der größern oder geringern Ruhe des Armes, welcher es hält, beruht. Als jeder auf seinem Posten war, begaben sich zwei Piqueurs in den Wald. Sie hatten sich zuvor eines Theils ihrer Kleider entledigt, um im Fall einer Gefahr desto leichter auf die Bäume klettern zu können; ihre einzige Waffe bestand in einem Hirschfänger; die Hunde begleiteten sie. Eine halbe Stunde lang herrschte düsteres Schweigen. Jeder dachte auf, ob nicht irgend ein Geräusch an sein Ohr dringe; nichts ließ sich hören. Der Büffel hält sich oft lange Zeit ruhig ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Nach Verfluß einer halben Stunde hörten wir wiederholtes Hundegebell, und die Rufe der Piqueurs: man war dem Thiere auf der Spur. Es verteidigte sich gegen die Hunde, bis zu dem Augenblick wo es, wüthend geworden, gestreckten Laufes dem Saum des Waldes zuwies. Wenige Secunden darauf vernahm ich das Krachen der Aeste und der jungen Bäume, welche der Büffel auf seinem Wege mit erschrecklicher Schnelligkeit zersammereißt. Sein Rennen ließ sich nur mit dem Galopp mehrerer Pferde, mit dem einem Ungethüm, ich möchte fast sagen einem phantastischen Wesen, vorangehenden Lärm vergleichen: es war als stürze sich eine Lawine von der Höhe eines Gletschers herab. Plötzlich wurde der Büffel sichtbar. Er hielt einen Augenblick an, schaute wild rings umher, schlürfte die Luft der weithin sich erstreckenden Ebene, und rampte dann, die Schnauze im Wind und die Hörner so zu sagen auf den Rücken gelegt, wüthend und schrecklich auf mich zu. . . . Der Augenblick war gekommen. Ich war ganz Aug' und Ohr, und so tief in meine Aufgabe versenkt, daß ich rings um mich herum nichts vernahm, während doch die Hunde unaufhörlich bellten und ihrer Beute auf dem Fuße folgten. Endlich senkte der Büffel seinen Kopf, zeigte seine spitzigen Hörner, machte einen Augenblick Halt, und stürzte dann mit neuer Wuth mir entgegen. Ich gab Feuer. Meine Kugel war ihm in die Hirnschale gedrungen: ich war halb gerettet. Das Thier stürzte einen Schritt vor mir zu Boden, einem Felsstück gleich, das sich von einem Berge abgelöst hatte, so schwer und geräuschvoll war sein Fall. Ich setzte ihm den Fuß zwischen die Hörner, und machte mich fertig zu einem zweiten Schuß, als ein dumpfes und langanhaltendes Brüllen mir kund that, mein Sieg sey vollständig: das Thier hatte den letzten Seufzer ausgestoßen. Meine Indianer kamen an.

Räthsel.

Charade von drei Sylben.

Die Ersten lenken die rüstige Fahrt,
Die Dritte schmückt sich mit stattlichem Bart;
Und geht's in die Brandung des Lebens hinein,
So muß die Liebe das Ganze sein.

Auflösung des Räthsels in Nummer 1:

Heupferd.

Correspondenz.

Herrn P. R. freundlichen Dank! Wenn die Zusendung der verlangten Curiosität 8 Tage Zeit hat, so wird dieselbe von meiner Seite erfolgen. P. R. — Herrn P. . . . W. . . . Ich danke für die Zusendung, zumal ich weiß, daß dieselbe ohne Aufwand von Zeit nicht gemacht werden konnte. — Herrn M. . . . F. . . . W. — O, si taruisses! — Doch schadet nicht! Wat den Ginen sien ubl, is den Anneren sien Nactigah! — Dem Anonymus aus Templin: Wenn Sie über die Armuthsversicherung etwas mittheilen wollen, so würden Sie uns verbinden; wir bitten Sie jedoch, uns Ihren Namen mitzutheilen und der strengsten Wahrheit gemäß zu berichten.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die G. Ringnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Varnewitz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl. für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von **Fritz Renter.**

N^o 3.

Neubrandenburg, den 20. Januar.

1856.

Memoiren eines alten Fliegenschimmels

in Briefen an seinen Urenkel,

den großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Gefütschensgast Ned Robin, Doberansky, Büstrowsky, Fuchs, Vollblut und Premier des Vollblutantes zu Medefin, Inhaber eines Sterns.

(Fortsetzung.)

Nie ist ein Handel zu so allgemeiner Zufriedenheit abgeschlossen worden; Mortje war zufrieden, Lembke Vater war zufrieden, ich war zufrieden und vor Allem war Malchen zufrieden. Die Holde kam zu mir, streichelte mich sanft, lehnte sich an meine Schulter und war emancipirt genug, in der blonden Lockenfülle meiner Mähne zu krabbeln, „Herr Dnymus“ — denn so hatte Lembke Vater meinen unglücklichen Namen corruptirt — „Herr Dnymus, du sollst meine unerfahrene Jugend durch den Schmutz der gemeinen Lebenswege tragen. Willst du?“ fragte die Schmeichlerin leise. „Mein Vater ist reich; der goldene Hafer deiner Existenz soll dir sweffelweise zugemessen werden, die glänzendste Equipirung sei dein, und bedient sollst du werden, als wärst du der Sohn vom Hause, denn du hast uns viel gekostet! Und nur Eins verlange ich: du sollst mein sein, ganz mein! Deine Schritte gehören mir, du ziehst fortan an dem Wagen meiner Triumphe, du beugst willig den stolzen Nacken unter der sanften Führung weiblicher Huld; du wirfst mir leibeigen!“ flötete die Holde in zarter de la Motte Fouquéscher Romantik und erröthete Caroline-Pichlersch bis unter die Locken, trotzdem daß Heinrich-Claurensch ihr wonniges Herzchen vor Freunden unter den Schneehügeln wupperte und pupperte. „Aber,“ setzte sie mit leisem Ausleuchten zukünftiger Energie hinzu, und mir war's als ob ein Kagenpfötchen über den glatten Spiegel ihrer Mondscheineseele flog, in welcher sich Liebesgötter zu Dugenden badeten. — „Aber den dummen Umgang mit Mortje verbitte ich mir e n t s c h i e d e n!“ — Nun sprich Du mein Sohn, der in den Gärten der Liebe den zartesten Blumenkohl gezogen hat, konnte ich, der ich mir die Liebe zum Lebensberuf auserforen hatte, vor dem holden Räthsel ihrer ersten Seeligkeit verheißenden Aufgabe zurückschrecken? Nein! Sie hatte de la Motte Fouquésch gefragt, ich antwortete à la Motte Fouquésch mit dem klugen braunen Auge darauf, beugte sanft den stolzen Nacken und weil die Natur uns grausam die Gabe ver-

sagt hat, à la Caroline Pichler bis unter die Locken zu erröthen, wedelte ich à la Hund mit dem Schweif und da mir mein Herz nicht Claurensch wupperte und pupperte, wupperte und pupperte ich mit allen vier Beinen, wieberte ein fröhliches „Ja,“ und am andern Morgen sagte Frau Schröder zu Frau Meier: „Haben Sie's schon gehört, Frau Gebatterin, der alte reiche Gutsbesitzer Lembke hat richtig seine Tochter dem Herrn Dnymus angeschnakkt. Mortje hat das Verhältniß zu Stande gebracht.“ —

Der liebe Gott hat die zweibeinigen Menschen erschaffen mit ihrer Herrschsucht, mit ihrem thörichten Wahn eines Alles besiegenden Gottesgnadenthums; der liebe Gott hat uns Nothe erschaffen mit der vierbeinigen Großmuth geduldiger Kraft, wir spannen wohl unsern Sehnen, aber schießen den Pfeil unserer gerechten Rache nicht los gegen unsere Unterdrücker, denn der liebe Gott hat auch die Liebe erschaffen und in ihrem Gefolge den Gehorsam, die dulddende Hingebung gegen das schwache Geschlecht. — Ach, die Liebe!! —

Mein Sohn, Tausende und aber Tausende haben ihre Federn und sich selbst stumpf geschrieben über dies Thema, ihre Wünsche, Gefühle und Erinnerungen an das punctum saliens jedes Da-seins strömen als lyrische Sündfluth durch das verwässerte Leben; Tauben genug! aber wo der Delzweig, der Frieden verheißt vor der Ueberschwemmung? — Wo der Regenbogen, der hinüber leitete zu sicherer Feste? — Theures Kind meiner Unvergesslichen — ich werde kein Narr sein und in meinen alten trübseeligen Kartoffelschaalentagen von Armindens zauberischen Gärten phantasieren; die Welt hat längst in dem reizenden Liede:

„Liebe, Liebe ist mich nöthig!“

den wüsten Ausdruck eines Sinn- und Sein= bewältigenden Verlangens gefunden; im Uebrigen lies Clauren und, wie ein guter Freund von mir zu jagen pflegt: u., u. und in dergleichen Sachen. Ach! und doch! Während ich in der vollen Hartherzigkeit eines vernachlässigten Alters mich gegen jede Expectoration sträube, klemmt mir die Erinnerung an jene Zeit, wo die Psyche den schlafenden Gros mit dem Deltropfen weckte, die Rippen zusammen und aus dem ausgepreßten, vertrockneten Herzen steigt noch ein letzter milder Deltropfen alles Mißgeschick ausgleichender Verzeihung ins trübe Greisenauge und fällt als versöhnende Thräne der Erinnerung in's moderne Stroß meines Lagers.

Also mit der Liebe in abstracto wäre ich fertig; Nun wäre sie nur noch in concreto zu behandeln.

Malchen Lembke „Tochter sie des alten Lembke“ u. war mir in romantischer Mitterlichkeit zugethan, d. h. die Romantik hatte sie aus den Leihbibliotheken und die Mitterlichkeit stammte aus dem Gute Pümpelshagen und die Verbindung von Mitterlichkeit und Romantik war auf die Leibeigenschaft von meiner Seite basirt. Das Ganze wurde natürlich ein rein platonisches Verhältniß. Sie hielt sehr darauf. Wenn ich mit meinen klugen de la Motte Fouquéschen Augen zuweilen während meines ritterlichen Dienstes nach den äußersten Sohlen ihres reizenden Fußes zu schielen mir erlaubte beliebte sie mir einen schnalzenden Schall zu appliciren, der beinah wie ein Peitschenhieb klang, und die Lösung dieser hinterrückischen Frage war kurzer Galopp, wahrscheinlich — sie sprach es nie aus — dachte sie dabei: „Sie Schächer!“

Diese kleinen Applicationen hätten bleiben können — man wird sie allmählich gewohnt — ich hätte bleiben können, und Alles wäre gut gewesen, aber — wie mein alter, ehrlicher Lumpenfahrer noch gestern sagte, als die Sohle seines linken Stiefels Abschied von ihm nahm — „up nicks is mihr Belsaat!“ — Diese Unzuverlässigkeit aller fata morgana in der Ehe — denn unsere Ehe, war jedenfalls eine morganatische — sollte ich bald empfinden: rohe Dicknäsigkeit trat in den Tempel meines Glücks und warf Zartheit, Empfindung und den ganzen seeligen Apparat der Liebe zum Tempel hinaus, setzte Deinem alten Urältervater jene schwarze verhängnißvolle Brille auf, durch die man die Strahlen der Liebessonne zwar schlecht, ihre Flecken aber desto besser sieht, und setzte sich dann mit breitester Grundlage in die weichen, durch den Ehepact garantirten Polster meiner ewigen Gefühle.

Die äußern Verhältnisse meines äußersten Verhängnisses waren aber folgende:

Frühling war's, durch Maienlüfte
Zogen zarte Liebesdüfte,
Und wie sonst in schönen Tagen
Sollt' ich heut mein Malchen tragen
Durch die frischen grünen Felder
In die Einsamkeit der Wälder.
Silberlicht des Mond's hernieder
Floß vom Himmel; um die Glieder
Malchens bis hinab zum Sand
Floß ein züchtiges Gewand,
Sterne leuchteten von oben,
Strahlten wie von leichtem Golde,
Und Dein Urahn, schweißgehoben,
Trug im leichten Paß die Holde,
Da kam aus der Nacht entgegen
Auf des Truges finstern Wegen
Ein geheimnißvoller Degen.
Lieutenant war er, rothbebartet,
Tücke voll und schlechtgeartet,
Dick von Nase, roth von Wangen,
Sein Gehirn war aufgegangen
In der Polstrung seiner Waden
Und dann hatt er schief geladen,
„Freundin“ sprach er, „ich bin hier!“
Sprang herab von seinem Thier —
'S war ein Fuchs und zwar 'ne Stute. —
Ach! wie ward mir da zu Muthe!
Eifersüchtiger Spähne Flammen
Kochten ein Gericht zusammen,
Satan das Recept mir gab;
Als die zarteste der Frauen
Es versuchte im Vertrauen
Meiner Liebe mich zu hauen,
Bäumt ich mich und legt sie ab.

Mein Sohn! Mein lieber Sohn! Wenn die Liebe über die Creatur kommt, dann ist's Einem zu Muthe, wie einem Huhn, dem der Kopf abgeschnitten ist; aber, wenn sie Einem verläßt, dann ist's, als wenn Einem die Beine dazu abgeschnitten sind. —

Wohin? Was? Wo? — Bleiben? Nein! — Aber wohin? — Gewöhnlich hilft hier der Instinct; mir wenigstens. Die Büsche eines blühenden Schwarzdorns hatten sich über die Tugend des Lieutenants und Malchens zusammen geschlungen, wahrscheinlich um sie die Dornen ihrer Zukunft so recht abnungsvoll romantisch voraus fühlen zu lassen, ich, in der Zerrissenheit meiner Seele und meiner Zügel, die nämlich bei der Revolution meines Entsattelungsversuches richtig gerissen und frei waren — gewöhnlich pflegen die Regierenden bei solchen Vorkommenheiten die Zügel in der Hand zu behalten — lief umher in der ehrlichen Absicht mich von einem national-mecklenburgischen Felsen hinabzustürzen. Da ich aber den nicht fand, — so ließ ich es mir gefallen, Deine theure Aeltermutter, die Fuchsstute des Lieutenants

In des Waldes tiefsten Gründen

Und im Dickicht tief versteckt,

zu finden, wo sie von der Hand jenes rothbärtigen Mädchen-Räubers an den jungen Stamm einer Birke gefesselt war.

(Fortsetzung folgt)

Lübeck, Bremen, Hamburg?

Gerhard Hynesberg's und Herbord Schene's Bremische Chronik enthält die folgende Geschichte, welche in Lappenberg's Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt Bremen (S. 74) ausführlich in plattdeutscher Sprache erzählt ist. Die darin erwähnte kaiserliche Verleihungs-Urkunde wird im Bremer Stadt-Archiv bewahrt. Der Schluß, welchen die Erzählung in der hier vorliegenden Fassung erhalten hat, ist von Otto Beneke in Hamburg hinzugefügt und die Geschichte eröffnet sein in diesen Tagen herausgekommenes Buch: „Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten.“

Es war im Jahre des Herrn 1307 im Sommer, da trafen sich zwei gute Bürger, Tylo Bodendorp der Lübecker und Hinric Bersing der Bremer, zu Hamburg in derselben Herberge in der Deichstraße.

Gegen Abend, als sie am Herde beisammen saßen und das Hamburger Bier anschlägt, gerathen sie in eine warme Unterhaltung. Jeder sprach, wie's hanfsichen Bürgern so wohl ansteht, von seiner Stadt das Beste. Daheim wird freilich vieles getadelt, und auf Baumwesen, Brod-Ordnung und Brauwerk wacker gescholten, aber draußen, und zumal einem Mithansen gegenüber, da ist Alles herrlich und was es auf Erden Treffliches giebt, in der Vaterstadt da ist's noch viel besser, nämlich am allerbesten.

Da nun Hinric Bersing, der Bremer, den Mund etwas voll nahm, so verdroß dies mehr als billig den Lübecker, und da er nicht so flink mit der Zunge war und sein vernünftiges Gegenwort stetig überhört blieb, so brach endlich sein verhaltener Grimm in ein schier unvernünftiges Schwätzen gegen den Rath und die Stadt Bremen aus. Als nun Bersing erwiderte: trinke Dein Bier gemächlich und sage mir, wissen Du die Bremer bezüchtigt? da wußte Tylo sich nicht anders zu helfen, als daß er sagte: die Bremer Rathsherren seien hoffähig und maßten sich Gold und Pelzwerk in der Kleidung an, so ihnen nicht gebühre. Bersing aber entgegnete: doch haben sie das Recht dazu und zwar vom Kaiser, schon hundert Jahre früher, ehe denn es in Lübeck Rathsmannen gab. Dabei lachte er gar spöttisch und das stieg dem ehrlichen Tylo so zu Kopfe, daß er sich nicht entsah, dem Bremer Bürger ins Gesicht zu sagen: das kengst Du in Deinen Bart hinein, es ist falsch und kein wahres Wort daran. Hiezu lächelte der Bremer wieder und entgegnete: das sollst Du mir hernach zu Ehren meiner Stadt entgelten, jetzt vernimm, wie ich's beweise was ich behaupte. Die Bremer sind unter ihren Rathsherren mitgewesen bei der Herschaft Herzogs Gottfried von Bouillon, und haben das heilige Land gewinnen helfen, derweil ihr Lübecker still zu Hause geblieben seid. Darum erhielten die Bremer bei ihrer Heimkehr vom Römischen Kaiser drei herrliche Stücke der Hoheit,

derer sie sich ewig freuen werden; zum ersten, daß sie frei sind vom heimlichen Gerichte der Wehne; zum andern, daß sie die Weser, des Reiches freie Straße, verteidigen dürfen gegen jede Unbill bis in die salze See; zum dritten, daß die Bremer Rathsherrn an ihrer Kleidung Gold und Pelzwerk tragen dürfen wie Ritter und Semperfreie. Und zum Zeugniß solcher drei Hobeiten dürfen wir unserm Roland auf dem Markte des Kaisers Wappenschild vorhängen, verwahren auch darüber eine Urkunde mit kaiserlichem Insigne als köstlichstes Arcanum der Stadt.

Als nun Tylo dennoch des Bremers Worten nicht glauben mochte, sondern Zeugen oder Beweise forderte, da sagte Bersing: Zeugen wären nicht mehr am Leben, aber Beweise wollte er bringen, nach Erkenntniß des Raths allhie zu Hamburg, bei dem er den Lübecker morgen wegen seiner Schmähungen zu verklagen gedente.

Da erschrak Tylo Bodendorf und saß still und in sich gelehrt da. Aber sein Widerpart ließ nicht ab, erhob mit vielen Worten Bremen weit über Lübeck, und vermaß sich zu beweisen, die Bremische Freiheit sei größer denn die Lübsche. Dem entgegenetzte Tylo erzürnt: wie ist das zu vergleichen? Wir sind kaiserlich frei, ihr seid dem Erzbischof unterthan!

Hinrik Bersing war ein kluger, feiner Mann, in jure wohlbeschlagen und konnte reden wie ein Procurator. War auch seines Bürgermeisters Heinrich von Hüllendorp's Schreiber gewesen und hatte von dem manches erlernt. Also begann er nun mit St. Wilhad und Karl dem Großen, und rechnete an den Fingern sieben fernere Hauptstücke Bremischer Freiheit her, daraus hervorgehen sollte, daß Lübeck trotz seiner kaiserlichen Freiheit dennoch minder geachtet sei als Bremen, des Erzbischofs Stadt. Und weil er die Rede wohl zu fügen verstand und Alles ins beste Licht zu setzen wußte, so kam's auch beinahe also heraus. Gut nur, daß kein Hamburger dabei war, sonst hätte er den auch zu beschwätzen getrachtet, daß Bremen über Hamburg stehe.

Tylo, der Lübecker aber, dem es vor Biedrünst und Wortschwall schier wirr im Kopfe wurde, konnte nichts weiter entgegenen, nur rief er trotzig. Lübeck stehe doch über Bremen, Lübeck sei das Haupt der Hanse und die beste Stadt im Reich. Da er nun nicht rück- und vorwärts konnte, versiel er wieder auf das leidige Gold und Pelzwerk der Bremer Herren, das ihn zumeist verdroß, und sprach: kannst Du mir seiner Herren Recht dazu nicht beweisen, so bleibst Du doch ein Lügner. Wohlan, sagte Bersing, morgen hier vor Gericht, da sollst Du mir's entgelten, daß Du mich Lügner geheissen hast; und der Hamburger Rath soll's entscheiden, je nachdem ich's beweise oder nicht, ob Bremen besser sei denn Lübeck, oder ob Lübeck über Bremen stehe.

Anderen Tages im Rathhaus ließ Jeder seine Klage laut werden, und Hinrik Bersing sprach am lautesten und klügsten. Als der Rath nun vernahm, daß er sollte zu Gericht sitzen über die größere oder geringere Macht seiner Mitthanen zu Lübeck und Bremen, da entsagte er sich sehr und mochte gar nicht dran. Denn ob schon Bremen wegen verweigerter Bundeshülfe von der Hanse auf etliche Zeit excludirt war, so wollte man doch keinen ärgerlichen Handel mit der werthen Stadt an pinnen, um der Thorheit zweier Bürger willen. Zu geschweigen, daß es immer unziemlich läßt, über zweier Freunde Vorzüglichkeit öffentlich zu erkennen. Also redeten die Hamburger Herren den fremden Bürgern liebevoll zu, sie möchten sich vertragen und des unnützen Haders vergessen. Dachten dabei in der Stille: wie streitet ihr euch doch um des Kaisers Bart, denn weder ist's Lübeck noch Bremen, sondern die beste Stadt im Reich ist die, wo wir sitzen und über euch judiciren. Bersing wollte aber von keinem friedlichen Vergleich hören, und da er merkte, daß der Rath die ganze Sache von der Hand zu weisen trachtete, rief er: in eurer Stadt bin ich geschmähet und Lügner gescholten, drum verlange ich mein Recht, und also müßt ihr erkennen, anders seid ihr Justizverweigerer und des Rechtes Feinde.

Hiernach ging der Rath auf den bösen Handel ein und erkannte zuvörderst: Hinrik Bersing müsse binnen 3 Wochen, wie er sich erboten, den Beweis bringen, daß die Herren zu Bremen

in alle Ewigkeit kaiserlich privilegiert seien, Gold und Pelzwerk auf ihren Röcken zu tragen; dann solle weiter erkannt werden, wie Rechtens.

Und binnen 3 Wochen standen richtig Tylo Bodendorf aus Lübeck und Hinrik Bersing aus Bremen wiederum vor dem Rath zu Hamburg. Bersing hatte von seinem Rathe das berührte Privilegium mit dem kaiserlichen Insigne selbst zwar nicht entlehnen können, wohl aber ein Vidimus, eine beglaubte Abschrift unter Stadtpfirschaft, mit der Weisung, das Original könne Jedweder, den's kömmere, in Curia zu Bremen besichtigen. Und Bersing forderte Tylo's Buße und das Erkenntniß, daß Bremen's Hobeit größer denn die Lübeck's, von wegen des Pelzwerks.

Als dies die Hamburger Rathsherrn lasen, wurden sie unmutig. Sie besprachen sich lange heimlich, während die zwei Gegner abtreten mußten. Es war eine kühliche Sache. Dem Tylo gönnten sie wohl die Buße für sein Schmähn, aber damit hätten sie zugleich die größere Hobeit Bremens anerkannt, was doch nimmermehr in der Wahrheit! Und da Lübeck das Haupt der Hanse, so hätte der Spruch auch angezeigt, daß Bremen über Hamburg stehe, was doch noch irriger. Und das ehrwürdige Haupt der Stadt, Herr Theudo Wandsnöder von Mölenbrügge forderte Rath, was zu thun in solcher Beklemmung. Wenn der Bremer Unrecht bekäme, so heße er seinen Bürgermeister, dieser den Rath, der Rath den Erzbischof, der Erzbischof aber stachle hiesiges Domkapitel wider unsere gute Stadt feindselig auf, was Gott verhüten möge. Wenn aber Lübeck, so in Hansasachen das Heft in Händen halte, nachgesetzt werde, so würde unser Commercium dies gar empfindlich vermerken, — ganz zu geschweigen der obberührten Verkleinerung dieser Stadt gegen Bremen. Clard Unververd, der jüngste Herr, wollte zwar unerschrocken wie sein Name, allen Bremern wie hiesiger Clerisei tapfer zu Leibe, aber Majores belieten nochmaligen Versuch gütlicher Beilegung ohne Sentenz. Sandten drum eines ihres Mittels, Johann Franzoiser einen lustigen gewandten Herrn, an die beiden Widersacher. Und richtig, der verstand's, sprach so lange auf Beide ein, zupfte so ergötlich den verwirrten Streit auseinander, und fädelt so geschickt die häßliche Versöhnung ein, daß Tylo Bodendorf seine Schmähung widerrief und dann ernsthaft erklärte, er wisse vom Rathe und der Stadt Bremen nichts als Gutes. Worauf auch Hinrik Bersing bekannte, daß er vom Rathe und der Stadt Lübeck nur Liebes und Gutes vernommen habe. Und damit geleitete Herr Franzoiser die Beiden freundlich zum Rathhause hinaus und rief ihnen schließlich, die Ausöhnung durch ein Feierrmahl zu besiegeln.

Solcher Rath gefällt beiden so wohl, daß sie darnach thun. Während der Zurüstung des Mahles, treten sie selbstander durchs Hinterhaus auf den Altan über'm Wasser, den man in Hamburg die Laube heißt, besehen sich da die mancherlei Bequemlichkeiten und wundern sich mächtig ob solcher Trefflichkeit. Blicken auch unter sich auf's Fleth und rings umher, und gewahren an jedem der Häuser und Speicher rechts, links und gegenüber solche Lauben. Und es muthet sie gar ergötlich an, allhier zu sitzen, sich zu lüften und zu sonnen, der schönen Aussicht zu genießen auf's grüngelbe Fleth, auf die Schuten und Rähne, die bei den hohen Speichern die Waarenballen ab- und ausladen; auf Fluth und Ebbe, so ihnen auch was Neues, und auf die Flethentiefer bei niedrig Wasser. Und sie blicken rechts das Fleth hinunter, wo der große Binnenhafen ist mit den tausend Masten und Segeln aus allen Ländern und Meeren. Und Hinrik Bersing, wie er so ganz vergnügt auf der Lanke sitzt und beschaulich das Fleth und den Hafen anblickt muß an die Beschreibung der Stadt Venetia denken, so man die Meereskönigin heißet, und es wird ihm ganz respectvoll zu Muth. Auch Tylo Bodendorf seufzet leis' und denkt: so gut haben wir's an der Trave nicht; und spricht dann, wie ist's Hinrik, habt ihr in Bremen denn auch solche Hobeit wie diese? Worauf Bersing ganz kleinlaut antwortet: nein Tylo, solcher Hobeit müssen wir Bremer entbehren.

Damit gingen beide nachdenklich zu Tische. Der Wirth hatte ihnen eine kräftige Suppe vorgesetzt, darin fünferlei Kraut, viererlei Gemüs' und dreierlei Klöß', zweierlei Obst und einerlei

Fisch nebst Süß und Sauer, so man heutzutage Kalsuppe und das Hamburger Nationalgericht nennt! Hamburger Rauchfleisch stand dabei nach Belieben und vom besten Hamburger Biere waren die Humpen immerdar voll, deß' wurde Beider Gemüth ohn' Maßen froh. Und obschon Hinrik Bersing das Hamburger Bier zeitl'ich verachtet hatte, weil dazumal, wie bekannt, viel Eifersucht zwischen Bremen und Hamburg war wegen der Bierausfuhr, so trank er doch in seiner Herzenszufriedenheit mehr als ziemlich, dergestalt, daß er sich von Tylo Bodendorf hinreißten ließ, mit einzustimmen, als dieser ehrlich bekannte, daß solch Essen ein schier kaiserlich Mahl und das Bier eine sonderliche Hobeit der Stadt Hamburg und gänzlich ohne Gleichen sei. Und nach wohlbeschlossener Mahlzeit schieden sie von einander und jeder zog in seine Stadt.

Was von dieser Geschichte zu halten, solches mag dem gewissenhaften Ermessen des Lesers überlassen bleiben. Inzwischen wäre wohl der kluge Hinrik Bersing an den alten Spruch seines Stadthores zu erinnern:

„Bremen wies' bedächtig,

„Lat nich mehr in denn du bist mächtig.“

Und den guten Tylo Bodendorf möchte man trösten wegen der Bremischen Herren Gold und Pelzwerk mit dem Denkvers:

„Was willst du begehren mehr,

„Denn die alte Lübsche Ehr!“

Schließlich aber ist zu merken, das jedwede der drei Städte gut ist und für ihren Bürger allemal die beste. (Br. Hdbf.)

Lieber Herr Gönner,

Wenn die geschriebene Schrift meines Briefes, mit Respect zu vermelden, diesmal man klätzig ausfällt, so kommt das davon, daß ich mich die Maag' halten muß, nämlich vor Lachen. Stellen Sie sich für, daß uns' Schulmeister von 's Mirrwochens Nachmiddags bis vergangen Sünndags Abens in einen Ritt auf mein Räthsel gerathen hat un' hat's nich raus gekriegt und bleibt dabei, das soll ein Sparling sein. Un' uns' Schulmeister is ein gelernter und ein Semerist. Aber wo von kommt dies? Dieses kommt von das entfachmigte neumodische Baukstafiren. Was thu ich mit sonne Moden! Ne „Ha“ is 'ne „Ha“ un' 'ne „Es = ce = ha“ is 'ne „Es = ce = ha“ un' nich 'ne „Schischisch“, was sich anhört, as wenn so'n ollen Gant beißen will. Wenn ich 'ne „Be“ sage, denn sag' ich 'ne „Be“, uns' Schulmeister aber reißt blos 's Maul auf un' schnappt nach Luft, wie 'ne Kaarp, wenn sie aus 's Wasser kömmt. Daß hat er von all seine neumodische Klugheit, daß er nich mal mein Räthsel rahren kann. Hätte er richtig baukstafirt:

K-r-a-n-i-c-ha.

denn hätte er richtig rausgekriegt, daß der Vogel 'ne Krauhn gewesen wär. Denn in's Versmachen un' in Niemels is er nich schwach, wie die beifommene Inliegenheit von diesen Brief, ausweist, den Thema dazu hat er von mich. Vorne, nämlich mit lateinisch gedruckte Nahms in die Anfangsbuchstaben, wie männiglich in die Rostocker Zeitung mit Geliebten passirt, kann er ganz gut; von hinten, nämlich in den Riem, kann er nich so gut, wie Sie nach beifolgenden Augenschein selbst vermögen beurtheilen zu können. Gedennoch bitte Ihnen, Beifolgendes in Ihr Blatt aufzunehmen als 'ne Nacherinnerung an die Scheidestunde und väterliche Ermahnung an Kösling.

Ihr

Wohnhaftig zu
Hauerwie bei
Klasshahnenurt

den 12. Janewahri 1856.

bis in den Tod
getreuer Bräsig
immeriter Entspecter.

Nachruf

an meinem geliebten Schwesterdochterkinde Kösling, zur Nacherin-

nerung an das Empfangene und zur Berücksichtigung seiner Zukunft im Fall einer übeln Schickung.

Kümmst Du mich wieder blos nach Haus,
Ohn, daß die richt'ge Lehrzeit aus,
Entfachmter Schlohm, ich lehr Dir aus,
Raus aus das Haus, kopphäster raus!
Loosst Du mich aus der Lehr heraus,
Ich gerbe Dich den Puckel aus,
Nah vierteihn Daag noch grün un' gräßig!
Gedennoch Dein

Dich ewig lieberer Dunkel
Jochen Bräsig.

Anekdoten.

Der bekannte Wislicenus (aus Halle), welcher in Hoboken (New-Jersey) gemeinschaftlich mit seinen Söhnen und Töchtern eine Erziehungsanstalt leitet, äußert sich in einem Schreiben an den Wisconsin Demokrat über die Zustände in den Vereinigten Staaten folgendermaßen: „Ich bin an der Küste haften geblieben, habe auch nicht Lust, weiter in das Land zu gehen, sondern halte das Meer, das Europa bespült, möglich fest, denn drüben bleibt doch unsere Heimath und hier die Fremde. Ich bin ohne Illusionen hergekommen und habe es dennoch schlechter gefunden, als ich dachte. Zu einer humanen Menschengesellschaft sind hier ja kaum die Anfänge. Ich finde nichts als ein republikanisches Rußland — Barbarei in jedem Betracht, — wirkliche Menschen nur als ein Häuflein Auserwählter, mit dem Kreuze auf dem Nacken. Dabei hab ich noch keine Hoffnung fassen können, daß die Humanität doch allmählig durchdringen werde.“

Amerikanisches Glück. Seinen Bericht über ein Eisenbahnunglück fängt ein New-Yorker Blatt so an: „Wir hatten das Glück, einen unserer Redacteurs auf dem verunglückten Zuge zu haben, und dieser hatte wieder das Glück, nur den einen Arm zu brechen; mit dem andern beeilte er sich uns zu melden u.“

Aus der „Unsinn-Sammlung.“

Der Brief des Pantoffelmachergefellens Liebenau aus den Jahren 1814 oder 15, ein Muster deutschen Stils.

Herr Staatsdirektor Minister von Klenwig!

Ew. Excellenz werden mich meine Bitte nicht abschlägig abschlagen, denn ich bin der Pantoffelmachergefellens Liebenau. Sie haben mich in das Loch gestochen, weil ich gestohlen. Solches ist aber nicht wahr, sondern habe ich zwölf Ellen Band von den Posamentirer entfernt, in der Trunkenheit, weil ich damals betrunken und mich nicht mächtig. Nachdem ich nun vier Wochen in das mörderische Kerker geschmachtet, daß mich das Fleisch von die Rippen gefallen, daß es einen Hund hätte erbarmen mögen, geschweige denn meinen allergnädigsten König und Herrn, sind sie auf das Exemunal noch nicht content, sondern dictiren mich vor mein unschuldig Leiden von wegen die gestohlene Pactell noch 30 Hiebe, und der Offensor meint, ich würde sie entblößt auf die Maschinerie erhalten. Solches ist mich aber zu viel und verlange ich gar nichts, wie mich bei meiner Unschuldigkeit auch zukommt. Es ergeht daher meine allergnädigste Bitte an Ew. Königliche Hobeit von wegen Dero geliebten Einmarsch in die hiesigen Ländereien, mich von allen Epigbübereien frei zu halten, wie Ew. Majestät schon an andern Canaillen verübt haben. Ew. Königliche Majestet unterthänigste Knecht u. s. w.

Auflösung des Räthfels in Nummer 2: Steuer mann.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die G. Lingnar'sche Verlagsbuchhandlung und in Meustrelitz die G. Barnewitz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von **Fritz Reuter.**

N^o 4.

Neubrandenburg, den 27. Januar.

1856.

Memoiren eines alten Fliegenschimmels

in Briefen an seinen Urenkel,

den großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Gefütschhengst Red Robin, Doberansky, Güstrowsky, Fuchs, Vollblut und Premier des Vollblütamtes zu Medefin, Inhaber eines Sterns.

(Fortsetzung.)

„Madame,“ wieherte ich leise in jenem Ton tiefer unterdrückter Empfindung, der nur unserm Geschlecht und einigen bevorzugten jungen Menschenpoeten eigen ist und bezeichnend „Mörriken“ genannt wird, „Madame mit wem habe ich die Ehre?“ „Diamond aus der Semiramis,“ war die leise, entgegengebrachte, nur von mir und dem jungfräulichen Maientaub vernommene Antwort, „und Sie?“

„Hiero . . .“ wäre ich bald unvorsichtig herausgeplatzt, verbesserte mich aber schnell: „meine Mutter war eine Walbone.“

„Oh, dann beschwöre ich Sie bei der Ritterlichkeit Ihrer geehrten Ahnen, retten Sie mich aus der Barbarei jener rothbärtigen Canaille, deren Brutalität ich zu tragen habe. Der Mensch hat gar keine Meriten, außer daß er als Feldwebel einmal gewisse dumme Kanonen dem Feinde auf dem Schlachtfelde abgenommen, reißen Sie mich aus dieser Lage!“

Und ich riß und wir rissen aus.

In dem raschesten Tempo eines Lannerschen Galopps durch die grünen Guirlanden eines göttlichen bal champêtre schnaubten und brauseten wir unter den tausend Lampen der Sterne und dem silbernen Strahlenlüstere des Mondes dahin, Beide frei, Beide der Tyrannei entronnen. Der Jügel unserer Knechtschaft war abgestreift, die engen Gurten unserer Sklavenlast waren geplagt, wir gingen durch, wir gingen prachtwoll durch!

Aber wohin? Für's erste war uns dies sehr gleichgültig. Die Freiheit der Jugend ist ihr eigenes Ziel, sie hat kein anderes, sie ist wie der Morgenwind, der Ihnen, Madame, den Schleier vom Antlitz zu ziehen sich die Freiheit nimmt, nicht etwa um in Ihre schönen Augen zu sehen und Ihre Wangen, Ihren Rosenmund zu küssen, nein! das lose, leichtfertige Spiel mit ihrem Schleier, das Flattern genügt ihm; und vergolden dann die Strahlen Ihrer Augen seine Schwingen und mischt sich dann der würzige Hauch Ihres Kusses mit seinem frischen Athem, dann

haben Sie ihn um eine holde Erinnerung reicher gemacht, die er Ihnen vielleicht dereinst aus den dunkeln Büschen des stillen Wiesenpfades zusäuselt, wenn er am Abend als lauer West mit schlaffen Schwingen zu Ihnen zurückkehrt und mit seiner Thränen Thau reuig den Saum Ihres Kleides kühlt. Werden Sie aber, Madame, auf den Flügeln der Liebe eben so hoch und rasch getragen, wie er auf den Flügeln der Freiheit, werfen Sie den Ballast des Lebens — den wir Verhältnisse und Rücksichten nennen — aus dem lustigbewimpelten Schiffelein Ihrer kühnen Seele, emanzipiren Sie sich von den letzten Stricken und Banden, mit denen Sie an die gemeinen Straßen und Wege zum irdischen Glücke gefesselt sind, lachen Sie der dummstaunenden, gaffen den Gesichter dort hinten, dort unten, — dann beginnt ein heiteres lustiges Spiel: Liebe und Freiheit spielen Hasehämännchen und Blindenkuh in den dichten Nebeln, sie jagen Jack um die Wolken; wie ein Blumenblatt vom Winde getragen wirbelt die Liebe in den blauen Aether hinein, immer höher und höher bis in die eigentliche Heimath beider und dort schwimmen sie dann in seeliger Erdenvergessenheit, über sich leuchtende Strahlenfluthen, tief unter sich Nebel und Wolken. — Oder, Madame — das Schiffelein der Liebe ist zu schwach für die stürmende Freiheit, es plagt etwas an dem lustigen Apparat und es erfolgt ein jäher, vernichtender Sturz.

Ach! — Mein theurer Sohn, auch unser Loos!

Wie schon erzählt, ging ich mit Deiner theuren Aeltermutter durch. Der dunkle Wald war verschwunden, ein reiches, blühendes Feld hoffnungsreicher Entwürfe lag vor uns; Mond und Sterne, die trübe Gasbeleuchtung für die dunkeln, naßkalten, ewig tröpfelnden Gassen der Empfindsamkeit, waren verschwunden, tausend Sonnen leuchteten an unserm Himmel und bestrahlten tausend und aber tausend Blumen an unserm Wege. Es ist dies poetisch, aber durchaus nicht übertrieben gesprochen, wie Du leicht ersehen wirst, wenn ich Dir sage: wir waren in ein Kleeefeld gerathen.

„Diamond,“ sagte ich, „wie wär's?“ und winkte auf die jungen blühenden Häupter der Kleebevölkerung unter uns herab.

„Walebones Sohn, Erbsohn Bucephalischer Erbweisheit, welches Wort ist dem Zaun Deiner Zähne entflohn!“ antwortete die Holde. „Größeres steht uns zu hoffen!“ Und mit aristokratisch-vornehmer Geberde beugte sie den stolzen Nacken, roch an

den Blumen, wie ein fetter Rathsherr, dem Rehbraten winkt, an den Producten einer Armenspeisungsanstalt riecht, zertrampelte im kindlichen Uebermuth das blühende Feld, wobei sie bei jeder Blume, welche ihr zarter Huf traf: „er liebt mich — liebt mich nicht“ leiſt vor ſich hin rüſſte, und als mit dem Todesſeufzer der letzten ſterbenden Kleeblume ein jubelndes: „er liebt mich!“ ſich miſchte, ſchlug ſie vor Freuden mit beiden Beinen hoch in den lichtdurchſtrömten Aether hinaus, lächelte in holder Verſchämtheit mir zu, und fort! ging ſie abermals durch Felder und Wiefen und Hecken und Gräben, wie das Brauch iſt nach ſo süßem Geſtändniß! Ich natürlich ihr nach; aber wo blieb Igg! Ihr zartes Gangwerk tanzte im leichten Amphibrachys: Baſt Appell, baſt Appell, baſt Appell . . .“ über die Klur, prallte wie ein Ball aus Kautſchuk, Guttapercha, Gummi elafikum und ähnlichen Stoffen über die Hecken, ſchwang ſich im leichtesten Bogen über die Gräben und machte erſt in der reizenden Umgebung eines grünen Weizenfeldes Halt.

Endlich kam ich ihr nach; ich geſtehe Dir, etwas verdrießlich. Ich würde mich nicht beklagt haben, hätte die Göttliche einige leichte Hinderniſſe meiner Liebe in den Weg gelegt, das gehört ſich ſo, und jeder Roman wird Dir zeigen, daß ſo etwas durchaus zum wahren Glücke nothwendig iſt, d. h. bei Interſſanten von höherer Organifation. — Hans und Lieve freien ſich freilich, wenn ſie ein Bett haben und drei Laſen Linnen, doch für Unſerein kann dies nicht maßgebend ſein. — Aber warum mußte Deine unvergeßliche Aeltermutter denn auch gerade 5 Fuß hohe Schlagbäume und ſechszehnfüßige Gräben in den Lauf meiner Liebe legen, zumal ſie ſah, daß ich an der reichen Krippe des reichen Lembke zu einem gewiſſen Embonpoint gelangt war, und meine täglichen Gewohnheiten ſich höchſtens zu einem kurzen Galopp verſtiegen? Ach, mein Sohn, die Liebe ſiht ſo voll Schelmereien, wie der Eſel voll grauer Haare, wie die Roſe voll Dornen, und wenn ſie Dich mit dieſen rißt und neckt, dann danke Gott, wenn ſie ſich herbeiläßt, die kleinen brennenden Schrammen mit kühlenden Roſenblättern zu verbinden.

Mein Verdruß ſchwand bald bei dem beſeligenden Anbliſſe Deiner theuren Aeltermutter, die im neckiſchen Spiel ihr geliebtes Antlig unter Weizenhalmen verſteckte und mit Perlenzähnen hinter denſelben hervorlächelte. Wenn ich Perlenzähne ſage, ſo meine ich nicht jene kleinen unbedeutenden oder gar nachgemachten Dinger, von denen die Menſchenpoeten ſingen, nein! Diamond beſaß eine Schnur Zählperlen von erſtlicklicher Größe, die als ein Erbſtück ihres Geſchlechts auf ſie gekommen waren, und die ſie in ſpielender Coquetterie um die Weizenhalme ſchlang, was man im gewöhnlichen Leben „Graſen“ nennt. Bald fand auch ich Vergnügen an dieſer beſriedigenden Unterhaltung, und wir graſten ein schön Stück Weizenfeld ab. Eine ſabbathliche Ruhe — denn es war Sonntag — lagerte ſich über die Felder, keine ſtörende Menſchenſeele zeigte ſich; die grünwallenden Weizenwogen brachen ſich an dem Gefäde eines Waldſaums; wie buntbewimpelte Barken ſchiffen Schmetterlinge gaukelnd und ſchaukelnd drüber hin, blaue Seejungfern ſpielten darin, und die Sonne tauchte ihr goldenes Strahlenetz hinein und in dieſem Meer von Wonne lagen wir und wälzten uns darin und gönnten der übrigen Welt Alles und Jedes, vorausgeſetzt, daß man uns in Ruhe ließ. — Mein und Dein! Schnöde Begriffe, gut für den ſtaubigen Markt des Lebens! Die grünen Inſeln der Liebe kennen Euch nicht, Euer Name findet keinen Widerhall in den ſeeligen Hainen! Die Luſt der Freiheit, die Sonne der Liebe das Weizenfeld der Exiſtenz — Jedem gehören ſie, der darnach greift, der ihrer bedarf! — Mein Sohn, Deine Aeltermutter und ich waren, ohne es zu ahnen, praktiſche Communiſten in des Wortes verwegeſter Bedeutung geworden.

Da lagen wir am ſchattigen Saume des Waldes, wo der friſche Bach aus dem gebeimnißvollen Dunkel hervorrauſchte, „von der badenden Nymphen Idyllen lieblich umflüſtert,“ von dem Weizenvergnügen ausruhend und es verdauend. Diamond hatte in reizender Natürlichkeit alle vier Beine von ſich geſtreckt, in ihrem träumeriſchen Auge las ich die Frage jeder Glücklichſten:

„Bleiſt Du mir auch treu?“ — „Auf ewig!“ antwortete ich, jagte einige zudringliche Fliegen mit dem Schweiße von meinem Rücken, und wollte mich eben noch auf parole d'honneur dazwischen verſchwören, als eine rohe Stimme mich ganz nahe mit dem Ausruf unterbrach:

„Herr Gott Du meines Lebens! Barre, kiel bloß mienen Weiten!“

„Wo? Dat ſünd jowoll den Herrn Graſen ſien will Schwin werre weſt?“

Dat ſünd kein will nich weſt, dat ſünd kein tamm nich weſt, dat ſünd gewiß Jochen Schulten ſien Währen werre weſt!“ rief der Beſitzer des Weizenfeldes.

„Hier liggen ſ!“ rief ſein Bevatter und kam auf uns los.

Wir blieben ruhig liegen, nicht im Bewußtſein unſerer Unſchuld oder unſeres Rechts — nein! beide Begriffe exiſtirten für uns nicht mehr, ſie waren in den Begriffen von Liebe und Freiheit untergegangen — nein! wir blieben liegen in dem behaglichen, dickfälligen Gefühle geſättigten Glücks.

„Oh, dei entſchuldigten Schinners! Jochen Schulten ſien ſünd't äwe nich!“

„Den einen Hund, den kenn ich; dat is dei Herr Dymus, mit den'n Male Lembken ſüs is ümme mit rümme jöſelt,“ und damit warf er Deinem Vorfahren eine getherzte Peiſchenschnur um den Hals.

(Fortſetzung folgt)

Lieber Herr Inspector Bräſig,

Wir ſind in großer Noth, aus welcher Ihre Freundschaft und Ihr Scharſinn uns vielleicht ziehen könnte, d. h. wenn Ihre Zeit es erlaubt. Wir geſtehen, daß wir vor dem nachfolgenden Fall gleichſam verbaſt, wie mit der Art vor den Kopf geſchlagen, daſſehen und uns fragen, ob Ihre gütigen Räthſel oder dies nachfolgende ſchwerer zu löſen iſt. Der Fall iſt folgender:

In einer kleinen Stadt — bitte, ich irre mich, es iſt eine Kreisſtadt — lebt ein edler Iſraelit. Der Mann beſchließt dem Zuge ſeines Herzens, welcher ihm als des Schickſals Stimme gilt, zu folgen und in der ſchweren Noth der Zeit, oder in der Zeit der ſchweren Noth, oder noch beſſer, in der ſchweren Zeit der Noth ein Uebrigſes zu thun und ſich ſeiner — bald hätte ich Mitdriſten geſchrieben — leidenden Mitmenſchen zu erbarmen. Er überlegt ſich Alles wohl, wie das ſeines Volkes bedächtige Art iſt, er fragt ſein Herz, er fragt ſein Geſchäft, beide nickten mit dem Kopfe und ſagen: In Gottes Namen! Ihu's! — Er geht zu ſeinem Geſchäft, er holt 100 Thaler preußiſch Courant hervor und giebt ſie zu einer Suppenanſtalt für die Armen der Stadt. — Halt! Herr Inspector, Sie wollen ſagen, was Sie wahrſcheinlich ſchon oft geſagt haben: „Jude iſt Jude, er hat ſeinen Vortheil dabei.“ Die Sache iſt noch etwas anders. — Der Mann denkt: Soweit wär's gut, aber die preußiſchen Thaler und wenn ſie auch in ganz kleine Pfennige verweſelt werden, können die armen Teufel nicht freſſen, ſie müſſen Suppe dafür haben; aber wo dieſe Suppe kochen? — Ich habe da zwei Küchen, ich will ſie hergeben dieſe beiden Locale, ich will mir die Laſt auf den Hals laden und die Gefahr, daß man bei Gelegenheit mir die ſilbernen Löffel ſtiebt. — Aber warum thut er dies Alles?“ werden Sie fragen. Ich antworte Ihnen: „Das gehört hier nicht her,

Fragſt Du nach der Urſach, wenn Sterne auf- und untergehn?

Das Warum wird dann nur klar,

Wenn die Todten auferſtehn.“

Genug er that's.

Der Wohlweiße verſammelte ſich in Folge deſſen; er breitet ſeine Weiſheit über den Rathſtiſch, verbrämt dieſelbe mit extraordinären Comitemitgliedern und verzirt ſie zum Ueberfluß noch

mit den echten Goldquasten der hierarchischen und Stadtverordneten-vorsteher-Gewalt.

Große Freude — bald hätte ich geschrieben: in Israel! — Große Freude in der christlichen Versammlung! „Haben Sie's schon gehört? Der Co“ — „Ja, ja! weiß es schon. Hat hundert Thaler gezeichnet. Ausgezeichnet!“ — „Ja, er hat aber auch seine Rücken zu diesem wohlthätigen Zwecke angeboten.“ (Allgemeine Freude und Anerkennung.)

Da erhebt sich der dreimal im Feuer des Glaubens und der Liebe geläuterte hierarchische Goldquast, mit welchem die Säume magistratlicher Weisheit geziert waren, und spricht: „Meine Herren, Annehmen oder Ablehnen? Das ist die Frage. Ich stimme für Ablehnen! Nie werde ich als christlicher Superintendent zugeben, daß christliche Arme aus einer Judenthüchle gespeist werden!“ — „Ich auch nicht!“ ruft die Stadtvorsteher-Gewalt und fügt energisch hinzu: „Nie nicht! Nie nicht! Nie nicht!“ — Beide erscheinen zum Staunen der Anwesenden in einem Heiligenschein. Trotz dem heftiger Widerspruch von 4 Mitgliedern des Comitees, weswegen dieselben in den Verdacht des heimlichen Mosaismus gerathen. Dieselben gehen ab und zürnen inwendig. Indicirte Judenverfolgung.

Nun fragen wir bei Ihrer langen Welterfahrung an, lieber Freund.

- 1) Ob bei einer Suppenanstalt ein Superintendent durchaus notwendig?
- 2) Ob ein christlicher Bettler nicht eben so vollständig aus einer Judenthüchle gesättigt wird, als aus einer christlichen, voraus gesetzt, daß er gleiche Portionen erhält? und
- 3) Ob Gefahr für das Christenthum vorhanden, wenn einer seiner Befenner aus einer Judenthüchle ißt.

Belieben Sie, theurer Freund, auf vorliegende drei Fragen in Ihrer leichtfaßlichen Darstellungsweise und Ihrem praktischen Tacte zu antworten. — Wie gesagt — unsere Weisheit ist zu Ende, wir müssen bei Ihnen Vorspann suchen.

Mit vorzüglichster Achtung

Ihre

ergebensten
P. & M.

Philene.

Eine Scene aus den Prairien.

(Aus Putnam's Monthly.)

Philene war das was man einen Stellhund, einen jener Hunde nennt, deren Erziehung den Instinct der Art vervollkommenet, um daraus eine Art Gewerbe zu machen, darin bestehend, das Wild zu verfolgen und aufzuspüren, es dem Jäger anzudeuten und ihm zu bringen, wenn es erlegt worden. Allein Philene war kein gewöhnlicher Stellhund, auch war seine wundervolle Geschicklichkeit zur Jagd in meinen Augen nicht das schätzenswerthe an ihm. Als Stellhund stand er keinem andern Thiere seiner Race nach, in vielen andern Beziehungen aber übertraf er alle Hunde der Welt. Man konnte mit ihm von Dingen sprechen, die mit der Jagd durchaus nichts zu schaffen hatten, und er verstand es. Dieß bewies er nicht bloß dadurch, daß er that, was man von ihm verlangte, sondern er sagte es durch seine Blicke, seine Pantomime, den ganzen Ausdruck seiner Haltung. Ich will mich hier auf die Erzählung seiner Thaten beschränken, und es dem Leser überlassen zu urtheilen, ob ich im Lobe meines bewundernswürdigen Philene zu überschwänglich bin oder nicht.

Zuvörderst muß ich zu erläutern suchen, was eigentlich eine amerikanische Prairie ist. Dieß ist aber keine sonderlich leichte Aufgabe, denn die Schilderung einer Prairie hat größere Schwierigkeiten, als man denken sollte. Die Prairien bieten in manchen Beziehungen Ähnlichkeiten mit dem Ocean; die merkwürdigste darunter ist vielleicht die Unmöglichkeit, durch eine Schilderung

eine wirklich richtige Anschauung von einer Prairie zu geben. Ich habe die Prairien im vollen Winter gesehen, bedeckt mit einer Schneeschichte gleich einem unermesslich großen Leichentuch, von solch blendender Weiße, daß das darüber bis zum fernsten Horizont sich ausdehnende Himmelsgewölbe dem Auge sich im dunkeln Blau, fast in Schwarz malte. Ich habe sie gesehen im vollen Schmuck ihres Grüns, mit einer Fülle und Mannichfaltigkeit ihrer Blumen, die theils wie Gürtel die kleinen da und dort aus der Ebene emporstachenden Hügel umgaben, theils den lieblichen Krümmungen eines Baches folgten und sich so oft mehrere Meilen weit hinzogen. Ich habe gesehen, wie sie hier stolz eines jener Hügelchen mit ihren glänzenden Blütenbüscheln krönten, dort durch weite Hyacinthendickichte eine verborgene Quelle andeuteten, und an einer andern Stelle die glatte Oberfläche eines kleinen Sees mit Lotus bedeckten, so daß kaum Platz blieb für den weißbefiederten Ibis, der aufrecht inmitten der Gewässer stand und unbeweglich schien wie eine symbolische Figur.

Ich habe ferner gesehen, wie die Prairien bei den ersten Winterfrösten ihren grünen Mantel in Hellgelb, fast in Weiß änderten, wie ihre langen dünnen Kräuter auf dem Boden lagen, des Augenblicks harrend, wo die nachlässige Hand eines Jägers, oder der den Wollen entströmende Blitz sie den Flammen überlieferte. Wenn dann die Heerden wilder Hirsche keinen Schutz mehr finden können in dem hohen Grase, sieht man auf dem Gipfel der Hügel ihre anmuthigen Formen fest sich abzeichnen im Blau des Himmels. Ganze Stunden lang betrachten diese Thiere von den Anhöhen herab die alles Grasschmuckes entblößte Ebene, um dann im Schatten des Abends in die Eichengebüsche sich zurückzuziehen, deren Früchte ihnen ein köstliches Mahl liefern. Der Wolf lauert hinter einem von dem Feldmesser zur Bezeichnung irgend einer Grenze aufgeworfenen kleinen Hügel, oder schleicht, plötzlich entdeckt, verstohlen nach irgend einem mit Schilf bedeckten Sumpf, von Zeit zu Zeit Blicke hinter sich werfend, in denen Feigheit und Grausamkeit in gleichem Maaße sich ausdrücken. Die Kraniche spazieren auf ihren langen Beinen umher, oder steigen höher und höher in die sanft sächelnden Lüfte empor, bis ihre mächtigen Gestalten kaum noch dem Schatten gleichen, welchen der goldschimmernde, so eilends an uns vorüberfliegende Regenvogel wirft.

Doch auch ohne diesen Wechsel, ohne diese Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, bliebe der Prairie ihre Eigenthümlichkeit: die Unermesslichkeit ihrer Ausdehnung, die Dede ringsumher, der Ernst der Gedanken, den sie einsflößt, und die tausend andern Dinge, die ich, um nicht langweilig zu werden, in meiner Erzählung übergebe. Nur zwei dieser Eigenthümlichkeiten will ich noch hervorheben: die Oberfläche des Bodens und ihr Aussehen. Ich kann von der ersten keine bessere Anschauung geben, als dadurch, daß ich sie entweder eine ununterbrochene regelmäßige Reihe von Erhöhungen nenne, deren Größe zwischen zwei bis zehn Meter schwankt, und die durch kreisförmige Becken von einander getrennt sind; oder daß ich sage, sie bestehe aus breiten Einsenkungen, deren Anblick dem des Meeres gleiche, wenn ein starker Nordwind es in Wellen auftreibt. Diese Oberfläche ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit ziemlich langem Grase bedeckt, aus dem nirgends der Boden hervorsticht. Dieses Gras, je nach auf unendliche Entfernungen hin erstreckt. Dieses Gras, bald kürzer, bald länger, hat im Durchschnitt eine Höhe von ein bis zwei Metern: ich spreche, wohl verstanden, von dem was man im eigentlichen Sinne des Wortes Prairie nennt, von dem Naturzustande der Gegenden, in welchen der sittigende Pflug noch keine Furche gezogen hat, und noch lange keine ziehen wird.

Hieraus erhellet, wie schwer es ist in gerader Linie die Prairien zu durchziehen. Ich habe mich in einem einzigen Jahr öfter darin verloren, als es mir im Verlaufe von zwanzig Jahren in den Wäldern des Staates New-York begegnete, so lange diese noch in ihrem Urzustande waren.

Vor kaum erst sechs Wochen habe ich, eine halbe Meile von meiner Wohnung entfernt, eine Stunde lang in der Prairie zuge-

bracht, und, um meinen Weg wieder zu finden, warten müssen bis der Glanz der Sterne mir zum Führer dienen konnte. Die Veranlassung ist folgende:

Eine arme deutsche Frau hatte mich schon vor Sonnenaufgang besucht, um meinen oder vielmehr Phileneas Beistand in Anspruch zu nehmen. Ihr Söhnlein hatte in der Prairie gespielt und war nicht mehr heimgekehrt. Auf gleiche Weise waren im Verlaufe zweier Jahre zwei Kinder meiner Bekanntschaft verschwunden; das eine war von Wölfen zerrissen worden, von dem Schicksal des andern aber konnte man nie etwas erfahren, was bei dem eigenthümlichen Charakter dieser Gegenden, wie ich sie oben geschildert, nicht überraschen darf, denn der Graswuchs ist, wie gesagt, meist so hoch, daß er weit über den Kopf eines Kindes hinausreicht.

Umsonst suchte ich dieser Frau begreiflich zu machen, mein Hund sey kein Spür-, sondern ein einfacher Stellhund, der nicht gewöhnt sey einer andern menschlichen Fährte zu folgen als der meinigen; allein die unglückliche Mutter hatte von meinem Hunde viel sprechen gehört; sie hatte, wie sie mir sagte, selbst ihn der Spur der Wasserschnepfen und Regenvögel folgen sehen, deren ganzer Fußtritt nicht größer war als einer der Zehen des Fußes Hankas, ihres Söhnleins. Sie erinnerte mich mit wahrhaft weiblichem Tacte daran, wie sie früher mehrmals mir den Ort gezeigt wo eine wilde Truthenne die Prairie durchzogen habe; wie Philene die Spur erfaßt und ihr, trotz aller Hindernisse, gefolgt sei; wie der Vogel über den Bach hinüber geflogen und so die Fährte unterbrochen habe; wie der Hund einige Zeit am Ufer des Baches in Aufspürung seines Wildes herumgeirrt; wie er endlich hinüber geschwommen und die Prairie auf der andern Seite durchstreift habe, bis er die Spur wieder aufgefunden. Ich hörte diese Einzelheiten gewissermaßen hartherzig an, denn ich begriff die Schwierigkeiten der Lage weit besser als die arme Mutter. Wie dem indessen auch sey, ich ließ mich zuletzt bewegen ihr zu folgen, und sie erzählte mir unterwegs, sie habe ihren kleinen Knaben mit Spielen beschäftigt vor der Thüre gelassen, während sie den Männern, welche in der Ebene arbeiteten, das Mittagessen gebracht habe; bei ihrer Rückkehr habe sie ihn nicht mehr gefunden, sei in die Prairie gelaufen um ihn zu suchen, habe ihm gerufen, bis die Männer, welche sie gehört, ihr zu Hülfe gekommen; gegen Abend hätten ihre Nachbarn, deren übrigens nicht sehr viele waren — Männer und Frauen — sich ebenfalls suchend zu ihnen gesellt; die Nacht sei eingebrochen, das Kind aber nicht gefunden worden; sie und ihr Mann seyen in der Dunkelheit herumgeirrt, hätten stets dem Kinde gerufen und großes Geschrei erhoben um die wilden Thiere zu verschrecken. Wenige Augenblicke vor dem ersten Schimmern der Morgendämmerung seyen sie zurückgekehrt um mich zu holen. Sie erzählte, mir alles dieß unter so schnellem Laufen, daß selbst die Beine eines Jägers dadurch auf die Probe gesetzt werden konnten, und ich gehöre nicht zu denjenigen, welche der Anstrengung leicht erliegen. Wir kamen in dem Augenblick auf ihrem Feldgut an, als die ersten Strahlen des Tageslichtes ihre Wohnung erleuchteten. Es war eine am äußersten Saum des angebauten Landes liegende Bretterhütte. Die Seiten dieser Hütte waren, mit Ausnahme des Weges zur Thüre, mit Prairie-Rasen von einem Fuß Dicke eingefaßt, die bis zur Höhe des kleinen Fensters emporreichten; auf der Südseite führte ein schmaler Fußpfad von der Thüre aus zu einem nicht sehr tiefen Brunnen, der in der Nähe des nassen Bodens, welcher den Hintergrund des kleinen Thals bildet, ausgegraben worden war. Ein Wagen, ein Pflug und einige andere Ackerbau-Bezeugte standen da und dort umher, und das Innere der Hütte zeigte nur einige grobe Hausgeräthe. Man sah an der Thüre noch ein Paar kleine Holzschuhe, die Hanka, um besser spielen zu können, ausgezogen hatte. Am Hause hin dehnte sich ein kleines angebautes, aber nicht eingehäutes Gehöft aus: nach Norden und Osten bemerkte man in der Ferne andere Auswanderer-Hütten; süd- und westwärts hatte man, so weit das Auge reichte, nichts als die unendliche Weite der Prairie vor sich.

(Schluß folgt.)

Anekdoten.

Scene: Neustrelitz.

Borkow: Daun S' mi den einzigsten Gefallen, Meiste Schmidt, und hollen S' dat Muhl, Sei vestahn doa doch nicks von.

Schuster Schmidt: Ih, Herr Borkow, Herr Borkow, wo so denn? Wo meinen Sei dat? Wo? Ich süll nicks von dei Jagd vestahn? Ih, dit wier nett! Drei dunwellöpige Gewehren in'n Huus', un in mienen kindlichen Joahren ümme Klappejagden mitmaakt, un denn süll 'k nich weiten, wat en Spießer is?

Borkow: Na, wat is denn en Spießer?

Schuster Schmidt: Herr Borkow, eigentlich is dat 'ne Beledigung, dat Sei doa noch nah fragen; äwersten wiel Sei't sünd! En Spießer — en Spießer — dat's en Farken von'n will Schwien.

Scene: Köln am Rhein.

Schuster Schmidt: Gott in'n hogen Himmel, wo hungert mi. Bäcker Mevis: Je, Barre, ett.

Schuster Schmidt: Je, Barre, wat meinst tau'n Bieffstück?

Bäcker Mevis: Ja, laot Di ein maaken, iek will en Stück Moßbief eten.

Schuster Schmidt: Na, Du warst hier doch in fröm'm Lan'n nich anfangen, Pierfleisch tau eten?

Treffende Antwort.

Als Schiller und Goethe im genialen Ueberrath der die gesammten deutschen literarischen Celebritäten ihre Xenien gleich einer Schachtel voll stehender Flöhe ausschütteten, und ein allgemeines Jucken und Kratzen in der ruhigen Luft erregten, wurde auch der alte Johann Heinrich Wof von dem nachfolgenden Distichon angepöpst und angezapft:

Wicket bei Leibe mir nicht den alten Cutinischen Leuen,

Daß er mit griechischem Zahn Euch nicht verlege den Fuß.

Wof fragte sich, vermutlich, es war ihm aber mit dem Stich Gift in's Blut gekommen, er rächte sich durch folgende Antwort: In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie die da!

Aber die Pentameter sind noch viel schlechterer. (sic.)

Aus der „Unsinn-Sammlung.“

In Weimar fand ich einst eine Wachsfiguren-Anzeige, in welcher No. 31 wörtlich also lautet: „Die römische Kinderliebe, welche so viele Jahre im Gefängniß schmachtete und seine Tochter ihn anderthalb Jahre mit ihrer Brust ernährte.“ (Bezieht sich auf eine Begebenheit, die sich zur Zeit der Kaiser zu Rom, in den ersten Jahrhunderten nach Christo zugetragen hat.)

Räthsel.

Viersylbig.

Anmuth und lieblicher Reiz sind Dir meine Ersten, o Huldinn!
Dreimal glücklich der Mann, dem Du die Letzten gewährst!
Ich verarg' es ihm nicht, wenn er das Ganze dann fählt.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die G. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Barnow'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von Fritz Renter.

N^o 5.

Neubrandenburg, den 3. Februar.

1856.

Memoiren eines alten Fliegenschimmels in Briefen an seinen Urenkel,

den großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Geflügelhenscht Ned Robin, Doberansky, Güstrowsky, Fuchs, Vollblut und Premier des Vollblutantes zu Medefin, Inhaber eines Sterns.

(Fortsetzung.)

Man braucht grade nicht in der Türkei gewesen zu sein, um zu wissen, was eine Schnur um den Hals bedeutet. — Wie ein Lamm zur Schlachtbank folgte ich; ich hatte das richtige Gefühl: mit der Freiheit war's vorbei, seitdem ich den Sinn für das Mein und Dein verloren hatte. Der dumme Philister will nun einmal nicht junge verliebte Helden, geniale Geister, excentrische Charaktere auf seine Kosten leben lassen.

Unter den rohesten Ausrufungen und Beschimpfungen führte mich der Bauer Schwart in's Dorf; die zarte Diamond wurde ungefähr ebenso von dem Bauern Witt geführt.

Spott, Verwünschungen und grausames Gelächter empfing uns hier; eine dunkle Höhle eröffnete sich uns, Peitschenhiebe trieben uns hinein, der Modergeruch dumpfen Stroh's qualmte uns entgegen, die Thür schloß sich — mein Sohn, verbülle Dein Antlitz! — Deine Urältern waren im Schuldgefängniß, wie die Menschen es nennen, nach unserer Ausdrucksweise im — Pfandstall!

Das war das Loos des Schönen auf der Erde! Das war der jähe Sturz aus den lichten Aetherhöhen ursprünglich naturgemäßer Freiheit und Liebe in den finstern Abgrund — nicht der Hölle, nein! was schlimmer ist als Hölle — auf conventiönellem Recht gebaueter Civilisation!

Halte diese Striche nicht etwa übereilt für Censurstriche. Leider habe ich Dir das Bekenntniß ablegen müssen, daß ich in meinem vielbewegten Leben die Bekanntschaft mit dem Pfandstall haben machen müssen; nie aber, auf Taille! — Die, weiß Gott, in diesem Augenblicke so schmal ist, wie es nur die extremste Pferdenatur zuläßt — nie aber habe ich Bekanntschaft mit der Censur gemacht. Davor bewahre mich das Andenken an meine

Geburt! Gegen mein natürliches Prinzip habe ich nie gesündigt.

Diese Striche sollen Dir nur andeuten, daß hier eigentlich eine naturphilosophische Abhandlung über das Verhältniß der absoluten Freiheit zu dem heutigen Standpunct der Civilisation folgen sollte, die ich im Pfandstall zur Verherrlichung der ersteren niedergeschrieben habe — man schreibt nie besser über Freiheit, als wenn man hinter Schloß und Riegel sitzt, sowie man nie besser den Werth des Geldes zu schätzen weiß, als wenn man keins besitzt — und die ich einmal aus Noth für eine Kleinigkeit habe versetzen müssen. — Ich fürchte aber, sie ist verfallen. Ist die Freiheit verfallen, und war keiner da, der sie einlösen wollte, so mag auch die Abhandlung über die Freiheit verfallen. Du wenigstens löse sie nicht ein; es könnte Dir in Deiner jetzigen Stellung Schaden thun.

Einige Tage saßen wir so; unser Fall wurde mit rohester Deffentlichkeit in den Tagesblättern besprochen, unsere Signalements wurden bekannt gemacht, und ich gestehe Dir, daß ich an den Rand der Verzweiflung gerieth, als mir die polizeiliche Beschreibung der Reize Deiner holden Aeltermutter, meiner angebeteten Diamond, vor Augen kamen. Wie schauderhaft würde sich die Medizeische Venus ausnehmen, wenn man ihre Schönheiten polizeilich registrirte, classificirte und rubricirte! Ich war auf den Punkt gekommen, wo ich Demagog hätte werden können, nicht gegen das regierende Haus — Gott soll mich in allen Gnaden davor bewahren! — nein! bloß gegen die wohlthätige Polizei.

Zum großen Glück erfuhr Diamond nichts von der Entweihung ihrer zarten Persönlichkeit, sie wurde vorher reclamirt und ausgeliefert. Unter diesen Umständen und in diesen Umständen für sie ein Glück, für mich ein schrecklicher Schmerz!

Zwei Tage nach dieser trüben Trennung — ich sah sie nie wieder — kam ein Geschäftsführer von dem reichen Lembke in Gestalt eines Reitknechts und löste mich aus.

„Armer Teufel!“ sagte die mitleidige Stallknechtsseele, als sie mich erblickte, „wie siehst Du aus!“ So hatten Kummer und Gram, Trennungsschmerz und ohnmächtiges Nachgefühl, vor Allem aber die schlechte Kost in dem Pfandstall mein niedliches, aalglattes Embonpoint ruiniert! „Ach,“ setzte der gutmüthige Friedrich hinzu, „armer Schelm, armer Herr Dnymus,

wie wird es Dir ergehen! Nicht um die Schätze der Welt möcht ich mit Dir theilen."

"Sind keine Fremde da?" fragte ich mit tonloser Stimme und warf meinen letzten Hoffnungsanker aus. Denn das wußte ich, wenn Besuch bei Lembkes war, dann war das Haus ein festlich geschmückter Tempel der Eintracht von den süßen Düften der Milde und der Vergebung durchräuchert, der alte Lembke-Water saß dann oben auf dem Orgelchor seiner Häuslichkeit und sang Loblieder auf das Familienglück, Madame Lembke-Mutter war dann Vorbeterin und Fürbitterin für alle möglichen Sünder, Manting Lembke und Lipping Lembke, im gewöhnlichen Leben zwei Jungen erster Klasse, wurden dann zu einem Paar frommer Chorknaben, die das Feuer kindlicher Liebe auf dem Altare des Gehorsams schürten und ihren Erzeugern mit den Rauch'ässern der Zärtlichkeit und Hingebung unter die Nase gingen, und durch die ganze häusliche Andacht schwebte Malchen im weißen Kleide, wie ein sichtbarer Engel des Friedens und stieß in die Posaune, der Welt das Glück von Pümpelhagen, zu verkünden. Also weil ich diese Zustände kannte, fragte ich: "Sind keine Fremde da?"

"Nein, — ja! Der Herr Leibmedicus Borchert sind da," war Friedrichs Antwort.

Der gutmüthige Bursche ahnte nicht, daß er mit dieser Nachricht allen meinen Hoffnungen den Todesstreich versetzte. Borchert, dieser Erbfeind meines Geschlechts, den ich einst tödtlich beleidigt hatte, als ich noch auf den Höhen der Gesellschaft strahlte, der mich mit unauslöschlichem Haß verfolgte, vor dem die ganze Lembkesche Familie sich nicht genirte, ihre alltäglichen häuslichen Kriege aufzuführen, der dieselbe in ihrer ganzen gladiatorischen Nudität kannte, der war in meinem Sinne kein Fremder. Auch der alte Lembke wollte ihn nicht so betrachtet wissen: "Kinder," hatte er mal vor Jahren bei irgend einer Gelegenheit gesagt, "vor unserm Hausarzt keine Heuchelei! Er kriegt die Wahrheit doch zu wissen, praesentia malico non nocet, wenn wir uns aufs Naturspiel und Lustgange geben lassen. Male, Dirn, gleich zeigst Du Deine Hand! Sie wolt' die Stubendirn eins an den Hals gehen, Doktor, und die parirte mit der Wasserflasche und da hat sie sich geschnitten. — Philipp, Schlingel, gleich kommst du her und gibst die Tasse aus. — Ja braun und blau siebt er aus, ich gestehe es, es ist ein Bißchen zu arg geworden; aber warum maust' der verfluchte Schlingel mir auch die Apfelsinen aus dem Schrank! — Und ich, Doktor, habe wieder in der linken großen Zehe, ich habe mich gestern mordmässig über meine Altsche geärgert."

Langsam, ach, wie langsam trotz Friedrichs aufmunternder Rippenstöße! gelangte ich vor das Herrnhaus zu Pümpelhagen. Die Lembkesche Familie, Borchert mit eingeschlossen, saß vor der Thür. "Hier ist er," sagte Friedrich, "sieht erbärmlich aus."

Lembke Water erhob sich mit gestreitem Sommerkittel und grüner Maroquinnütze, blies den Dampf seiner Meerschampfeise den letzten Strahlen der Abendsonne entgegen und sagte mit dem Nachdruck der tiefsten Empörung das Wort: "Schinne!" — "Lembking, Lämning!" sagte Lembke Mutter, "so'ne Ausdrucksweise hört in's Haus, aber nicht vor die Thür, wo Jedermann es hört! Meliorir dich doch ein Bißchen!" — Und Amalia? — Du weinst Amalia? dachte ich und versuchte als *captatio benevolentiae* ein leises Schweifwedeln mit obligatem Nörriken. — "Nie!" sprach Amalia und erhob sich mit dem lebenswürdigen Jörn jungfräulichen Unwillens im Antlitz, "Nüchsiglichkeiten verzeihe ich niemals!"

Mein Urtheil war gesprochen. Der gutmüthige Friedrich führte mich ab, Manting Lembke gab mir einen Steinwurf als Viaticum und Lipping einen Peitschenhieb auf den Weg, der direct in eine gewisse Anstalt cum carena führte, wie wir es nennen in den Kaffstaß. Hinten aber stand der Leibarzt Borchert und grins'te meinem Glend durch mephistolische Maske ein "Profiat!" zu. Und da stand ich:

Arm am Beutel, krank im Herzen;
Und da schleppt ich meine Tage,

Armut ist die große Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!

Und zu der Armut, mein theurer Sohn, kam der Müßiggang; der Müßiggang, der für den Armen dasselbe ist, was der Brautwein für den Säuer Trost und Verderben. Für mich traf die Wahrheit des Sprichworts ein: "Müßiggang ist aller Laster Anfang": ich wurde ein sogenannter Krippenseger.

(Fortsetzung folgt)

Lieber Herr Gönner,

Kommen Sie mich so mit Fragen und Supperdenten an mit andern Verhänglichkeiten, denn muß ich Sie man sagen, es gibt 'ne Andeutung von einem Sprichworte, welches besagt: "Ein Narr kann mehr fragen, als 7 Waisen beantworten können." Dieses wollte ich nun grade nicht sagen, nämlich, daß Sie ein Narr sind und ich 'ne Waise, denn wenn auch meine beiderseitigen Eltern schon lange da sind und mir einsam als dazumaligen Wirtschafter zu Triddelfig zurück ließen, so rechnet man vor gewöhnlich die Leute in die siebziger Jahren nicht zu die Waisen — ich wollt bloß sagen, mit Verhänglichkeiten sollten Sie mich nicht unter die Augen geben, denn worum? Uns' gnedigsten Herrschaften sind nu wieder hier und ich könnte mich selbst da 'ne Suppenanstalt ein brocken zu die ein langer Löffel gehört. Gedennoch indessen! Ich bin zu unsern Herrn Pastoren gewesen und habe mich von ihm den neuen Staatskalender von 1817 geliebt und ihm dabei Ihre gütigen drei Stück Anfragen vorgelegt in Berücksichtigung meiner eigenen geistlichen Dummheit.

Uns' Herr Pastor ist noch einer von die Alten, immer richtig da, sehr von Vernünftigkeit in der Predigt und vor die Begreiflichkeit derselben, auch vor die Armut, und vor sieben Schläge in der Wirtschafter mit reiner Brache. Vor die Stallfütterung und die vielen Bestanden ist er nicht, sehr aber vor den frischen Klewer und Weidegang in die liebe Natur. Die neumodische Vockschäfereien hat er in den Magen, viel lieber will er, sagt er, rauhe halten, sie sind dankbarer. Als Dekonomiker ist er richtig, un als Pastor ein Menschenfreund. Na, uns' Herr Pastor sagte also zu mir: "Grüßen Sie ihm und sagen Sie ihm, die erste Fragestellung wäre eine unrichtige Ottografvieh: Supperdent und Suppenanstalt hätte eine große Aehnlichkeit in der richtigen Schreibart, indessen hätte 'ne große Pottschon und 'ne schöne Heudlichkeit mit Zwiebeln, Burre, Peitefischwörteln und Selterib un was sonst noch zu 'ner Appetitlichkeit gehört mehr mit 'ner Suppe zu thun als ein Supperdent. In Anbetracht der zweiten Frage wäre er der Meinung, daß die Isrealiter oder Mosaischen Glaubensgenossen, — denn Juden wollten sie nicht gerne heißen, weil daß dies ein schlechter Nebengriff sei — im Ganzen genommen millgäwerner wären, als die Christen, und daß ihre Kocherei sehr rendlich mit "Milchern" un "Fleischern" wäre, auch das Essend behäuflich, wie er dies an seiner eigenen körperlichen Beschaffenheit erfahren habe, da er lange Jahre als Gymnast auf hohen Schulen bei so einen mosaischen Samariter's Mittwochens Freitisch gehabt habe, wo er sich, mit Respect zu vermelden, das Leib recht nützlich voll geschlagen habe, ohne wesentlichen Schaden an seinem Christenthum zu leiden. Und damit wäre denn auch die letzte Frage erledigt.

Nu frage ich Ihnen aber: "Hat dieser Supperdent was gegen diese 100 Akthl. preuschen Grant dieses Mosaischen Glaubensgenossen gehabt oder hat er diese für probat erklärt? Dieses wär, wie uns' Herr Pastor sagt, eine exemplarische Beitragung zu die Moralität von's 19. Jahrhundert."

Mich geht es noch passablenang; aber mit meinem Schwesterdochterkinde Kötling! — Selbstiger hat sich schon in alle Formlichkeit und Regelmäßigkeit mit mehrfache Unregelmäßigkeiten und dämliche Formulierungen vermengt. Denken Sie sich, schreibt mich Schmidt, daß er sich mit die entschiedenste Dummheit eingelassen hat. Schmidt ist nämlich sehr stark in den Hempbau und verkauft welchen, nämlich Hempfaat. Nu is Schmidt aus und

kömmst nach Haus. „Was passiert?“ fragt er. — „Ja!“ sagt mein Schwessterdöchterkind Körling, „mit Hempsaat. Ich habe ein Faß davon verkauft.“ — „So,“ sagt Schmidt, „haben Sie Order dazu.“ — „Dieses weniger,“ sagt Körling, „aber ich that's aus milder Barmherzigkeit. Der Mensch war so weit hergegangen, um wollt ich ihn doch nicht um süs gehen lassen. Mein Großmutterbruder sagte noch zuletzt mit möglichster Einschärfung zu mir, ich solle nie Einen geben lassen.“ — „Schön!“ sagt Schmidt, „dieses sind Grundsätze und die liebe ich. Aber wo is er denn her?“ (Nämlich der Hempsaatkäufer) — „Dieses weiß ich nicht,“ sagt Körling und süßt Schmidten grad ins Gesicht. — „Wo heißt er denn?“ fragt Schmidt, — „Dieses weiß ich auch nicht,“ sagt Körling und lüßt Schmidten noch dreister an. — „Was haben Sie denn for diesen Hempsaat gekriecht?“ fragt Schmidt und süßt Körling als Prinzipahl mit entschiedener Nachdrücklichkeit an. — „Gekriecht?“ sagt Körling und lüßt Schmidten mit die unverschämteste Frechheit grad in die Augen, „gekriecht habe ich nichts nicht, weil daß ich nicht wußte, was das Hempsaat gelten sollte.“

Na nu hört Allens auf! Oh, Du Brut! Den Namen Deines alten Großmutterbruders willst Du als einen Schleier for Deine eigene Dämlichkeit ziehen? „Körling!“ habe ich gesagt „nie laß mich Einen geben, der Geld bringt; und der dämliche Jung' läßt einen ohne Geld mit Hempsaat gehen!“

Wo das mit Körling noch mal seine Endschaft nimmt, weiß ich nicht!

Leben Sie wohl

Ihr

Haunerwiem bei
Klaskabnenurt den 27.
Janewapri 1856.

bis in den Tod
getreuer Bräsig
immeriter Entspecter

Philene.

Eine Scene aus den Prairien.

(Aus Putnam's Monthly.)

(Schluß.)

Die Sonne, welche eben aufgegangen war, hatte sich noch so wenig über den Horizont erhoben, daß die Leute, welche zwischen ihr und mir einhergingen, mir auf einen Augenblick die röthliche Scheibe des noch schwach leuchtenden Tagesgestirns verbargen. Diese braven Menschen waren auf verschiedenen Fußpfaden aus ihren Wohnungen herbeigeeilt, um mit vereinten Kräften auch bei hellem Tag thätig zu sein für die Wiederauffindung des verlorenen Kindes.

Die Aufgabe, welche ich übernommen, war keine gewöhnliche. Es handelte sich darum einen Stellhund in einer einzigen Lection zu einem Fanghund abzurichten. Mein Plan war bald gefaßt. Ich legte mein Jagdwams ab, stellte meine Flinte in eine Ecke, nahm einige Kleidungsstücke des Kindes, und suchte Philenen begreiflich zu machen, was ich von ihm erwartete. Er berock die Kleider, weil ich ihm sagte, daß er es thun solle, allein ohne scheinbares Interesse; dann drehte er sich um und betrachtete die Flinte, als erwartete er, ich würde sie wieder aufnehmen. Ich that's indeß nicht, sondern trat aus der Hütte heraus, und rief ihm. Ich sah ihn mit Vergnügen die kleinen Holzschuhe beriechen die an der Thür standen; allein dies war im ganzen nur etwas sehr natürliches.

Schon waren seit dem Verschwinden des Kindes fast achtzehn Stunden verflossen, und selbst wenn ich annahm, es werde mir gelingen Philenen begreiflich zu machen, daß ich wollte er solle der Fährte des Knaben folgen, ließ sich doch nicht hoffen, daß man ihn in der Nähe der Wohnung finden werde. Man hatte Abends zuvor alle umliegenden Felder durchlaufen und alle zu den Nachbarn führenden Fußpfade durchsucht. Ich beschloß daher ohne weitem Verzug in die Prairie vorzudringen. Philene folgte

mir, jedoch nicht ohne von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick auf die Hütte zu werfen, in welcher ich meine Flinte gelassen hatte. Als wir eine Meile oder mehr entfernt waren, rief ich ihm, und versuchte noch einmal ihm begreiflich zu machen, was ich wollte. Er berock den kleinen Strumpf Hanka's, den ich mitgenommen, und beobachtete aufmerksam mein Gesicht, als wolle er meine Gedanken errathen. Dann entfernte er sich lebhaft, und nachdem er einige Schritte gemacht, drehte er sich um, um zu sehen ob ich diese Bewegung gutbeße. Ich rief ihn zurück, und ließ ihn den Strumpf des Kindes aufs neue beriechen; allein diese Vorsicht schien unnütz: er schlug eine andere Richtung ein, abermals rückwärts blickend, um sich zu überzeugen, ob er diesmal gut begriffen habe; von neuem zurückgerufen, kehrte er mit beschämter und entnuthigter Miene um, und fing an langsam neben mir herzugehen.

Mittlerweile hatten sich die Nachbarn nach allen Richtungen hin zerstreut, ihre fast hoffnungslosen Nachforschungen fortsetzend; ich sage „fast hoffnungslos,“ denn das Kind konnte mehrere Meilen weit entfernt seyn, und wir wußten daß wir auf zwanzig bis dreißig Fuß an ihm vorbeikommen konnten, ohne es inmitten des hohen Prairie-Grases wahrzunehmen. Die arme Mutter dagegen war bei mir und Philenen geblieben, jedoch nicht ohne sich einigermaßen in ihrer Erwartung getäuscht zu sehen; denn sie konnte nicht umhin zu bemerken daß der Hund ihren verlorenen Schatz nicht suche. Wir setzten unsern Weg mehrere peinliche Stunden lang fort. Von Zeit zu Zeit erneuerte ich meine Versuche mich Philenen verständlich zu machen, allein stets umsonst. Einmal lief er schmunzelnd auf mich zu, und als ich ihm den Strumpf des Knaben gezeigt hatte, ergriff er ihn rasch mit seinem Maule, und lief erhobenen Kopfes stolz einher, als wolle er sagen „Jetzt begreife ich daß ihr wollt ich solle diesen Strumpf bringen.“ Meine Züge mußten Unzufriedenheit ausdrücken, denn Philene senkte sofort Kopf und Schweif, und brachte mir langsam den Strumpf, den ich ihm abnahm; dann segte ich mich wieder in den Marsch, ging aber langsamer und machte ihm gleichsam zur Aufmunterung in seinen Anstrengungen einige Zwischenpausen. Endlich hält Philene von neuem still, beriecht den Boden, wie ein Fährtenhund der Zufriedenheit mit dem Schweife, läuft von dort Stritt zur andern, um eine wärmere Spur zu finden, betrachtet mich mit glänzenden Augen, sucht wieder, und hält seine Schnauze ganz nahe am Boden. Wir folgen ihm, und ich fange an einige Hoffnung zu schöpfen: vielleicht hat mich Philene endlich begriffen, sagte ich zu mir. Allein es war auch möglich daß er irgend eine Spur von Wild gefunden, und diese Annahme schien mir noch natürlicher. Aber nein: Philene beriecht, von oben bis unten, einen großen Grassstengel, der zu hoch war um von einem Vogel berührt worden zu sein. Es kann dieß nicht die Spur eines Hirsches sein, denn seine Füße hätten auf dem Boden einen Eindruck zurückgelassen, der mir nicht entgehen würde; nicht die eines Wolfs, denn Philene hat keinen Ausdruck des Zorns, seine Augen funkeln nicht, seine aufgeworfenen Lippen zeigen die weißen kampfbereiten Hackenzähne nicht — Symptome die sich unveränderlich kundgeben wenn er die Spur eines Wolfes aufgefunden. Er läuft stets voran, beriecht jeden Grassbüschel, jede Blume der Prairie hält sich bei einigen etwas länger auf, und saugt langsam die Luft ein; die Augen sind halb geschlossen, damit die Wirkung des Lichts die Aufmerksamkeit nicht von dem einzigen Sinn, auf den er zählt, ablenke. Die Mutter ist neben mir, und fragt mich jeden Augenblick: „Ist er auf der Spur Hanka's, wird er Hanka finden?“ Ich getraue mir nicht bejahend zu antworten, denn ich weiß es nicht gewiß, nie aber habe ich ihn bei der Verfolgung eines Wildes in solcher Art vorgehen sehen, und ich weiß genau wie er sich gegenüber jeder einzelnen Art Wild benimmt. Unglücklicherweise ist die Spur, was es auch für eine sein mag, nicht frisch; denn er hält still, dreht sich rund herum, und hält abermals an, beschreibt dann einen größeren Kreis, und kehrt wieder auf denselben Punkt zurück: Philene hat die Spur verloren. Er fängt daselbe Manöver in größerm Maßstab von neuem an — ohne bessern Erfolg. Er läuft ungeduldig, macht plötzlich Kehrtum, folgt seinen eigenen Tritten und reunt etwa

hundert Meter rückwärts den Weg den er bereits durchlaufen. Dann hält er, beriecht den Boden, kommt noch einmal auf dieselbe Spur zurück, aber langsam und sorgfältig, bis auf eine gewisse Entfernung von dem Orte wo er sich verirrt hatte, und geht nun rasch und lebhaft seitab. Offenbar hat er seine Spur wieder gefunden, bleibt aber bald von neuem stehen, dreht sich halb um, und thut als sei ihm plötzlich eingefallen, er müsse einen halbverdorrten Grassstengel, an dem er eben vorübergekommen, einer näheren Prüfung unterziehen. Ich untersuche den Grassstengel ebenfalls, und finde zu meiner nicht geringen Ueberraschung an dem harsigen Kraut einige Fäden blauen Baumwollenzugs hängen. Als die Mutter sieht, daß ich stehen bleibe, läuft sie ebenfalls herbei und stürzt auf die kostbare Reliquie zu. „Sie gehören Hanka, ruft sie, sie gehören Hanka!“ Ich vermuthete es, denn den Amerikanern ist die erfolgreiche Nachahmung dieser Farbe bis jetzt noch nicht gelungen. Mittlerweile setzt Philene seinen Lauf fort. Wir eilen ihm rasch nach, gehen aber nicht auf seiner Spur, aus Furcht er möchte sie noch einmal verlieren, und sie dann neuerdings aufspüren müssen.

Die arme Mutter verlor keine der Bewegungen des Hundes aus den Augen, glücklicherweise aber wurde sie, da sie nicht alle Schwierigkeiten des Unternehmens kannte, nicht von denselben Befürchtungen beunruhigt wie ich. Philene nahm nun einen ruhigeren, aber festen Gang an, und nur mit Mühe konnte ich die ungeduldige Mutter hindern ihm voran zu eilen und so vielleicht zu bewirken, daß er seine Fährte abermals verlor. Die Nachbarn, welche sich in der Prairie zerstreut hatten, schlossen sich nach und nach alle ebenfalls an uns an. Wir hatten sie aber, soviel möglich, in gewisser Entfernung, und folgten den Schritten Philenens, der, obschon auf einer sehr schwachen Spur, sicher manövriert. Er kennt jetzt seine Aufgabe und theilt unsere Aufregung. Mit offenem Maul, aus Furcht der Durchzug einer allzu starken Luftströmung durch die Nüstern möchte die Empfindlichkeit seiner Geruchsnerven ab stumpfen, folgt er mehrere Stunden lang dem bald rechts, bald links sich schlängelnden Wege des Knaben. Plötzlich werden meine letzten Zweifel zerstreut: ich merke in einem alten Büffelpfade die Tritte eines Kindes. Rasch setze ich meinen Fuß darauf, um sie der Mutter zu verbergen, damit ihre Ungeduld die Thätigkeit Philenens, unsere einzige Hoffnung und unsern einzigen Führer, nicht hemme. Allein sie hatte meine Bewegung gesehen, stürzte vorwärts und fand eine zweite Fußstapfe. Ich ließ sie indeß, während sie unter Freudenthränen ausrief: Es ist der Fuß Hanka's, es ist der Fuß Hanka's. Mein Kind, mein liebes Kind!“ nicht bis zu derselben gelangen, und untersuchte die Fußstapfen mit dem Auge und der Aufmerksamkeit eines Jägers. Ich erkannte allerdings den Abdruck eines im Staube des Pfades vollkommen abgezeichneten Kinderfußes, allein dieser Abdruck war ziemlich frisch und offenbar erst lange nach Sonnenaufgang und nach Verdunstung des Thaues zurückgelassen, denn der Staub war schon trocken als der Fuß ihn betrat, und obwohl die Umrisse sehr deutlich und ausgeprägt waren, hatten sie doch nicht die Festigkeit die sie gehabt haben würden wenn die Eindruckung im feuchten Zustand erfolgt und dann sofort getrocknet wäre. Im ersten Fall gibt der Staub nach und verzettelt sich beim geringsten Windzug; der Wurm der hindurch gekrochen, konnte kaum einige Meter weit auf diesem Pfad, auf dem er mit Anstrengung seine unregelmäßige Furche zieht, fortkommen. Es lag also unwiderleglich zu Tage daß die Sonne schon mehrere Stunden lang diese Fußstapfe beschienen hatte, und vielleicht hätten wir noch mehrere Meilen weit laufen müssen, ehe wir den Fuß, von dem sie herrührte, von neuem getroffen, wenn nicht Erschöpfung oder Schlaf dem Weitergehen des Urhebers dieser Fußspur Einhalt gethan hätte. Unsere Aufgabe, so scheinbar einfach sie geworden, war übrigens trotzdem immer noch ziemlich schwierig, weil das Kind den Büffelpfad eingeschlagen hatte. Ich forderte daher unsere Hülfsgegnossen auf, wenigstens auf Steinwurfweite hinter uns zu bleiben, und ich selbst hielt mich ganz in der Nähe Philenens, der die heikle Aufgabe hatte auf trockenem Staube der Fährte zu folgen. Allein Philene, voll Eifer und Vertrauen, setzte unausgesetzt seinen Weg fort, drehte den Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite des schmalen Pfades, um den an den grünen Kräutern, welche sich längst desselben hinzogen und welche von den

Kleidern oder Händen des Knaben etwas berührt worden waren, zurückgelassenen Geruch aufzufangen. Der alte Pfad, den wir einschlugen, war vor vielen Jahren schon von Büffeln und indianischen Jägern, die beiderseits jetzt in die Wüste des Westens zurückgedrängt sind, und allmählig vor den blaffen Gesichtern ihrer gemeinschaftlichen Feinde verschwinden, gebrochen worden, bald zog er sich kleine Hügel binan, bald ging er an ihren sanften Abhängen herab und schlängelte sich an Sümpfen hin, um abermals sich bergan zu ziehen. Möglicherweise bleibt Philene an dem Gipfel eines dieser von ungewöhnlich kurzem Gras bewachsenen kleinen Hügel stehen. Ohne Zweifel ist das Kind da hinaufgestiegen, um zu sehen, ob es sein väterliches Haus nicht entdecken könne. Gütliche Hoffnung! Es ließ sich von hier aus weder eine menschliche Wohnung, noch sonst ein Werk von Menschenhand wahrnehmen; nichts als das blaue Himmelsgewölbe und das Grün der Prairie, die am fernen Horizont in einander verschmolzen und durch eine glänzende Sonne erleuchtet waren, fiel in das Auge. Das Kind mußte hier mehrmals im Kreise herumgegangen sein, ohne etwas entdecken zu können. Es hatte sich gesetzt um auszuruhen — vielleicht um zu weinen — denn man konnte mitten auf dem Abhänge des Hügels die Spur seiner Ferse sehen. Allein es hatte sich wieder entfernt, und Philene kehrt daher, nachdem er riechend dem Pfad eine Strecke weit gefolgt war, ohne gefunden zu haben was er suchte, in raschem Laufe zurück, rennt um den kleinen Hügel herum, findet die Fährte wieder, und schlägt die neue Richtung ein. Glücklicherweise führt diese Fährte ihn jetzt mitten durch grünes Gras, und er folgt ihr mit solcher Schnelligkeit, daß die Empfehlung, welche ich unsern Begleitern gegeben, hinten zu bleiben, überflüssig wird: nur die Mutter und ich konnten ihn noch folgen. Er führt uns, den Abhang des Hügels hinabsteigend, an einen kleinen Bach, wo das Kind getrunken hatte. Wir können den Abdruck seiner kleinen Füße sehen, und an der Stelle wo es niedergekniet, sind die beiden Hände ganz genau in die nasse und weiche Erde eingezeichnet. Von hier aus steigt die Fährte noch einmal hügelan, nach der Seite wo wir unsere Begleiter gelassen. Philene bleibt einen Augenblick stehen: dann wechselt er plötzlich seinen Gang. Man sieht ihm beim Verfolgen der verschiedenen Krümmungen der Fährte nicht mehr den Boden beriechen, sondern er hält den Kopf in die Höhe, streckt den Hals vorwärts, geht gerade aus, festen Auges und sichern Schrittes. Die Fährte ist ihm gleichgültig geworden, denn er hat das Kind selbst gerochen an dem Orte wo es sich niedergelegt. Ich beobachtete diese Gangveränderung augenblicklich, und begriff ihre ganze Bedeutung, allein noch wagte ich nicht der Mutter meine freudige Ahnung mitzutheilen. Sie bemerkte diese Veränderung indeß bald selbst, und rief aus, Philene jage nicht mehr, er rapportire. Und nun brach sie in den Freudenruf aus: „Er hat's gefunden, er hat mein Kind gefunden!“ Es war so. Wie von Flügeln getragen eilte sie mir voraus, und in wenigen Augenblicken hörte ich gleichzeitig in wirrer Verschmelzung das Angstgeschrei des Kindes und den Freudenruf der Mutter.

Wir hatten sie bald erreicht. Philene, anfangs fast geneigt, ihr das Anrecht an den Knaben streitig zu machen, theilte endlich herzlich ihr Entzücken; er sprang auf mich zu, lief zu dem Kinde, das die Mutter in ihre Arme drückte, rieb seine Schnauze an Gesicht und Hände desselben, rannte den Neu-Ankommenden aus Leibeskräften entgegen, und theilte ihnen jubelnd den glücklichen Ausgang dieser Irrfahrt in die Prairie mit.

Wir traten nun den Rückweg nach der Hütte an, unsere Zufriedenheit durch laute Freudenäußerungen kundgebend. Ich ging voran; Philene folgte mir auf dem Fuße, verließ mich aber von Zeit zu Zeit um das Kind zu betrachten, das abwechselungsweise von den Männern getragen und von seiner Mutter mit eifersüchtiger Zärtlichkeit bewacht wurde.

Als wir so ungefähr drei Meilen zurückgelegt hatten, trennte ich mich von diesen braven Leuten, nahm meinen Weg über die Prairie nach meiner noch etwa fünf Meilen entfernten Wohnung, und traf bei Einbruch der Nacht zu Hause ein, von dem Frohgefühl befeelt, einer Mutter ihr Kind wieder gegeben zu haben... Ach! wer wird mir Philenen wieder geben!

Auflösung des Räthfels in Nummer 4: Eigenliebe.

Correspondenz.

Herrn Friedrich M. . . Gästrow: Meinen freundlichen Dank für die Zusendung. — Herrn F. A.: Das haben Sie recht gemacht, grade solche wirklichen Vorkommnisse haben den meisten Werth. — Herrn Paschag: Gerne hätte ich Ihren gerechten Wunsch schon früher erfüllt; aber leider war auf ihrem ersten Briefe Wohnort und Datum vergessen.

Druck von H. Wenz in Neubrandenburg.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die G. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Barnow'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl. für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von Fritz Renter.

Nr. 6.

Neubrandenburg, den 10. Februar.

1856.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Fahrende Schüler im Anfange des 16. Jahrhunderts.

Das Treiben auf den deutschen Landstraßen zur Zeit des Mittelalters würde auch andern, als Polizeibeamten unsrer Zeit befremdend erscheinen. Auf den breiten Wegen und ausgefahrenen Gleisen, welche nur selten durch Gräben von dem Ackerfeld getrennt waren, war vor 400 Jahren eine weite Reise ehrlichen Leuten ein gefährliches Stück Arbeit, denn die zweifelhaften Gesichter, denen sie begegneten, waren häufig und mannigfaltig. Wer es vermochte, schloß sich mit andern in eine Gesellschaft zusammen; die Kaufleute zogen mit ihren Waaren in kleinen Karavanen unter dem Geleit von Reisigen; wer einzeln die Straße wanderte und nicht zu Pferde war, der mußte ein muthiger Mann sein oder einer, der nichts zu verlieren hatte. Die Handwerksburschen und andere ehrliche Fußgänger suchten sich an Gelegenheiten anzuschließen und warteten in unsichern Gegenden lieber tagelang, ehe sie allein die Reise wagten. Und doch waren die Straßen nicht leer, denn es gab viele mit zweideutigem Ruf und leichtem Beutel, welche ihr Glück in der Fremde suchten, und nicht wenige, welche auf der Straße selbst und in deren Nähe ihren Lebensunterhalt zu erobern bemüht waren. Denn seit dem Ende der Kreuzzüge war eine Unruhe und Wanderlust in die niedern Classen des Volkes gekommen, welche durch das ganze 15. Jahrhundert fortbauerte. Im Anfange des 16ten waren es außer den zahlreichen heimatlosen Bettlern und Gaunern, welche überall ihre Spießgesellen fanden, noch die letzten verkommenen Mitglieder von dem alten Geschlecht der Bänkelsänger und Possenreißer, welche im ganzen Mittelalter bei den Festlichkeiten der Fürsten wie der Bauern ihre Rolle gespielt hatten und als eine besondere Classe von Rechtlosen sogar in den Gesetzbüchern des Mittelalters aufgeführt werden. Einst waren sie die Träger des deutschen Volksgeistes gewesen, Tänzer, Springer und Lustigmacher der vornehmen Herren und der Geistlichkeit, sie und ihre Dirnen, und sie hatten bei allen feierlichen Gelegenheiten ein traditionelles Anrecht gehabt an die Gastfreundschaft der Großen. Aber von ihrem alten beliebten Handwerk war der Segen gewichen seit der Zeit, wo in den Ringmauern der Städte sich bessere Sitte und neue Formen auch für Scherz und Belustigung entwickelt hatten.

Zu ihnen aber waren als Kinder der Landstraße zahlreiche Bettelmönche gekommen, welche die Rutte benutzten, um von den gläubigen Frauen Geschenke zu erschwindeln, und ein spitzes Messer oder einen verrosteten Dolch zu verstecken; ferner entlassene Landsknechte als geistlose und brutale Strolche der Schrecken der Dörfer und eine Plage für einzeln stehende Gehöfte. Außerdem Gauner aller Art, Schatzgräber, Wunderdoctoren, Leute, welche Merkwürdigkeiten zeigten, die sie aus Bessland oder gar über das Mittelmeer gebracht haben wollten. Dahinter schlüpften Zigeuner, die schon seit dem 11. Jahrhundert zuweilen um die Klöster und Bauernhöfe geschlichen waren, seit dem 15. in großen Banden über das westliche Europa. Unter solchen Wanderern war seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Classe der fahrenden Schüler vielleicht die zahlreichste, ja sie war in manchen Gegenden zu einer wahren Landplage geworden. Im Ausgange des Mittelalters hatte die Begierde, die alten Sprachen zu lernen und durch solche Gelehrsamkeit die Privilegien des geistlichen Standes zu erwerben, die untern Schichten des Volkes wie eine Modetrunkheit ergriffen. Da überhaupt noch wenig Bücher gedruckt und diese sehr schwer zu erwerben waren, so konnte man nur von den unwissenden Geistlichen der Heimath oder an den wenig zahlreichen Gelehrtenschulen die geheimnißvollen Kenntnisse erwerben, welche ihren Besitzern aus der hungernden, gedrückten und zukunftslosen Masse des Volkes herausheben sollten. Die Sehnsucht, ein Gelehrter zu werden, war damals in die Seelen der Armen gefahren, wie jetzt der fieberhafte Drang, in fernen Goldländern sein Glück zu machen, und Kinder und halbwüchsige Burschen liefen aus den entlegensten Thälern, hinein in die unbekannte Welt, die Wissenschaft zu suchen. Wo eine lateinische Schule war, bei einem Stift oder in dem reichen Kirchspiel einer großen Stadt, dahin schlugen sich die Kinder des Volkes durch, oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entfittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unsicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerschaften der Städte gaben solchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in besondern Häusern, aber ihren Lebensunterhalt mußten diese sich zum größten Theil erbetteln. Die Aussicht, welche über sie geübt wurde, war sehr gering, nur darauf hielt man streng, daß in der Zügellosigkeit ihres Lebens Methode war; unter bestimmten Formen und nur

in gewissen Stadtbetten war zu betteln erlaubt. Wie überall, wo sich Deutsche im Mittelalter zusammenfanden, so bildete sich auch unter diesen Schülern eine Organisation aus, ein Pennaktsmus, der eine Menge von Bräuchen und unsittlichen Gebräuchen hatte, dem aber jeder einzelne verfiel, und neben demselben die rohe Poesie eines abenteuerlichen Lebens, welche viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr späteres Leben überwunden wurde. Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren wie die Lehrlinge der Handwerker den ältern Kameraden, den Bacchanten, zu erniedrigenden Diensten verpflichtet, sie mußten für ihre Tyrannen betteln, oft stehlen und genossen dafür den Schutz, welchen die Häute der Stärkern ihnen geben konnten. Für den Bacchanten war es eine Ehrensache und Vortheil, viele Schützen zu haben, welche ihm die milden Gaben der Einwohner zutragen mußten. Von diesen lebte er. Bei der mangelhaften Beaufsichtigung der Schüler wechselten diese eigenmächtig die Schulen, vielen wurde das Hungern auf der Landstraße die Hauptsache, und die Jugendjahre vergingen ihnen in einem wüsten Umhertreiben von Schule zu Schule unter Bettelrei und Raub und roher Völlerei. Wenn wir uns noch jetzt über die Kraft und sichere Thätigkeit einzelner freuen, welche sich damals von unten herauf zu geistiger Bedeutung emporgearbeitet haben, so müssen wir auch daran denken, daß manches Mutterkind elend hinter dem Jaune oder in dem Siedehaase irgendeiner fremden Stadt verdorben ist, das in kindlichem Gemüth dasselbe Ziel zu erreichen hoffte.

Von dem Leben der fahrenden Schüler ist uns eine berühmte Beschreibung durch Thomas Plater erhalten worden, den armen Hirtenknaben aus dem Bispertale in Wallis, später angesehenen Buchdrucker und Schullehrer zu Basel. Obgleich seine Selbstbiographie öfter gedruckt worden ist (zuletzt herausgegeben von Dr. H. Fichter, Basel 1840), und obgleich gerade die hier folgenden Züge aus seinem Leben auch außerhalb der Schweiz bereits benutzt worden sind, so wird doch eine getreue Uebersetzung den meisten Lesern noch neu sein. Leider erlaubt der Raum nicht, den ganzen Bericht des wackern Mannes über sein Schülerleben mitzutheilen.

Um 1510.

Als ich bei dem Bauer war, kommt meiner Basin eine, hieß Fränsy, die wollt mich zu meinem Vetter Herrn Antony Plater thun, daß ich sollt die Christen lernen. So reden sie, wenn man einen in die Schule thun wilt. Der Bauer war damit übel zufrieden, sprach ich würde nichts lernen und setze den Zeiger der rechten Hand mitten in die linke Hand und sprach: So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da durchstoßen kann. Das sah ich und hört es. Sprach die Basin: wer weiß, Gott hat ihm seine Gaben nit versagt, es kann noch ein frommer Priester aus ihm werden. Sie führte mich also zu dem Herrn, ich war, wenn ichs gedenke, um die neun Jahr oder zehnthalb alt. Da ging es mir erst übel, denn der Herr war gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeschicktes Bauernbublein. Der schlug mich grausam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich vom Herd auf, daß ich schrie wie eine Weis, die am Messer steckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden.

Bei dem war ich nit lang. In derselben Zeit kam einer, der war mir Geschwisterkind, der war den Schulen nachgezogen auf Alm und Mäuchen im Baderland, derselbe Student hieß Paulus Summerratter. Dein hätten meine Verwandten von mir gesagt, er verbiß ihnen, er wollte mich mit sich nehmen und in Deutschland der Schule nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem Pfaffen helfe, der mich schier gar nichts lehrte und aber jämmerlich übel schlug. Denn ich hatte eben ein wenig das Salve singen gelernt, und um Eier bitten mit andern Schülern, die auch in dem Dorf bei dem Pfaffen waren.

Als nun Paulus wieder wandeln wollte, sollte ich zu ihm nach Stalden kommen. Vor Stalden wohnte Simon zu der Summerratten, meiner Mutter Bruder, der sollte mein Vogt sein; der gab mir einen Goldgülden, den trug ich im Händlein bis nach Stalden, sagte oft unterwegs, ob ich ihn noch hätte, gab ihn

dem Paulus. So zogen wir zum Land hinaus. Da mußte ich für mich betteln und meinem Bacchanten, dem Paulus, auch geben, denn wegen meiner Einfalt und ländlichen Sprach gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimsel Nachts in ein Wirthshaus kamen, hatte ich nie einen Kachelofen gesehen und schien der Mond an die Kacheln, da wähnte ich, es wäre so ein großes Kalb, denn ich sah nur zwei Kacheln scheinen, das waren, so meinte ich, die Augen. Am Morgen sahe ich Gänse, deren ich nie keine gesehen hatte, da meinte ich, als sie mich anheiserten, es wäre der Teufel und wollte mich fressen, floh und schrie. Zu Luzern sah ich die ersten Ziegelhäuser.

Darnach zogen wir auf Meissen zu, war mir eine weite Reiz, da ich nicht gewohnt war so weit zu ziehen, dazu unterwegs das Essen zu gewinnen. Wir zogen also unser miteinander 8 oder 9, drei kleine Schützen, die andern große Bacchanten, wie man sie nennt, unter welchen ich der allerkleinste und jüngste Schütz war. Wenn ich nicht gut zu gehn vermochte, ging mein Vetter Paulus hinter mir mit der Ruthe oder dem Stöcklein und zwickte mir an die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hosen an und löse Schütteln. Weß auch wir mehr alle Dinge, die uns auf der Straf begegnet sind, doch etlicher bin ich eingedenk. Als nämlich wie wir auf der Reize waren und man so allerlei redete, sprachen die Bacchanten untereinander wie in Meissen und Schlesien der Brauch wäre, daß die Schüler Gänse und Enten, auch andere solche Speise rauben dürften und thäte man einem nichts darum, wenn man dem entronnen sei, dem das Ding gehört hätte. Einestages waren wir nit weit von einem Dorf, da war ein großer Hauf Gänse beieinander und war der Hirt mit dabei, da fragte ich meine Gefellen, die Schützen: wann sind wir in Meissen, daß ich Gänse tod werfen darf? Sprach sie: jetzt sind wir drinnen. Da nahm ich einen Stein, warf eine, traf sie an ein Bein, die andern flogen davon, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Da nahm ich noch einen Stein, traf sie an den Kopf, daß sie niederfiel. Da lief ich hinzu und erwiderte die Gans bei dem Kragen, fuhr unter das Stöcklein mit ihr und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänsehirt nachgelaufen, schrie im Dorf: der Bub hat mir meine Gans geraubt! Ich und meine Mitschützen flohen und der Gans hingen die Füße unter meinem Stöcklein hervor. Die Bauern kamen hervor mit Spießen, die sie werfen konnten, liefen uns nach. Als ich sahe, daß ich nicht mit der Gans entrinnen konnte, ließ ich sie fallen, und sprang vor dem Dorf vom Wege ab in ein Gesträuch, zwei meiner Gefellen aber liefen der Straße nach, die ereilten zwei Bauern. Da fielen sie nieder auf die Knie, und begeherten Gnade, sie hätten ihnen keinen Schaden gethan; und da auch die Bauern sahen, daß sie nicht der waren, der die Gans hätte fallen lassen, so gingen sie wieder in das Dorf und nahmen die Gans. Ich aber sah, wie sie meinen Gefellen nacheilten und war in größten Nothen und sprach zu mir selbst: Ach Gott, ich glaube, ich hab mich heut nit gesegnet! (wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte mich alle Morgen segnen.) Als die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsre Bacchanten im Wirthshaus, denn diese waren voraus in das Wirthshaus gegangen, die Bauern vermeinten, sie sollten die Gans zahlen, es wäre etwa um zwei Bagen zu thun gewesen; ich weiß aber nit, ob sie sie bezahlt haben oder nit. Als sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entschuldigte mich, vermeinte es wäre so Lands Brauch; sprachen sie, es wäre noch nicht Zeit.

(Schluß folgt.)

Das Kind sien Nachtgebet.

Ja bän so mäur un fleprig,
Dei Dogen gahn mi tau —
Kann tuum dei Hän'n noch folgen,
Weit nich wat'e bären dau. —

Müht seinen Gott bloß seggen,
 Dat giern ick ewig wier,
 Un dat bei leiw müht hebben
 Miümme doch recht siehr,

Un dat ick nu woll sachten
 In sienem Schoot müht rauhn —
 Dat Anne segg' d' Di morgen,
 Leiw Gott, Du warst woll dauhn!

(A. B.)

Leseerfrüchte.

(Fortsetzung.)

„Das Thierleben der Alpenwelt von Friedrich von Tschüde, Leipzig 1854 bei Weber,“ mit 24 sehr schönen Abbildungen und dem Motto:

„Unter der himmlischen Halle,

Auf der Erde festem Grund,

Wo ich walle,

Wo mein Auge schweift,

Wird mir laut und schweigend kund,

Das Leben der Natur.

Mich ergreift,

Unnenntbar, geistig Wehen,

Als hört ich Gott durch die Schöpfung gehen,

Als sah' ich des Geistes verkörperte Spur.“

Dies köstliche, inhaltreiche Buch sollte kein Freund reizender und erhabener Naturschilderungen ungelesen lassen. Da es aber wegen seines großen Umfanges und hohen Preises nicht zu Aller Kenntniß gelangen wird, so geben wir den Lesern unsers Blattes hier einige Auszüge aus den gelungensten Stellen, den Ginen, um sie für die Entbehrung des Buches zu entschädigen, den Andern, um sie zur Anschaffung desselben zu ermuntern.

1. Der Föhn.

„Im ganzen Bergrevier der Schweiz ist kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung, als der Föhn. Er stammt aus Afrika. (Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Polar-Eisgebiete, wie die der feuchten Regen bringenden Westwinde der Atlantische Ocean, so sind die der oft glühend heißen Südwinde (Föhn) die brennenden Sandwüsten Afrikas. Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen; aber sie verstärken dieselben in der That. Ist der heiße Luftstrom auf den Alpen angelangt, so möchte er wohl über diese und ihre Thäler hoch hingehn; aber die Kälte des Schnees flüßt einen Theil seiner Wundwellen ab, so daß er sofort schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Dies ist dann, um so mehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind und die Thalluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luft auf eine gewaltsame Weise vor sich gehen muß. Darum ist der Föhn nach genauen Beobachtungen im Winter und Anfang Frühling am häufigsten; so wie die Sonnenwärme die Thäler aber erwärmt, so haust er noch in den kältern Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger als am Tage auf. Die atmosphärische Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, sehr buntes Schleiergewölke, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am stark gerötheten Himmel bleich und glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurfarben. Die Nacht bleibt schwül, thauslos, von einzelnen kältern Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen röthlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher erscheinen; der Hintergrund nimmt eine bläulich violette Färbung an. Von fernher ertönt das Rauschen der obern Wälder, die Bergbäche tosen mit größerer Schmelzwasserfülle weithin durch

die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo der Föhn ungeheure Schneefelder bestreift, kalt und rauh sind, kündigt er seine Ankunft an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Föhnstürme ins Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen auf, die 2 bis 3 Tage mit abwechselnder Gewalt die Gegend beherrschen, die ganze Natur in furchtbaren Aufruhr versetzen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche auffüllen, Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. In denjenigen Thalthellen, welche der südlichen Bergmauer zunächst liegen, wüthet er gewöhnlich am heftigsten; denn dort brechen die warmen Luftstürme am regellosesten und gewaltigsten herein.

Auch die thierischen Organismen leiden unter dem Einflusse dieses Windes, der mit seiner trockenwarmen Strömung die Sehnen erst überreizt, dann erschläft. Unruhig ziehen die Gemsen sich auf die Nordseite des Berges oder in tiefe Felsenkessel. Kühe, Pferde, Ziegen suchen mit Mißbehagen nach frischer Luft, während der Föhn ihnen Nachen und Lunge austrocknet. Kein Vogel ist im Walde und Felde zu erblicken. Die Menschen theilen das allgemeine Unbehagen, welches erschlaffend auf Nerven und Sehnen wirkt und dem Gemüthe eine lastende Bangigkeit aufdrängt. Gleichzeitig wird sorgsam das Feuer des Heerdes und Ofens gelöscht. In vielen Thälern ziehen die Feuerwachen rasch von Haus zu Haus, um sich von diesem Auslöschen zu überzeugen, da bei der Ausdörrung alles Holzwerkes durch den Wind ein einziger verwahtloser Funke großes Brandungsglück stiften kann.

Und, doch, trotzdem daß der Föhn gefährlicher als jeder andere Wind des Gebirges ist, wird er im Frühling mit Freuden begrüßt. Im ganzen Berggebiet bewirkt er unermessliche Schneeschmelzungen und verändert dadurch mit Einem Schlage das Bild der Landschaft. Im Grindelwaldthale schmilzt er oft in zwölf Stunden eine Schneedecke von zwei Fuß und drei Zoll weg. Er ist der rechte Lenzhote und wirkt in 24 Stunden so viel, als die Sonne in 14 Tagen, indem auch die alte, zähe Schneeschicht, welche die Sonne lange vergeblich beleckt, ihm nicht widersteht. Ja, er ist in vielen schattigen Hochthälern gradezu die Bildung des Frühling, wie er an manchen Orten der Ebene im Herbst die Reifung der Traube bedingt. Würde er nicht von Zeit zu Zeit die zeugende Wärme bringen und die neu versuchten Schneeanfänge wegfegen, so gäbe es in manchem Hochthale keinen Sommer und kein Leben, sondern wahrscheinlich nur stets wachsende Eisfelder. In Uri, wo er sehr häufig und anhaltend weht, verdanken es ihm die Einwohner, daß die Gletscher so tief in die Bergthäler herunterreichen und die Alpen früher befahren werden können als in den meisten gleich hohen Geländen. Dabei ist der Föhn zum großen Glück der Menschen und Felder ein sehr vorsichtiger Schneeschmelzer und schützt dadurch, daß er vermöge seiner Wärme eine massenhafte Verdunstung der Wassertheile unterhält, die Niederungen vor gefährlichen Ueberfluthungen der Bergwasser. Dagegen trocknet er die Blüthe des Apfelbaumes rasch aus und vertilgt die Hoffnung auf eine Erndte. Auch die Buche und der Buchweizen gedeiht an Abhängen nicht, wo der Föhn häufig anstreicht.

Gewöhnlich regiert dieser merkwürdige Wind nur in Anwesenheit des mit ihm kämpfenden oder von ihm überwundenen Nordwindes. Das Gewölk zeugt deutlich den Tummelplatz dieser Luftströmungen an. Oft fluthen sie aber ungeführt eine Zeitlang über und unter einander hin. Folgt auf den Föhn wieder der Nord- oder Westwind, so bewirkt er in großen Regennassen den Niederschlag der vom Föhn erzeugten Wasserdünste. Oft aber, besonders im Herbst und Vorfrühling, herrscht dieser wochenlang milde in den höhern Alpen mit dem schönsten Wetter, während die Thaltregion wenig Nordwind oder gar keinen Luftzug hat. Daher die wunderbare Erscheinung, daß oft im December und Januar die höchsten Wälder und einzelne Bergtheile schneefrei sind, die Frühling-Alpenrosen daselbst blühen, Mücken tanzen und Eidechsen spielen, während unten im Thale am Rande des Baches

die großen Tannenäste unter der Wucht des Schnees senken und das Bachbette in Eis spiegeln glänzt, oder daß die obere Bergregion klare Luft und herrlichen Sonnenschein hat, während die Thäler von einem dichten, bald ruhigen, bald wallenden Nebelmeere überflutet sind, aus dem wunderbar schön und klar die einzelnen Berggipfel und Rücken hervortreten. Erhebt sich nun der Nordwind, so räumt er rasch den ganzen Apparat des großartigen Schauspiels weg, rollt die meilenlange Nebelteppiche auf und wirft sie über die Berge. Die ganze Landschaft wird transparent, trocken, kalt. Häufiger verdichtet er die vom Föhn unsichtbar gesammelten Wasserdünste in der Höhe, hängt sie an das leichte Schleiergewölke, bedeckt dann mit Macht den Horizont, wirft an alle Berge rasch hinziehende Nebelstreifen und sendet Regen oder Schnee zu Thal. Die Nebelbildungen sind in der untern Bergregion besonders im Herbst thätig, in der obern und in der ganzen Alpenregion das ganze Jahr über. Sie bringen nicht selten schöne und seltsame Erscheinungen mit sich, legen sich bald streifenweise über Moore und Bäche, jagen in immer sich erneuernden Formen und Gruppen an den Bergwänden hin oder decken bald die Höhe, bald die Tiefe in zusammenhängenden, scheinbar festen Massen zu. Wallen sie aus einem Thale in dichten Ballen rasch heran, so sieht man sie nicht selten auf der Wasserscheide des Bergübergangs oder sonst bei einem Ausbruch oder einer Einsattelung des Gebirges stille stehen und sich hier mauerartig viele tausend Fuß hoch aufthürmen. Das jenseitige Thal liegt in klarem Sonnenschein, während das diesseitige von trüben Nebelfluthen erfüllt ist. Manchmal geschieht es alsdann, daß der Windzug die Nebel doch ins wärmere Thal hinüberdrängt; dann zerfließen und verschwinden sie sofort beim Uebergange, ohne nur die sonnige Luft zu trüben. Auf das Pflanzen- und Thierleben wirken sie nicht wohlthätig, sie durchfeuchten und kälten Luft und Boden. Dagegen helfen sie im Frühling nicht wenig zur Schneeschmelze, indem sie den nächtlichen Frost verhindern.“

(Fortsetzung folgt)

Anekdoten.

Scene auf dem Bogelschusse zu Isehoe.

Aufrufer: Nummer Sieben!

Hentier Schreilaut (als sich Niemand meldet): Wer hat Nr. 7?

Aufrufer (sieht nach in der Liste): Schuster Schmidt.

Schreilaut: Schmidt! Sie sollen schießen!

Schmidt: Vappendeckel hat all' für mir geschossen.

Schreilaut: Sie wollen wohl sagen „hat vor Sie geschossen.“

Schmidt (heftig): Nein, hat für **mir** geschossen.

Schreilaut (ärgerlich und sehr laut): Herr verstehen Sie Deutsch: er hat vor Sie geschossen!

Schmidt (sich umdrehend im Abgehen): Wat sölen dee Dummheiten, he hett foa mi schoaten, und doamit goot.

Ein Pastor — im Anclamer Kreise — erhält deputatmäßig ein bestimmtes Quantum Korn zum Mästen für die Unvernünftigen von einem beigesparten Gutsbesitzer.

Se. Hochwürden ist aber in Bezug auf die Qualität der Gerste nicht zufriedengestellt, und erlaubt sich deshalb gültliche Vorstellungen. Herr S. antwortet, Herr Pastor duplicit, der Herr Gutsbesitzer replicirt, kurz die Sache geht wie alle derartigen Sachen, aus Freunden werden Prozeßanten, und die Geschichte endigt mit einer Forderung des Pastors an Herrn S. auf Säbel oder Pistolen.

Dieser antwortet: Er sei gern bereit, dem Beleidigten Satisfaction zu geben, nur erlaube er sich in Beziehung auf die Waffen eine Aenderung. Die beiden proponirten Gattungen habe er nie

exercirt, wenn aber dem Herrn Pastor gefällig sei, auf Bagenerungen loszugehen, so bitte er ihn, sich am bestimmten Tage auf der Gränze einzufinden.

Der Inspector B. schickt den Wirthschafter H. in's Dorf, der Hofsunge Krischan Appelborn solle nach Friedland gehen. Der Inspector wartet und wartet, kein Junge meldet sich bei ihm. Er fragt und ihm wird die erfreuliche Nachricht, Krischan habe schon vor einer Stunde seinen Botengang angetreten. — Des Abends mit Dunkelwerden und Alu kommt Krischan zum Inspector. — „Na, büßt du nah Fräland west?“ — „Ja!“ — „Wat heft denn doa dahn?“ — „„Oh, ic bew unsen Dische för'n Gröschén Biem mit bröcht.““

„Herr Inspector, Herr Inspector, kamen S' fixing hen uab'n Pasterbuus?; dei Schosteinsegeßell liggt sich mit unsen Herrn Paster in dei Hoa, nich, dat sei sich schlagen; äwerst mit dei nichts-würdigsten Redensoarten! Sei as Polizei, seggt dei Herr Paster, sälen tum Nechten seihn.“ Der Inspector eilt zum Pastorhause, findet aber, daß der Schornsteinfegermeister schon selbst Gelegenheit genommen hat, zwischen den beiden erbitterten Schwarzröcken Frieden zu stiften. — „Hab' ich dir nicht,“ sagt die Schornsteinfeger-Autorität zu dem Gesellen, „stets gesagt, du sollst die Herrn Pastoren in der Höflichkeit mit gutem Beispiel vorangehen? Wo hätte sich der Herr Paster wohl mit solche Redensarten ergoßen können, wenn du mit's gute Beispiel voran gegangen wärs?“

Aus der „Unsinn-Sammlung.“

In Nürnberg lag vor einer Reihe vor Jahren im Gasthause zum Baierischen Hofe ein gedruckter Zettel aus, den der Einsender dieses aufbewahrt hat und der wörtlich und buchstäblich also lautet:

„Mit hoher Magistratlicher Erlaubniß hat Unterzeichneter die Ehre, sich einer hohen Noblesse und dem verehrungswürdigen Publicum mit seiner von ihm selbst verfertigten Wachs poussirten Kunstfachen zu eines gütigen und zahlreichen Zuspruchs ergebenst empfehlen. Diese Sammlung besteht: 1. Eine Venus, in Lebensgröße nach der Natur bearbeitet auf einem Sopha liegend. 2. Verschiedene kleine Venusse. 3. Eine Venus und Cupido. 4. Apollo. 5. Jupiter. 6. Luciovero. 7. Niowe. 8. Andromeda an einem Felsen. 9. Römer mit dem Schilde. 10. Christus am Kreuz in dem Moment: Vater vergieb ihnen. 11. Die Kreuzigung. 12. Christus und Maria. 13. Der heilige Sanct Paulus. 14. Verschiedene Cruzifixe. 15. Christus in der Krippe liegend. 16. Liegende weibliche Figuren. 17. Napoleon. 18. Kleiner stehender Türk. 19. Anatomische Stücke. 20. Nashorn. 21. Büffelochs. 22. Hunde. 23. Schweine u. s. w. u. s. w. — Alle diese Kunstfachen sind an Liebhaber zu verkaufen und werden von diesem und andern dergleichen Gegenstände auf Verlangen zu billigt möglichen Preisen verfertigt. J. E. Scharrer, Bürger und Wachs-poussirer alhier.“ — Und in solcher Gesellschaft durfte des Heilands Name gedruckt und sein und der Seinen heiliges Bild entweiht werden, und das zur Zeit, als die Censur jede, auch die kleinste Presse mit Argusaugen bewachte und auch die unbedeutendste freie Äußerung unbarmherzig, aus reiner Mutterliebe mit der berühmten Schere wegschnitt, und das in dem frommen Baiernlande und zwar damals, als König Ludwig der Fromme und Deutsche es beherrschte und sein frommer Minister Abel die protestantischen Soldaten zwingen wollte, vor der Monstranz, in der sie doch nichts als einen crassen Aberglauben sehen konnten, zu knien. O tempora, o mores!

Räthsel.

Zwei Bauern aus 1. 2. gingen spazieren und da das Wetter 2 war, so traten sie in die 2. 3. Darauf sprach Hing zu Kunz: gieb mir deine Tochter damit ich dich 3. 1. 3. die Tochter aber, welche hinter der 2. 3. gestanden hatte, sprach 1. 2. 3. ich mag dich nicht.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die G. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Barnewitz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von **Fris Reuter.**

N^o 7.

Neubrandenburg, den 17. Februar.

1856.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Fahrende Schüler im Anfange des 16. Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Ein ander Mal kam ein Mörder zu uns allen in den Wald, elf Meilen diesseit Nürnberg, da waren wir all beisammen; der wollt alsbald mit unseren Bacchanten spielen, daß er uns hinderte, bis daß seine Gefellen zusammenkamen; da hatten wir gar einen redlichen Gefellen, mit Namen Antoni Schallbether, der trauete dem Mörder, er sollte sich von uns machen; das that er. Nun war es spät, daß wir blos bis in das Dorf kommen konnten und waren zwei Wirthshäuser daselbst, sonst wenig Häuser. Da wir in eins kamen, war der Mörder vor uns da, und andere mehr, ohne Zweifel seine Gefellen; da wollten wir nicht da bleiben gingen in das andere Wirthshaus. Als man zu Nacht geessen hatte, war jeder so geschäftig im Haus, daß man uns kleinen Buben nichts geben wollt; denn wir saßen niemals mit am Tische beim Mahl, man wollt uns auch nicht in eine Schlafkammer führen, sondern wir mußten im Roßstall liegen. — Als man aber die Großen zu ihrer Schlafkammer führte, sprach Antoni zum Wirth: Wirth mich dünkt, du habest seltsam Gäst, und du seiest nit besser, ich sage dir Wirth, leg uns, daß wir sicher seien, oder wir werden dir ein Wesen machen, daß dir das Haus zu eng werden soll. Da begehrten die Schelmen im Anfang mit unseren Gefellen zu spielen, Schachzabel; so nannten sie das Schach, das Wörtlein hat ich nie gehört. Als man sie nun zur Ruh führte, ich aber und die anderen kleinen Buben ungeessen (ohne Abendbrot) im Roßstall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirth selber, an die Kammer gekommen; haben wollen aufschließen; da hat Antonius inwendig eine Schraube eingeschraubt vor das Schloß, das Bett vor die Thür gerückt, und ein Licht angeschlagen, — dann er hatte allweg Wachskerzen und ein Feuerzeug bei sich; — und hat die anderen Gefellen schnell aufgeweckt. Wie das die Schelme hörten, sind sie gewichen. Am Morgen fanden wir weder Wirth noch Knecht; das sagten sie uns Buben, wir waren auch alle froh, daß uns im Stall nichts geschehen war. Nachdem wir von da bei einer Meile gegangen waren, kamen wir zu Leuten, welche als sie gehört, wo wir die Nacht gewesen

waren, sich verwunderten, daß wir nicht alle ermordet waren; denn fast das ganze Dörflein war der Mörderrey verargwohnt.

Ungefähr eine Meile vor Naumburg waren wieder unsere großen Gefellen in einem Dorf zurückgeblieben; dann wann sie zusammen zehren wollten, schickten sie uns voran; da waren unser fünf; da kamen auf weitem Feld achte auf Rossen an uns mit gespannten Armbrüsten, umritten uns, begehrten von uns Geld und kehrten die Pfeile gegen uns; dann da führte man noch keine Büchsen zu Noß. Sprach einer: Gebt Geld; Antwortete einer unter uns, der war ziemlich groß: Wir hen kein Geld, sind arme Schüler. Da sprach der Reiter noch zweimal: Gebt Geld; so sagte unser Gefell wieder: Wir hen kein Geld, und geben euch kein Geld, und sind euch nichts schuldig. Da zuckte der Reuter das Schwert, hieb ihm stracks am Kopf hin, daß er ihm die Schnüre an dem Bündel zerhieb. Sie ritten darvon wieder ins Holz, wir aber gingen auf Naumburg zu; bald kamen unsere Bacchanten, die hatten die Schelme nirgend gesehen. — Wir sind auch oft in Gefahren gewesen der Reuter und Mörder halb, als im Thüringerwald, in Frankenland, in Polenland. Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen; wir Schützen gingen in die Stadt; etliche Schützen, die singen konnten, fangen, ich aber ging heischen. Wir gingen da aber in keine Schul. Das wollten die anderen nicht leiden, und drohten, sie würden uns in die Schul zu gehen zwingen: Der Schulmeister entbot auch unseren Bacchanten: Sie sollten in die Schul kommen, oder man würde sie fassen; Antoni entbot ihm wieder: er möchte nur kommen! Und da auch etliche Schweizer da waren, ließen die uns wissen, auf welchen Tag man kommen würde, damit man uns nicht unversehends überfiel. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach. Antoni aber und die anderen nahmen die Thür ein. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Procession seiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben warfen mit Steinen auf sie, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir vor der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbar, der wollt seiner Tochter einen Mann geben; der hat einen Stall mit gemästeten Gänsen, dem nahmen wir Nachts drei Gänse, und zogen in den anderen Theil der Stadt, es war eine Vorstadt, wieder

*) Kunstausdruck für das Betteln der fahrenden Schüler, wie jetzt noch „Bechten“ für das Betteln der Handwerksburschen.

ohne Ringmauern, wie auch der Ort war, wo wir bisher gewesen waren; da kamen die Schweizer zu uns, zechten mit einander, und zog von da unser Haupte auf Hall in Sachsen, dort gingen wir in die Schul zu St. Ulrich. — Da sich aber unsere Bacchanten so ungebührlich gegen uns hielten, besprachen etliche von uns mit Paul, meinem Vetter, den Bacchanten zu entlaufen, und zogen wir gen Dresden; dort war aber durchaus keine gute Schul, und auf der Schul in den Habitagen*) alles voll Lärm, daß wir sie zu Nacht im Stroh unter uns haben gehört knistern. Wir brachen auf, und zogen auf Breslau zu; mußten viel Hunger unterwegs leiden, also daß wir etliche Tage nichts als rohe Zwiebeln mit Salz aßen; etliche Tage gebratene Eideeln, Holzapfel und Birnen; manche Nacht lagen wir unter heiterem Himmel, denn irgend wollte man uns bei den Häusern leiden, wie früh wir auch um Herberg gelieten; manchmal hegte man die Hunde auf uns. Als wir aber nach Breslau kamen, da war alles in Hülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zunächst auf den Dom zum heiligen Kreuz in die Schule. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin: Die Stadt Breslau hat 7 Pfarren, jegliche eine besondere Schule; es durfte kein Schüler in eines andern Pfarre gehn zu singen, oder sie schrieten: ad idem, ad idem! und dann liefen die Schützen zusammen, und schlugen einander gar übel. Es sind, wie man sagt, auf einmal in der Stadt etlich tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle durch Almosen ernährten; man sagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig Jahren und mehr da wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präsentirten**); ich hab meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder sechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie damals wohnten; man gab mir auch recht gern, darum daß ich klein war, und ein Schweizer; dann man hatte die Schweizer sehr lieb. — blieb also eine Zeitlang da, war an einem Winter dreimal krank, daß man mich mußte in das Spital führen; die Schüler hatten ein besonderes Spital, und eigene Doctores. Auch giebt man auf dem Rathhaus für einen Kranken 16 Heller die Woche; damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Lärm darinn, daß es nit zu glauben, wie Hanssaamen, so daß ich viel lieber in der Stube, wie mancher mehr, auf dem Herde lag, als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Lärm, daß es nicht glaubbar ist, ich hätte schier, so oft man gewollt hätte, drei Lärm mit einander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals besondrer im Sommer hinaus an die Oder, (das Wasser, das da vorüber fließt) gegangen, hab mein Hemblein gewaschen, hab's an eine Stauze gehängt und getrocknet, und dazwischen den Rock gelaufen, eine Grube gemacht, einen Haufen Lärm darein geworfen, mit Boden zugedeckt; und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Heerd in der Schule, die Bacchanten aber in den Kammern, deren zu St. Elisabeth etliche Hundert waren; den Sommer aber wann es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer am Sonntag in der Herren Gassen vor die Häuser breitet; das trugen etliche in eine Ecke auf den Kirchhof zusammen, lagen darinn wie Sau in der Sträue; wann es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht Responsoria und anders mit dem Subcantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmal in die Bierhäuser Bier zu heischen; da gaben uns die vollen Polackenbauren Bier, daß ich oft ohne es zu wissen, so vol geworden bin, daß ich nicht hab wieder in die Schul kommen können, wana ich schon nur ein Steinwurf von der Schule entfernt war. Summa, da war Nahrungs genug aber man studirte nit viel. —

In der Schul zu St. Elisabeth lasen allwegen zugleich zu derselben Stunde in einer Stube 9 Baccalaurei doch war Graeca Lingua noch nirgend im Land, desgleichen hatte niemand keine gedruckten Bücher, nur der Präceptor hatte einen gedruckten Terentium: Was man las mußte man erstlich dictiren, dann distinguiren, dann construiren, zuletzt exponiren, daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heim zu tragen hatten, wenn sie hinweg gingen.

Von dort zogen unser acht wieder hinweg auf Dresden zu; kamen wieder in Noth, daß wir wieder großen Hunger litten: da beschloßen wir uns einen Tag zu theilen; etliche sollten nach Gänsen aussehen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topf, wir Kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nicht weit davon war auf der Straß, und sollten nach Brot und Salz sehen, auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammen kommen, wollten vor der Stadt das Lager schlagen, und kochen was wir dann hätten. Da war einen Büchsen schuß von der Stadt ein Brunnen, dort wollten wir die Nacht bleiben, aber wie man in der Stadt das Feuer gesehen hat, schoß man zu uns heraus, sie trafen uns jedoch nicht. Da wichen wir hinter einen Main zu einem Wässerlein und Wäldlein; die großen Gesellen hieben Stangen ab, machten eine Hütte, ein Theil rupfte die Gänse, deren hatten sie zwei; andere rüsteten Rüben im Topf, thaten Kopf und Füße, item die Därme darein; andere machten zwei hölzerne Spieße und fingen an zu braten; — und als das Fleisch ein wenig roth war, huben wir es am Spieß ab und aßens; also auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnattern; da war neben uns ein Weier, den hatte man am Tag abgelassen, und sprangen die Fische auf der Mauer, da nahmen wir Fische so viel als wir in einem Hemde an einem Stecken tragen konnten, und zogen davon, bis in ein Dorf, da gaben wir einem Bauer Fische, daß er uns die andern in Bier kochte. — Als wir nun wieder gen Dresden gekommen, da schickten der Schulmeister und unsre Bacchanten etliche Buben von uns aus, wir sollten um Gänse auslugen; da wurden wir eins, ich sollte Gänse werffen, sie aber sollten sie nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen Gänse gefunden, und sie uns ersehen haben, sind sie aufgeflogen, da hab ich einen kleinen Knüttel gehabt, und diesen unter sie geworfen in die Luft, hab eine getroffen, daß sie herab gefallen; als aber meine Gesellen den Gänsehirten ersehen haben, trauten sie sich nicht hinzuzulaufen, obgleich sie doch dem Hirten wol hätten vorlaufen können. Da ließen sich die andern Gänse wieder nieder, standen um die Gans, gogaiten, als sprächen sie ihr zu; sie stand auch wieder auf, und ging mit den andern davon.

(Schluß folgt.)

Lebsefrüchte.

(Fortsetzung).

2. Der Winter.

„Einige Wochen, bevor der Winter in das Flachland einzieht, steigt er aus den Hochalpen in die niedere Bergregion herab, doch nicht auf einmal, und mit Beständigkeit, sondern erst versuchsweise. Er streut im October und November etliche Male seine Schneeförnersaat ins Revier, sendet harte Fröste aus, bildet an den Bächen Eis und an den Büschen Eisz und giebt alsbald wieder der noch nicht gebrochenen Kraft der Sonne nach. Mit dem Abnehmen der Tage wird er mächtig und schneit dann oft in Einer Nacht die ganze Gegend bleibend ein. Nur auf der Südseite der Alpen und auf den warmen Bergalden hat er länger mit Sonne und Föhn um sein Regiment zu streiten. Am ersten haftet der Schnee auf den trocknen Wiesen und Weiden der Schattenseite, dann auch auf der Sonnenseite, dringt endlich weg- und steigvertilgend überall durch und füllt, durch die dichten Nester des Nadelholzes stäubend, auch die Wälder mit gewaltigen Flockenmassen. Das ganze Gelände verliert seine einzelnen Vorsprünge

*) Schlafkammern der fremden Schüler.

*) Kunstausdruck: Das Gebettelte übergeben. Die Schützen heischen und präsentiren den Bacchanten, welche sich durch die Vettelei ihrer Schützen erhalten.

und Spitzen, das Thal wird eine einförmige, glatte Wanne. Die Bäche vereisen, die Wasserfälle erstarren in mächtige Säulen an der kalten Felswand; nur hier und da, wo der Wind beständig gegen den Berggrath stößt, bleibt eine sogenannte Staubecke schneefrei. Mühsam bahnt sich der Hirt den Weg zum wohlgeschützten Viehstall; mühsam suchen die wilden Hühner, die oft während des Niederschlages mit großer Resignation am Boden sitzen und sich einscharren lassen um die einsamen Heuschnecken ein Körnlein während Wiesel, Eichhörnchen, Marder, Hasen und Füchse kaum ihre Nester und Höhlen verlassen. Die weiche, tiefe, lockere und darum verrätherische Decke ist ihnen unwillkommen, aber schon in der nächsten hellen Nacht nimmt sie einen andern Character an. Die neue Sonne findet nicht mehr das flaumige, mattweiße Gewand der Landschaft, sondern einen harten glänzenden Stahlpanzer. Millionen Krystalle leuchten und werfen blendend ihre Strahlen. Die Vierfüßler haben feste Bahn auf dem knisternden Gefilde und reisen Abends und Nachts weit durch Berg und Thal. Ihre kaum angedeuteten Fahrten durchkreuzen Wald und Feld; der nächste scharfe Windzug hebt Millionen Schneeförner, überflutet große Flächen, vernichtet die Fußspuren, oder füllt sie, wenn die Schneekrystalle zu festigen, wie im Spiel mit dürrer Laub oder großen Massen von Fichtensamen auf. Dann sieht man den munteren Windzug auch auf den hohen Felsenfirmen und Kaminen den leichten Schneestaub abfegen. Die Höhen „rauchen“, ein Theil des aufgewirbelten Staubschnees qualmt in feinen, diamantenen Wölkchen glitzernd und blizend in die klare Luft auf, während die schwereren Massen, vom Winde gepeitscht, in hundert wirbelnden Cascaden an den Felswänden der Bergkrone herumtanzen und wie flatternde Nebelstreifen in die Tiefe sinken. Wochenlang rastet die harte, klare Kälte unverrückt über dem Gebirge in trostloser Einförmigkeit. Von den Bäumen fällt der erste Schnee, an seine Stelle tritt der langzahnige Reif und abermals Eis und Schnee. Wandersam überzieht der Reif das ganze Gefilde mit seinem feinzackigen, mattweißen Mantel und überzieht das Gezweige der Bäume und Büsche, den Brunnen am Stall und den Zaunpfahl im Felde mit originell-poetischen Dufteformen, bis der feuchte Nebel ihn wegfrisst oder ein goldner Winter Sonnenblick sein lustiges Gebilde löst und die folgende Nacht alles mit einer dünn-glasigen Eistrinde polirt. Da suchen die Bewohner der Bergthäler mit Art und Schlitten ihre Wälder heim. Die Tannen und Buchen stürzen dröhnend hin; die entasteten Stämme schießen pfeilschnell die Felsenwände hinunter; starkknochige Pferde werden vorgelegt und galoppiren mit ihnen sichern Fußes die Bergabhänge entlang und steile, eisstarrende Schluchten hinab den Dörfern zu. Nachts klatzt der Fuchs im Busch, Tags durchbellen die Jagdhunde weithin den Forst, und der Schuß hallt durch die öde Landschaft. Vielleicht hörst du auch das lautpoehende Herz des langverfolgten Hasen oder den plumpen Flug des aufgeschreckten Virelhahns. Am Bache pfeift die Wasseramsel; im Vorholz des Hochwaldes der Schneefink oder Zaunkönig sein helles Lied. Je einsamer und stiller das Antlitz der Natur ist, desto frischer und fröhlicher oder schneidender sind die einzelnen Töne des Lebens. Am meisten vermissen wir aber in ihren schneeverhüllten Gliedern ihr liebes, blaues Auge, den klaren, träumenden Bergsee mit den Wundern seiner geheimnißvollen Tiefe. Erst ist er erstarrt; eine weißgrüne Spiegelfläche deckt ihn zu, und dann ist auch er bald in dem allgemeinen Leichentuche verschwunden und verloren.

3. Der Frühling.

Lauliche und wärmere Luftzüge verkünden den Frühling und helfen emsig der langsamen Sonne, das alte Linnen zu zerstückeln und zerpfücken, ein mühselig Werk! Halb gelungen, überschüttet es ein trauriger Tag wieder hoch mit Geströber. Aber nicht lange; wo nur einmal die alte, zähe Hinde weggefressen ist, hält die letzte Lieferung nicht mehr vor. Die Wälder und Büsche schütteln unwillig die unbequeme Last ab; das Grüne arbeitet sich immermehr heraus und steckt sich rasch mit weißen, gelben und blauen Blüten, wo es nur ein wenig Herr geworden. Die

ganze Gebirgslandschaft fängt an zu tönen und zu rauschen in Wind und Wasser. Erst ein Stündchen oder zwei im höchsten Mittag, dann auch des Nachmittags, bald auch Abends und Nachts, und endlich Tag und Nacht hindurch bleiben die rieselnden, plätschernden, brausenden Wasser lebendig. Die Felsen tropfen, die Bäche haben sich durch die Schneebrücken und Eistrümmern gegessen; neue Zuflüsse rinnen von jeder Terrasse, von jedem Schneelager nach. An den jähen Wänden krachen die Eissäulen des Wasserfalls, von frischen Güssen überströmt, und stürzen mit donnerähnlichem Gepolter zusammen in das tiefausgewühlte Bett der Cascade. Eisblöcke, vom frischen Wasser unterfägt, rasseln über die Felswand herunter ihnen nach und verpflanzen mit ihren Eissplittern tausend knarrende Töne durch die Luft. Dazu die Alpengipfel mit ihren dumpf donnernden Lawinen und krachenden Gletschern; die polternden Steine, die der Frost in den Fugen der Felswand gehoben und die Feuchte gelöst hat, das Zusammenbrechen der unterhöhlten Schneebänke — gewiß, der Frühling kündigt den Einzug seiner jungen Lebensmacht tausendstönig schon durch die leblose Natur an. Es poltert und kracht und zischt und plätschert und rieselt und donnert ringsum durch die ganze Landschaft hin wie von Geisterunfug. Dann bleibt auch die Welt der freien Organismen nicht zurück; nur die Blumenwelt, die ewig stille. Specht und Amsel, Häher und Elster, Fink und Kukuk, Meise und Schnepfe, Drossel und Goldhähnchen, Adler und Gule, Steinhuhn und Auerhahn pfeifen, schreien, krächzen, hämmern, trillern, falzen den Frühling in allen Tonarten durch. Bald gesellt sich ihnen die schwirrende Fledermaus, der pfauchende Marder, das raschelnde Eichhorn, der brummende Dachs zu, dann Grillen und Unken, Eidecken und Käfer, Hummeln und Bienen Wespen und Fliegen, — jedes mit seiner Stimme und seinen Tönen, die zuletzt von dem heraufsteigenden Leben der zahmen Bergthiere, von den meckernden Ziegen, wiehernden Pferden, brüllenden Stieren, bellenden Hunden, gackernden Hühnern, von den hundertstimmigen Glocken und Schellen, singenden Kindern und jodelnden Hirten strichweise verschlungen werden. Der Frühling ist die laute, die tönende, die tausendstimmige Naturperiode.

Der Kampf mit Nebel und Nacht beginnt,
Das Leben ringt sich frei;
Und Kette um Kette in Thau zerrinnt
Der Winterklaverei.
Schon hör' ich den fröhlichen Heerdeireichn
Erklingen im Morgenstrahl,
Die Brunnen der Berge jauchzen darein
Und springen ins grüne Thal.

Aber die stumme Welt der Pflanzen ergänzt in ihrer Weise mit stillem Blatte und Blüthenschmuck das Schauspiel der erwachten und beweglichen Lebensmächte, die von Tage zu Tage gewaltiger werden. Haben Föhn, Sonne und Regen die Schneedecke weggeleckt, so stehen noch überall die Spuren des Schlafes und Todes. Die Wiesen und Weiden sind fahlgelb oder rothbraun. Von den Quellen und dem Thale her überzieht sie aber in wenigen Tagen ein liches, helles Grün, das immer klarer und tiefer wird. Die Haselbüsche streuen ihren Goldregen aus, die gelben Hufslattigblüthen überziehen die feuchten Lehm- und Sandbalden mit leuchtenden Decken, der Spiz-Aborn zeigt das erste Baumgrün, und achtzehn Tage nach dem ersten Bodengrün blühen in den mildern Bergwiesen schon die Kirschbäume und fangen die Buchenwälder an, langsam vom Thale an sich zu belauben. Fast drei Wochen gebraucht der Frühling, um vom untersten Kirschbaum, den er mit Blüten schmückt, bis zum obersten hinaufzusteigen, und so wird es über Mitte des Mai, bis er an der obern Grenze (4000 F. über dem Meer) anlangt.

(Fortsetzung folgt)



Woldegker Recensenten.

Im Rathhauseaal zu Woldegk gings laut und lustig her,
Man trank sich voll die Köpfe, die Beutel aber leer;
Und wie der Wein die Geister durchleuchtet und durchglüht,
Da hat's von kräft'gen Worten und scharfem Wig gesprüht.

Drei Männer klug vor allen, des Städtchens Leucht und Licht,
Gelehrt wie sonst war Niemand, das sah man am Gesicht,
Die hatten Plag genommen und tauschten weise Red'
Von schlechten, dummen Büchern, so man jetzt schreiben thät.

Da naht sich ihnen lächelnd ein festes junges Blut,
Grüßt ehrfurchtsvoll die Weisen, nimmt in die Hand den Hut
Und spricht: „ich bin ein Dichter und les' ein Lied auch gern,
Mögt frei alsdann mir sagen, wie's euch gefällt, ihr Herrn.“ —

Im Saal ist's still geworden, mit Neugier hört man zu,
Manch schwerer Kopf sinkt nieder und auf den Tisch zur Ruh,
Der Fremde bringt mit Feuer sein Lied den Gästen dar,
Schaut fragend nach den Weisen, wie dort das Urtheil war.

Der Erste riecht am Glase und spricht: „Der Wein ist ächt,
Doch euer Lied ein Pfuscherwerk und fehlerhaft und schlecht.“
Der Zweite meint bedächtig: „Es ist schon lange her,
Da hab ich was gelesen und das gefiel mir mehr.“

Der Dritte fragt bedencklich sich hinterm Ohre sacht,
Er hat kein Wort gesprochen — und auch wohl nichts gedacht.
Die andern Gäste stimmten mit Legterm überein,
Das mußte Woldegks klügster und schlau'ster Kopf wohl sein.

„Ha Bravo, ruft der Fremde das Urtheil macht mir Spaß,
Doch da des Liedes Dichter zu nennen ich vergaß,
So hört, was ich gelesen, ich sag' es ohne Trug,
Es ist der Lieder Perle, ist Uplands Sängers Fluch.“

Clemens Carl.

Anekdoten.

Den folgenden Brief schrieb einst Izig Rosenthal an das
Handlungshaus Müller & Weichsel zu Magdeburg, als er mit
Schrecken gewahr wurde, daß die No. A seinen Knaster in
seinem Laden zu Meiseritz auszugehen drohete:

Wohlgeborne Firma,

Woll'n Se mer schicken 2 Kisten von No. A von die feine
Knaster, schleunigst. — Apropos: Eben kommt meine Frau und
sagt zu mir, wer haben noch welchen; also: schicken Se'n mer nich.

Mit vorzügliche Achtung

Izig Rosenthal.

Izig Rosenthal ist ein Mann von Welt, ein Mann von
Bildung; er verabscheut es, sein ganzes Leben in einem Käse und
Tabacksladen zu vertrauern, er hat einen hervorragenden Beiges-
schmack von einem Lebemann, er besucht das Wirthshaus fleißig
und mit Nutzen zum großen Aerger seiner braven, etwas geizigen
und sehr zänkischen Frau Blümche.

„Izig.“ sagt Blümche eines Abends, „gehst du heut Abend
fort tabaviren, denn geh' ich ins Wasser un verlauf mich.“

„Du, denn verlaufst du dich, denn ich geh!“ sagt Izig,
und er geht.

Er geht wirklich, und die Blümche sitzt und denkt: Ver-
laufen? Warum wollt ich mich verlaufen? — Ich wollt ihn
machen bang! Und das kann ich so, ohne zu kommen zu gähn
in das kalte Wasser.

Sie beschließt, um ihn bange zu machen, daß sie die Drohung
wirklich ausgeführt habe, nicht im gewöhnlichen Ehebetto, sondern
im Nebenzimmer ihr Lager aufzuschlagen.

Izig Rosenthal kommt nach Hause. Izig Rosenthal ist trotz
seiner excentrischen Lebensweise ein philosophischer Kopf; er sieht
die leere Stelle auf seinem torus, sagt mit Ruhe zu sich: des
Menschen Wille ist sein Himmelreich; legt sich nieder, denkt über
die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens nach und ist im Be-
griff einzuschlafen. Da ruft Blümche aus dem Nebenzimmer:

„Izig, ich wett 'ne Lüggebubr, du findst mich nich!“

„Und ich wette zwei,“ sagt Izig, „ich such' dich nich!“

Izig Rosenthal hat so lange tabavirt und den Lebemann
gespielt bis er nichts zu leben hat, er hat sich so lange von seinem
Hause entfernt, bis sein Haus ihm entfernt worden ist, er hat so
lange fremde Häuser besucht, bis die fremden Häuser ihn besuchen,
er hat so lange den Wechsel geliebt, bis die Wechsel ihn lieben,
er hat so lange mit Abraham Sternberger Geschäfte gemacht, bis
Abraham Sternberger auf den Einfall kommt auch einmal Ge-
schäfte, und zwar klingende, mit ihm zu machen.

Abraham Sternberger kommt zu Izig; er trifft nur die
Blümche.

„Wo is Izig?“ fragt er und wischt sich den Schweiß vom
Angesicht, denn er ist schon dreimal den Weg gelaufen.

„Er schloft.“

„Was schloft er?“

„Er is krank.“

„Was fehlt ihm?“

„Er hat eingenommen und schwigt.“

„Nichtig!“ sagt Abraham, „eingenommen hat er, aber
schwigen thu ich!“

Eine Traured.

„Geliebtes Paar! Mannigfaltig sind die Gründe, die den
Menschen bestimmen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten.
Die Einen beirathen um des Mammons willen, um Geld und
Gut; die Andern heirathen um vornehmer Bekanntschaft um
schöner Connerionen willen; noch Andere heirathen um der
bloßen vergänglich Schönheit willen — Von Allem diesen
kann natürlich bei Ihnen nicht die Rede sein u. u. . . .“

Auflösung des Räthfels in Nummer 6:

E r l a u b e.

Correspondenz.

Herrn G. G. Neustrelitz: So etwas remittirt man nicht, für so etwas
bedankt man sich und bittet höflich um mehr — Herrn R.: Sie haben
so sehr lange nichts von sich hören lassen, daß ich schon fürchtete, Sie hätten
mein Schreiben übel genommen. Werden Sie mir nun nicht vollends böse
werden, wenn ich das Gedicht mit dem vielfach ausgestrichenen Signum
nicht aufnehme? — Herrn G. W. K. in Waren: Alles richtig erhalten.
Ueber die Papiere eigener Emission ebenso erfreut, als über die Emissionen
der Moskauer Bank! — In den nächsten Tagen ausführlicher.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die C. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Varnewig'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von Fritz Renter.

Nr. 9.

Neubrandenburg, den 2. März.

1856.

Leseerfrüchte.

(Fortsetzung.)

4. Die Runsen (Bergbäche.)

Während des Sommers und bis in den Herbst hinein bilden von Zeit zu Zeit die Runsen die gefährlichsten und verderblichsten Naturerscheinungen. Sie sind fürchterlicher als die Gewitter und als die Lawinen, die in der Regel einen unschädlichen Verlauf in tiefen Ninnen und Kesseln nehmen. Fällt im Sommer entweder auf einmal oder in anhaltenden Regengüssen eine große Wassermenge, oder löst im Herbst der Föhnsturm, mit fürchterlicher Gewalt die frühen Schneemassen der Berge auf und folgt ihm ein tüchtiger Regen, so schwellen in wenigen Stunden die Runsen zu wilden Strömen auf. Sie fallen über die steilen Böschungen der Felsenmauern donnernd ins Thal herab und füllen ihre breiten, mit Steintrümmern bedeckten Minnsale. In trockner Zeit findet man ihr Bett ganz leer, oder nur von einem dünnen, klaren Bächlein durchzogen; der Fremde verwundert sich über die Breite des steinigten Bettes, über die ungeheuren Schuttmassen, die an den Seiten liegen, über die cyklopischen Wuhrsteine, die es abdammen. Er verfolgt es mit seinem Blicke nach der Höhe zu, sieht die oft 60—100 Fuß tief ausgefressenen Schluchten die das Wasser sich gegraben, und die breiten Straßen, die es durch die alten Hochwälder gerissen hat. Wir kennen kaum etwas Grausenerregenderes, als diese Wassergeister in voller Thätigkeit. Hoch oben am Berge sieht man sie auf mildgeneigten Tristen gelbe Fluthen sammeln; in jähem Sturze reißen sie mit rasender Gewalt die größten Felsblöcke herab, führen stehende Tannen, Geröll, Sand und Erde in schwarzbraunen Wellen mit und dehnen sich dem Thale zu, oft plötzlich durch gewaltige Stauungen aus dem Bette geworfen, über die bebauten Wiesen und Acker aus, bis sie dem Fluß der Thalsoble erreicht haben. Der Donner dieser Stürze, das Poltern und Krachen der über einander wild hinrollenden Strinblöcke tönt weit durch Berg und Thal und erfüllt die Bewohner des Geländes mit Entsetzen. Mit Stangen, Hacken und Schaufeln eilen sie auf die Wuhrämme, um die Aufstauungen möglichst zu hindern und zu zertheilen; alles was eine Schaufel führen kann, steht rettend und helfend an den empörten Runsen, und das Schreien, Rufen, Jammern der Menschen mischt sich in

das Krachen der Felsstrümmern. Wer einmal in einer bangen Mitternacht diesem gräßlichen Schauspiel beigewohnt hat, der vergißt es nie wieder. Die schönsten Wiesen werden in wenig Stunden mit 10 bis 15 Fuß hohem Schutt überzogen und auf immer in todte Steinhäufen und Sandwüsten verwandelt, aus denen nur noch die Kronen der Obstbäume traurig hervorragen. Nicht selten verändert die Runn plötzlich ihren Lauf, reißt Häuser und Ställe mit Bligesschnelle fort und vertilgt im Nu das Bestigthum vieler Familien. Ihre Verheerungen, denen oft nicht gewehrt werden kann, haben schon manches schöne Wiesenthal der Schweiz vertilgt und scheinen bei der schlechten Forstwirtschaft (die also nicht bloß in dieser und jener Gegend der Ebenen anzutreffen ist) eher im Fortschritte als in Abnahme begriffen zu sein, trotz der gewaltigen Wuhrbauten, die man bis hoch ins Gebirg angelegt hat.“ (Ein sehr hübscher Kupferstich veranschaulicht die ungeheure Naturerscheinung: Im Hintergrunde sieht man überall von den Bergen die wilden Runsen stürzen, Bäume und Felsen mit sich führen; sie sammeln sich in Ein Bett und stürzen so im Vordergrunde gegen einen Hügel, welcher Widerstand leistet und das Wasser zwingt, sich in zwei Arme zu theilen. Nahe der Winkelspitze liegt ein Bauerhaus, dessen Bewohner die obengeschilderte Arbeit thun, während einige von ihnen die Kühe und Stiegen forttreiben, welche, die Gefahr ahnend, im schnellsten Laufe davon rennen.)

5. Die Bergstürze.

Die Runsen werden nur von Einer Erscheinung an Schrecken übertroffen, von den Bergstürzen. Der Sturz des Conto, welcher im Jahre 1618 den großen Flecken Plurs und das Dorf Scilano mit 2430 Menschen begrub und nur 3 Einwohner und 1 Haus verschonte; der Einsturz der beiden Diablerets 1714 und 1749, welche die Alpenweiden von Cheville mit mehr als 300 Fuß hohen Schuttmassen erfüllten und Hirten und Heerden erschlugen; der des Rogberges, welcher 1806 vier Dörfer mit 475 Menschen begrub, der drohende Bergbruch des Felsberges, dessen Felsköpfe seit Jahren in Bewegung sind und jeden Tag ins Thal niederzustürzen drohen, haben europäische Berühmtheit erlangt. Eine Menge kleinerer Stürze, die aber auch Dörfer mit Menschen und Vieh begruben, sind weniger bekannt geworden. — Glücklicherweise sind solche Bergrevolutionen selten; jedoch

zeugen die sich alljährlich wiederholenden kleineren Brüche, Schlipse genannt, von der allmächtigen Verwitterung und Auflösung der europäischen Gebirgsmauer."

„Beim ersten Falle des Diableretsgletscherhorns wurde einer der Sennen (Hirten, die den Sommer über oben auf den Alpenweiden bei ihren Heerden bleiben und dort in ihrer „Sennhütte“ ihre Milch- und Käseorräthe haben) in merkwürdiger Weise verschüttet. Ein großer Felsblock legte sich schützend an seine Hütte, in der er sich grade befand, so daß die folgenden Trümmer, welche dieselbe etliche hundert Fuß hoch bedeckten, sie doch nicht zerdrückten. Wochenlang, mondenlang lebte der Verschüttete in steter Todesangst in seinem entsehligen Verliese, von den Käseorräthen zehrend, ohne frische Luft und Licht. Täglich grub er verzweifelt in dem ungeheuern Schuttmeere, das seinen Kerker umgab. Endlich folgte er der Spur des abfließenden Wassers und wühlte nach wochenlanger Arbeit sich glücklich durch lockere Schuttstellen zu Tage. Von Arbeit, Hunger und Todesangst abgezehrt, halb nackt und geschunden, klopfte er an seinem Hause im Thale an; Weib und Kinder entsehten sich, denn sie meinten, der Geist ihres todt geglaubten Vaters sei ihnen erschienen, bis endlich der Detsgeistliche hinzukam und ihnen das wunderbare Räthsel auflöste."

6. Die Maibrunnen.

„Das ganze Fußgestell des Hochgebirgs enthält streichweise nicht nur höchst reichliche süße Quellen, die oft in der Stärke von tüchtigen Bächen unmittelbar aus den Felsen quellen, und eine sehr große Menge von kalten und warmen Mineralbrunnen, sondern auch jene interessanten, nur zeitweilig springenden Quellen, die man Maibrunnen nennt. Sie entstehen in der Zeit der Schneeschmelze durch Ueberfüllung der regelmäßigen innern Wasseradern der Berge, deren Reichthum für die gewöhnlichen Quellenabzüge zu groß ist, so daß sie über dem Niveau derselben neue Sprudellöcher benutzen müssen. Oft auch suchen die hochgelegenen Alpenseen durch die innern Gebirgsgänge einen Theil des Wassers, das bei hohem Wasserstande von Löchern über dem gewöhnlichen Wasserspiegel aufgezogen wird, als Maibrunnen an das tiefere Thal abzugeben. Beläge dafür sind der Hundsbach im Wäggithale, der „Wunderbrunnen“ auf der Engstlenalp, welcher im Sommer regelmäßig von Morgens acht bis Nachmittags vier Uhr in gleicher Stärke fließt; der Durrenbach, der vom Mai bis September mitten in einer grünen Wiesenhalde in der Stärke eines tüchtigen Mühlenbachs hervortritt und aus einzelnen zerstreuten Löchern springbrunnenartig aufsprudelt, und besonders die merkwürdige Quelle im unterengadiner Affathale, die aus einer etwa 300 Schritte tiefen Kalkfelsenhöhle in ein geräumiges Becken herausströzt, aus dem sie als starker Bach zu Thal geht. Sie fängt Morgens um 9 Uhr an zu fließen und setzt dann dreimal im Laufe des Tages in dreistündigen Perioden ihre Thätigkeit aus."

7. Die Höhlen.

„Durch das ganze Alpengebirge hin sind die Höhlenbildungen häufige und oft sehr interessante Erscheinungen. Sie treten in den verschiedensten Gestalten auf, als sanfte Einbuchtungen einer Felsenwand mit überhängendem Vordache, als förmlich geschlossene Grotten, die der Berner Oberländer Balm nennt, als schluchtartige Eintiefung, die sich im Felsgewölbe endigt oder mit noch tiefer gehenden Spalten und Klüften in Verbindung steht und sich selbst über eine Stunde weit ausdehnt, und endlich als förmliche Durchbrüche eines Theils des Gebirgsstockes, so daß man aus dem Tageslichte in ihre Dunkelheit hineintritt und durch diese hindurch auf der entgegengesetzten Seite wieder an das Tageslicht kommt, wie z. B. das „Urserer Loch“, (welches Schiller in seinem „Bergliede“ einer Schilderung des Wegs an der Reuß hinauf zum Gottthard, mit den Worten besingt!

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten —
Doch thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten (i. e. das Urserer Thal!)

Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual

Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal!

NB. Macht sich besonders gut, wenn es nach Zelters meisterhafter, dem Liede völlig anpassender Composition von einer schönen Vagstimme gesungen wird, wie z. B. die unsers lieben Freundes M. . . . r zu Nr.). „Häufig knüpft die Sage frommer Erinnerungen an Heiligen und Glaubensboten an diese Höhlen, und ausnahmsweise steht noch eine Kapelle oder Einsiedlerwohnung in der Nähe. Das Innere dieser Felswohnungen ist oft sonderbar gebildet und enthält schmale Gänge, Kessel, finstere, unterirdische Wasserbecken und Bäche, und über tausend Fuß tiefe, unerforschte Klüfte bis weit in den Bergstock hinein. In einigen findet man zum Zeichen, daß sie in alter Zeit Zufluchtsstätten Verfolgter oder Wohnungen von Wegelagerern waren, noch römische und alte deutsche Münzen, in anderen dagegen versteinerte Knochen oder Muscheltiere, in anderen wieder abgerundete Gerölle von Steinarten, die das Gebirge sonst nicht aufweist, oder auch Ueberreste reißender Thiere, die seit Jahrhunderten aus der Gegend verschwunden sind, oder endlich, wie besonders im Jura, nie schmelzende Schnee- und Eismassen. Die meisten sind mit Tropfsteinbildungen überzogen, wie besonders schön in der „heiligen Höhle“ bei Fetzan, in deren prächtigen Tropfstein-Architecturen das Volk einen natürlichen Altar mit Leuchtern und Blumengefäßen zu erkennen meint."

(Fortsetzung folgt)

Lieber Herr Sönnner,

Ja! Sie können's thun, Sie können's aber auch lassen! Sie können's verpuppligiren, oder können's mit dem Deckmantel der Schamhaftigkeit verposamentiren und einbalsamiren, wie Sie wollen! Denn schanterlich is es for ihm; aber wenn der Entspecter Lampe sagt, er wär auf unrechten Wegen gewesen, denn lügt er, als er sein Maul aufthut, Nee! Allens in Ehrvorkeit, aber in großer Verlegenheit!

Mit die Hempsaatgeschicht von vorige Nummer haben Sie 'ne Dummheit angericht und hoffentlich nich vor die lange Weile. Koopmann Boff, was ein anne Bäulkenkind von unsen Schulmeiste is, hat 'ne Delmühl und just auch Rindelbier und sagt zu seine Frau: „Carline,“ sagt er, „die Delmühl steht still und die Rindelbier muß ohne mir schon gehen; die Gevattern können stehn, die Delmühl darf nich stehn; ich reis' nach Schmidten zu Karmin, der hat welchen, nämlich Hempsaat.“ „Wilhelming,“ sagt sie, „das is All recht schön; aber wo könnst Du hin ahn Kosten?“ „Ich geh nach Rathsherr Schwächlichen und mach ihm was vor“ sagt Wilhelming und geht zu den Herrn Snater und macht ihm was vor und sagt ihm, was sein Sohn is, nämlich Krischan Schwächlich, der hätt jetzt ausgelernt in Karmin und Schmidt hätt an ihm geschrieben.

Herr Rathsherr Schwächlich sitzt grade 's Abens hente half nägen un judiziert mit seine Frau über die dicken Arwten un dat striepig Speck und er sagt: „Fieken,“ sagt er, „der Jung hat den ganzen Animus von mir und auch die kniderrigen Bein und dat Arwten und striepig Speck sünd sein Leibgericht. Du sollst sehn, der wird!“ Dunn kömmt Koopmann Boff in die Thür un sagt: „Viemal zu grüßen von Schmidten in Karmin, Herr Better und Herr Rathsherr, und Sie müßten 'raus kommen, denn dies wär 'ne Nothsach'; und ich wollt' mitfahren.“

„Natürlich,“ sagt der Herr Snater, „und wenn's 'ne Nothsach' is, dann weiß ich Bescheid, dann hat der Jung' ausgelernt und soll zum Ritter geschlagen werden und das kost't Geld. — Gottlob!“ sagt er zu seiner Frau, „denn wir haben's ja!“

„Ja,“ sagt Koopmann Boff, „die Angelegenheit wird sich wohl in diesem Grade verhalten und was den Entspecter Bräfigen sein Körling is, der hat zu Haus' ein Hemd vergessen und hier ist es, und wir sollen's morgen mitnehmen.“ Und Boff, der geht.

Schön! und die Frau Rathsherrn nimmt das Bekleidungsstück von Körting Bräsig und legt's in Beurtheilung der möglichen Vergeßlichkeit auf dem Ehebetto des Herrn Rathsherrn.

Un Rathsherr Schwächling perrt in die höltern Tüffel rin un geht in der Stube immer up un dal, up un dal, un rocht Abraham Berg and Zoon un denkt an die städtische Verhältnisse un an den Duchmachergraben, und kömmt allmählig von wegen den Schpektakel mit die höltern Tüffel auf dem glücklichen Gedanken, daß er von Wichtigkeit is, und daß vor ihn, als neues Magistratsglied, es von Pächlichkeit wäre, wenn er sich mit was Besonderes besieße; und er ruft: „Jöching!“

Was sein Jüngster is, Jöching, kömmt rein, und er sagt zu ihm: „Jöchin! loof und hol die kleine grüne Potellje mit dem großen Proppen und hol mich von demselben.“

„Watting, Kurn?“ fragt Jöching.

„Dummer Junge!“ sagt der Herr Rathsherr in der natürlichsten Bosheit über die Unverständlichkeit seines kleinen Nachgebornen, „ich habe mein Lebstage genug mit blauen Zwirn zu thun gehabt, nu daß ich meine tägliche Sigung in den Magistrat abmache, als Mann von Schroot un Kurn, nu trink ich keinen Kurn. — Nee, Kähm!!“

Un Jöching lauft un Jöching kömmt un Jöching bringt ihm, nämlich den Kähm. Un der Herr Rathsherr geht up un dal, up un dal, un roocht Abraham Berg and Zoon un denkt an die städtische Verhältnisse un an den Duchmachergraben un drinkt einen Kähm un denkt an den Duchmachergraben un an die städtischen Verhältnisse und drinkt wieder einen Kähm und er ruft aus die Thür heraus: „Fieken, kommt Al mal herein!“

Und seine Frau kommt herein un sein Knecht und die Dirn un Jöching luct durch die Thür und er fragt: „Seht Ihr was an mir, daß ich was geworden bün?“ und der dumme Kerl von Knecht und die dumme Dirn von Dirn sehn nichts an ihm; und seine Frau schiebt den Andern raus un sagt: Gabriel Schwächling, was fehlt Dich?

„Blos von die städtischen Verhältnisse,“ sagt er, „der Duchmachergraben is mir zu Kopp gestiegen.“

„Gabriel Schwächling,“ sagt sie und zieht ihm aus und legt ihm als einen Einsiedler in die zweischläfrige Bettstelle, „wo is so etwas Minschen mäglic! Und hier leg ich Dir ein rein Hemd hin, hier bei das andere for Körting Bräsig, daß Du Dir morgen Abend bei Schmidten in Karmin in reinlicher Beschaffenheit ausziehen kannst.“ Und sie geht und as sie geht, da schnorrt er auch schon.

Un vor die Dühr steht der entfahmtigte Kerl von Knecht mit der dummen Dirn von Dirn und halten Zusammenkünfte und der Bengel sagt zu ihr in seiner Dummheit: „Dürt,“ sagt er, sörre daß, dat uns' Herr Rathsherr worra is schnorrt hei, un schnorrt ümme, dat sich dat anhürt as: „Rathsherr, Rathsherr!“

Dieses sünd nu so nichtswürdige Bemerkungen von Dienstboten über ihren Herrschaften, worüber ich mir immer sehr emigriert habe. —

Den andern Morn vor Dau un Dag' kömmt Koopmann Boff un reibt sich die Händ und sagt: „Morgen, Better! Morgen, Better! Na, na? noch nich raus aus die Posen?“

„Wo so?“ fragt Rathsherr Schwächling in gänzlicher Unbesinnlichkeit.

„Better Rathsherr!“ sagt Koopmann Boff nn reibt sich die Hän'n un wringt sie, daß sie knacken, „wir müssen jo nach Schmidten, von wegen das Hitterschlagen, und Ihr müßt 50 Nthlr. mit nehmen, denn so viel kost't's.“

Un der Herr Rathsherr Schwächling steckt die beide knieckrige Bein, was nu Säulen von die Stadt geworden sünd, aus das Oberbett und die sonstigen Verhältnisse des blaukarrierten Ehebetts herfür un sagt: „„Wilhelming Boff,““ sagt er, „„thub' mich den Gefallen un geh, denn ich bün in pures Negligischö un bün schenierlich, un sag zu die dumme Dirn von Dirn, daß sie Koffe macht und soll von Deine echten Ziehchuren nehmen; un sag den dummen Kerl von Knecht er soll anspannen un soll

halten un soll sie anfschwängen, denn ich fahr selbst un is mich schon passirt, daß sie mich rechtsch un linksch mit die Dreckigkeit der Schwänse in die Augen geschlagen haben, namentlich auf dem Stadtholzweg.““ Und Boff der geht.

Und Rathsherr Schwächling zieht sich das eine reine Hemd an und den andern Zubehör von Kleidungen bis auf die neue Wicksstiefeln hinab und geht bei seinen Sektelähr und holt 50 Nthlr. preußischen Grant raus un sticht sie in einem grauen Beutel und geht mit seinem Beutel Haus bei Haus un weist ihm in der Nachbarschaft herum un prahlt damit, un was ihm der Jung' fest't un kauft bei seinen Nachbar 2 Gestiruten, einen for sich zu unterwegs und einen for Boffen, „denn,“ sagt er zu Bäcker Schmidten, „ümmer nobel!“

Und sie setzen sich auf den Wagen, un der Herr Rathsherr fährt.

„Gott in den hogen Himmel!“ sagt 'ne alte Frau vor's Dohr, „einen Hals hat der Mensch man, und sie fahren jowoll den Stadtholzweg!“

„Better,“ sagt der Herr Rathsherr un hau't mang die Nähren, — „„weiß der liebe Deuwel! es stremt mir so mang die Schultern, ich muß mir verköhlt haben — Better, diesen vorliegenden Stadtholzweg möchte ich mich die Erlaubniß nehmen, eine Kunststraße zu nennen und zwarsten aus zwei vorliegenden Gründen: 1stens, weil es eine Kunst is, die vorliegenden Gründe des vorliegenden Weges gründlich zu bessern, und 2tens, weil es eine Kunst is, auf dieselben zu fahren. Better!““ und er hau't wieder mang die Nähren — „„weiß der liebe Deuwel! Wo mich dies stremt! Ich muß mich einen gründlichen Erasmus auf die Scheundiehle bei's Aufmessen geholt haben! — Better, wenn Sie mal Rathsherr werden — nu wo lang' kann's dauern, denn Ihre Verstandesgaben passen zu uns — denn nehmen Sie sich gründlich vor, als Ihren ersten Grundsatz, die Grundlosigkeit dieser Gründe auf dem Stadtholzweg gründlich zu verbessern; die liegenden Gründe der Stadt, nämlich das Stadtholz, würden eine weit größere Grundrente abwerfen, wenn die Grundfeuchtigkeit dieses unergründlich Weges einmal von Grund aus durch Grundentwässerung gründlich abgeleitet und der Weg dadurch grundfest würde. Sehn Sie ihm an, sieht er nicht aus, wie des Teufels Grundsuppe? Seine Grundfarbe is Schmutz, seine Grundsubstanz is Lehm. Mir gehen die Gedanken mit Grundeis, wenn ich daran denke. Gründlich von Grund aus muß der Grundbau gegründet werden, der Grundzins der Grundeigenthümer muß steigen die Grundsteuer sich heben und die Grundbedingungen des allgemeinen Wohlstandes fester begründet werden!““ —

„Das gebe der grundgütige Gott,“ sagte Koopmann Boff.

„Bün auch die Meinung, Better!““ sagt der Herr Rathsherr un hau't mang die Nähren, „„nee! wo mich dieses stremt! Bei mir haben sich am Ende die entfahmten Homeriden wieder mal auf die Wanderschaft begeben un haben sich mang die Schullern geschmissen, und daher kömmt die Stremmung.““

„Wo nennen Sie die Biefter, Herr Rathsherr? Ich nenne Sie Hieroglyphen und mein Nachbar nennt sie Heroiden.“

„Das is ümmer möglich, daß Ihre und Seine so heißen, meine heißen „Homeriden“ und sünd von die schwärste Art, wie mich der Doctor selbst gesagt hat, und ziehen in meinem menschlichen Leibe herum, wie 'n Leierkasten auf 'n Jahrmarkt und stimmen ihre Litaney an, bald sünd sie hier, bald sünd sie da.““

Durch diesen intressanten Medizinal-Angelegenheiten und durch dem tiefen Dreck fahren sie in das Stadtholz rein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schuhmacherei.

Wenn ich es versuche, meine Gedanken über die löbliche Schuhmacherkunst auszulassen, so darf nicht unerwähnt blieben, daß ich mich rühme, unter meinen A h n e u gleichfalls

Schuhmacher zu haben und ich fest glaube, daß das Fünkchen Poesie, welches in meinen Adern fließt aus dem Schuhmacherblut stammt: denn die Poesie war schon im Mittelalter Eigenthum der Schuhmacher, wie wir das sprechendste Beispiel haben an dem berühmten Hans Sachs,

Welcher war ein Schuh-

Macher und Poet dazu.

Auch galt meine Großmutter mütterlicher Seite für ein lebendiges Spruch- und Reimbuch, weil sie bei allen Angelegenheiten des Lebens ein Sprüchlein zur Hand hatte, das stets paßte wie Faust aufs Auge, weshalb es nicht wenig zu beklagen ist, daß der Nachwelt der Schatz ihrer trefflichen Kernsprüche verloren geht, da es versäumt ist, dieselben rechtzeitig zu sammeln und durch den Druck zu veröffentlichen.

Wenngleich ich also auch dem Geschlecht der Schuhmacher angehöre, so soll mich dieses doch nicht abhalten frei und offen meine Ansicht über den oben bezeichneten Gegenstand auszusprechen und will ich ihn allseitig behandeln, so muß ich Licht- und Schattenseiten gehörig bezeichnen und darf zu Gunsten des Einen das Andere nicht verschweigen.

Also zur Sache!

Der Schuhmacher ist ein rechter Mann vom Leder und der Feder. Immer kann er leicht vom Fleck kommen, muß freilich oft Vieles in Stich lassen und hat noch öfter, wie man zu sagen pflegt, Pech: doch aber ist er ein großer Dichter, vielleicht größer als alle jetzt lebenden Dichter zusammengenommen. Denn niemand anders kann ein Dichter genannt werden, als derjenige, welcher etwas dicht macht und er weiß Schuhe und Stiefel so zu verfertigen, daß sie, wenn auch nicht luftdicht, doch wasserdicht schließen. Thun sie das aber nicht, nun so ist es um seinen Credit geschehen; zeigt seine Arbeit aber gar ein Verlangen nach Deffentlichkeit, so werden ihm auf unendlichen oder schriftlichen Wege die Hacken gezeigt. Ist er aber ein rechter Wasserdichter und klebt er nicht zu sehr am Alten, so wollen sich alle Leute von ihm zumessen lassen, und das sieht er sehr gern, denn er ist ein großer Freund vom Nehmen, des Maßes nämlich, und hat dann die sonderbare Eigenschaft, noch eine Kleinigkeit zuzugeben. Mitunter jedoch vergißt er das rechte Maß, und dann kommt es, daß die Leute über Druck klagen, wogegen er sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er zu bloßen anfängt. Jemanden in Wiß zu setzen, ist ihm ein Leichtes und auf großem Fuß zu leben, macht ihm nicht viel Sorge, denn er versteht sich aufs Zielen. Trotzdem fühlt er jedoch auch manchmal, wo ihm der Schuh drückt, und wenn auch das Futter nicht knapp ist, so fehlt es ihm doch öfters an Arbeit und Geld. Uebrigens ist er ein Brandstifter, denn er legt den Leuten Brandsohlen in die Stiefel und ein Freund vom Versprechen, aber nicht vom Halten. Jemanden etwas anzuschmieren, dazu fehlt es ihm nicht an Gelegenheit, auch pflegt er Einem öfters etwas einzurieben und anzuschwärzen. Mit den Gliedern seines Leibes lebt er fast immer in Spannung; er ist hart gegen die Enkel, welche er einsperrt und einschließt, muß aber zuletzt doch allemal den Kürzeren ziehen. Im Ganzen handelt er sonst sehr vorsichtig und hütet sich wohl, Alles über Einen Leisten zu schlagen. —

Vor Zeiten war ein Schuhmacher ein gefürchteter Mann, denn er machte Kanonen, welche manchen armen Philister in großen Schrecken setzten. Ueberhaupt muß die Schuhmacherkunst früher bedeutend höher gestanden haben, denn heutzutage, — man verfertigte Siebenmeilenstiefel. Jammer schade um diesen unerfeglichen Verlust! Ueberall und in allen Dingen spricht man jetzt vom Fortschritt; doch ist alles nicht wahr. Man ist früher mehr fortgeschritten, als jetzt, und daran sind die Schuhmacher Schuld, weil sie keine Siebenmeilenstiefel mehr machen können. Mit dem gepriesenen Fortschritt der

Zeit wäre es nichts, denn mit den Siebenmeilenstiefeln könnten wir der Zeit voranschreiten und sie selbst als blinkender Bote nachkommen. Welche Verantwortung ruht auf den Schuhmachern! Und doch muß man sie in Ruhe lassen, sonst können sie Einem leicht eine Kappe zuschneiden oder wohl gar das Leder ausgerben. Man muß sich aber auch Alles von ihnen gefallen lassen! Wer darf seine Arbeit wohl halb machen und sie sich doch für ganz bezahlen lassen? Der Schuhmacher thut es: er verfertigt Halbstiefel und nimmt doch den ganzen Preis, und ungeachtet er seine Arbeit mit Draht macht, nehmen die Sohlen Reiß aus und bekömmen das Oberleder das Brechen. Er versteht sich aber auch auf das Curiren, braucht Pflaster (Nester) und Salben (Schmiere) und hält sich immer eine ganze Hausapotheke, worin Hirschtalg, Wachs, Thran, Pech u. dgl.

Seine Geschicklichkeit in andern Dingen ist auch nicht zu verkennen. Er liefert Einfassungen zu Fersen, er arbeitet über Leichen und Dornen und weiß mit einem Stückchen Leder ganze Ballen zu bekleiden. Er liefert die künstlichsten Futterale, die Fußfutterale und es wäre wohl an der Zeit, den Namen Schuhmacher, der doch für sein Geschäft nicht umfassend ist, weil er auch Stiefel verfertigt, — mit dem Namen Fußfutteralfabrikant zu vertauschen damit auch der unedle Name Schubflicker aufhöre und man sagen könne Fußfutteralreparateur.

Und nun denke man noch an sein Verdienst um Bälle und Balle! Könnten sie existiren, wenn er nicht wäre? Strauß, Lanner, Gungl und alle andere große Tanzcomponisten hätten umsonst gelebt und geschrieben, wenn er, der Schuhmacher, nicht die Leute auf die Strümpfe brächte und ihnen die Schuhe dazu lieferte. Fanny Elsler, die Taglioni's, Pepita de Oliva und wie die berühmten Tänzerinnen alle heißen, — alle lassen sich von ihm beschuben und Lola Montez, die schöne spanische Tänzerin, die der König Ludwig von Baiern in den Grafenstand erhob und zu einer Gräfin von Landsfeld ernannt hat, wäre ohne ihn nicht zu so elastischem Sprunge geschickt gewesen und zu so hoher Würde gestiegen.

Mit diesem historischen Factum will ich schließen, denn vor allen Dingen freut sich ein guter Schuhmacher über einen guten Schuh.

N.

y.

Nechte Brief-Ausschrift.

Als das Lützow'sche Freicorps 1813 nach dem Waffenstillstande im Schwerinschen gegen Davoust, den „Herzog Brückenbrand“ wie ihn Rückert in seinem „Krauz der Zeit“ gut bezeichnet, zu Felde stand, besuchte ich einst zu Boizenburg an der Elbe den Postmeister der Feldpost des Corps, den Oberjäger Wilhelm, frühern Candidaten der Theologie, in den ersten Tagen des Corps meinen liebenswürdigen Nebenmann in Burows Jägercompagnie, der aber wegen großer Kränklichkeit dem Dienste in Reibe und Glied nicht gewachsen war. Ich fand ihn und mehrere Freunde um ihn im bestigsten Lachen. Die Ursache desselben war die Aufschrift eines Briefes, die ich mir sofort in mein Tagebuch schrieb und die also lautet: „Dieser Bripp gelangt an dem zahnpsindichen Kanonenknägd bei die zu Pferde reidende Metulgerie des Majors Lizzoffa, Herrn Herrmann Pitte diesen Brief pald abzugeben. Cito cito.“

Eine weibliche Hand schien den Brief geschrieben zu haben, wahrscheinlich ein Liebesbrief.

Auflösung des Räthfels in Nummer 8: S.

Correspondenz.

Herrn N. . . y meinen freundlichsten Dank! — Herrn N. Gütstrom. Sie werden Ihre freundliche Mittheilung etwas stark geändert finden; Sie waren aber so freundlich mir die Erlaubniß dazu zu ertheilen.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die G. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Barnewig'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg = Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von Fritz Meuter.

N^o 10.

Neubrandenburg, den 9. März.

1856.

Lieber Herr Gönner,

(Schluß.)

„Sehn Sie Better,“ sagt Rathsherr Schwächlich, und weist in der Munde mit dem Peitschenstyle herum, in soweit, daß es seine Homeriden-Stimmung zuläßt,

„Dieses Stadtholz

Ist unsrer Stadt Stolz.“

Un somit sind sie in's Stadtholz un in die städtische Angelegenheiten un bleiben darin ab un an stecken, d. h. ins Stadtholz — nich in die städtische Angelegenheiten, denn darin geht es as geschmiert, indem daß der Herr Rathsherr genau weiß, wo's damit gewesen is, un Koopmann Boß, wo's damit werden muß.

Un sie fahren un fahren un bleiben dann stecken un freuen sich über dem Stadtholze un fahren dann wieder und sind ganz munter blos mit Ausbeneden der Stimmungen des Herrn Rathsherr. So kommen sie nach Blumenbagen vor dem Krüge und essen den Gessstuten un trinken eins un fahren dann weiter un kommen gegen die Kaffezeit bei Schmidten in Karmin an. Un was mein Schwesterdochterkind Körling is, kömmt aus dem Viehhaufe angelaufen und nimmt den Herrn Rathsherr die Linie ab un hat seinen baagsnamiddagschen Rock auf en Barkeldag bei's Ausmästen an. — Nu bitt ich Ihnen um einen Ableger von diesen Schlängel! War for ihn und for sein besagtes Geschäft der neue Fausch nich gut genug, den ich ihm aus meinem alten habe machen lassen? Na, wart Du! — Un was den Herrn Rathsherrn sein Sohn is, der kömmt schon aus dem Pferdestalle, weil daß er wegen längerer Lehrzeit in einer höhern Rangordnung begriffen is. Und sie freuen sich Alle sehr, daß sie gekommen sind un daß sie da sind.

„Na? Wo is das?“ fragt Koopmann Boß, als sie bei dem Kaffeetrinken sind, „haben Sie noch welchen?“ (Er meint nämlich: Hempsaat.)

„Natürlichermang,“ sagt Schmidt, „sonsten hätt ich Sie das nich geschrieben.“ Und sie machen den Handel richtig un Koopmann Boß kauft vor'n circa 50 Thaler Hempsaat von ihm.

„Und was macht denn Bräsig sein Körling, wo is 's mit seiner Schickung?“ fragt Boß.

„Das is 'ne verschlagene Persönlichkeit,“ sagt Schmidt, „verschahn Sie mir, ich meine nich, daß er von grausamer Klugheit is; ich meine blos, daß der alte ehrenwürdige Entpacter

Bräsig — so, sagt Boß, hat er gesagt — ihm zu scharf genommen hat und hat ihm verschlagen as 'n jungen Hühnerhund woron er dickfellig geworden ist. Thun thut er das zworsten was er thun soll; thun thut er aber auch das, was er nich thun soll. Ich probier das nu mit ihm in aller Gelindigkeit.“

Oh, wo wird Schmidt sich schneiden! So 'ne feinpöttige Art im Gelindigkeit! Und der Herr Rathsherr figt da un läßt nichts laut werden un nimmt sich ein Stück Zucker zum Kaffe un sagt zu sich selbst: Heilschen nobel! ordnlich Zucker zum Kaffe!

Un als der Kaffe aus is, geht das Vesperbrodteßend an, und der Herr Rathsherr sagt zu sich selber: Gott, du bewahre uns! Ich bün froh, daß dies 'ne Profatgesellschaft is, wenn dies in's Wirthshaus wär, was würe das for eine entfahmtigte Rechnung geben! Wo? die Dirn bringt jo woll 'ne Potellje Wein rin? Un Jeder hat seine eigene Salviette un sein eigen Neg un Gabeln un zwei reine Töller! Was macht sich der Mann for Kosten!

Und als sie gegessen haben, sagt Schmidt: „Na? Wo is 't? Machen wir 'n kleinen Rundgang? Sollt Wiß sein oder Bostohn? Was mein Wirthschafter, Kühn, is, kann mitspielen.“

Schmidt geht nun 'raus un ruft Kühnen, un Rathsherr Schwächlich sagt zu Boffen: „Better, half Part? Häh? was meinen Sie?“

Un Boß sagt, das würr sich hier nich schicken, weil daß sie das merken würrn; und der Herr Rathsherr sagt in Anbetracht des genossenen Koffes und des Kleinabenbrodts und des noch zu genießenden Abenbrods und des morgendlichen Frühstück: „Na, en Dähler will ich anwenden! Was kann 'er viel nach kommen! Aber gut mit mich müssen Sie gehn, denn ich spiel nur Bostohn.“

Und als Schmidt un Kühn kömmt spielen sie Bostohn; „En kleinen Petih!“ sagt Boß — „Sechs Schwächliche!“ sagt Schmidt. — „Sechs Gesunde!“ sagt Kühn. — „Sechs Grandioso!“ sagt der Herr Rathsherr und Boß und Schmidt, die passen und Kühn geht mit. Un Koopmann Boß sagt: „Na, ich bün Mysehr un habe nich die Laus von 'ner flechbaren Kart, aber jedennoch: den besten Fuß vor!“ und er spielt Ruten-Bauern aus, und Schmidt sagt: „Lesseh Passch!“ un Kühn sagt: „Ne kleine Deckung!“ un setzt Ruten-Dahm auf, un der Herr Rathsherr sticht die Ruten-Dahm von seinen Adeln mit dem Dause über un nimmt 5 forsche Schuppen weg un legt seine Stiche zusammen un sagt:

„Ich hab' meine!“ un spielt en Nuten nach, und Schmidt nimmt den Nuten mit den König, und Koopmann Boff reibt sich die Hän'n un sagt: „Wenn Sie nu noch einen Nuten haben und spielen ihn nach, denn sünd sie rüm!“ Und Schmidt spielt den Nuten und sie sünd rüm.

„Das nehme mich kein Mensch übel!“ sagt Kühn zu den Herrn Rathsherrn, „Sie stechen mich die Dahm und spielen Nuten nach und ich sig hier mit die drei häwelften Kreuz un 'ne starke Garantie in Herzen und kann's Spiel auf en Tisch legen?“ „Herr Kühn,“ sagt der Herr Rathsherr un süht orndlich ehrwürdig dabei aus, „bei uns zu Lan'n heist es: Jeder vor sich! Davor, daß Sie Ihre nicht gekriecht haben kann ich nich; ich hab' meine!“

Un so spielen sie weiter, un als Gott den Schaden besüht, besüht Rathsherr Schwächlich seinen auch un findt, daß aus dem vorausgesetzten Thaler drüthehalben geworden sünd un stößt sich selbst in die Rippen un sagt zu sich selbst: „Man jo uich marken lassen!“

Un as das Spiel vorbei is, essen sie Abendbrodt, Supp un nahnen Krutchen un dazu Nothwein, un Rathsherr Schwächlich sagt zu sich: „Das weiß der liebe Demwel! Wo fornehm! Wieder mit reine Salwijetten un reine Töller un sülwerne Lepel un zwei Poteljen Nothwein! Son'ne Landeunt müssen doch grausames Geld verdienen! Wo klug bün ich gewesen, daß ich meinen Kriechan in die Junst gebracht habe!“ Un als er bei's Essen die Möglichkeit gethan hat, kriecht er eine Zichalie un nimmt sie verkehrt in die Mund un roocht sie in der verkehrten Richtung un sagt zu sich selber: „Zichalien sünd vornehmer, Abraham Berg un Zoon schmeckt aber besser.“

Endlich wünschen Sie sich 'ne wohlschlafende Nacht un Koopmann Boff schläft bei Schmidten, der Herr Rathsherr indessen in Anderracht seines väterlichen Verhältnisses bei seinen Sohn un wartet.

Als der Herr Rathsherr in die Schlafstube kömmt, steht er vor 'nem sauberen Bett dastehen und er sagt zu sich: „Nee! Wo is 's möglich! Keine Lakens und Jerrein seine Bäschschüssel for sich un es reiner Handau!“ un er kuckt unter's Bett, ob sich etwa'nige Randmörder runtergekraucht wäreu un er sagt zu sich: „Na, na seip! Orndlich ein Stiewelknecht un en Paar kerrern Tüffeln un denn noch — was sonst noch unters Bett gehürt! Nee, was for 'ne Umstän'n machen sich die Menschen doch!“

Und der Herr Rathsherr zieht sich seine Effecten aus und es streumt ihn wieder und er sagt: „Kriechänig,“ sagt er, „mein Sohn, ich bün wieder sehr mit Homeriden und sie sigen mich mang die Schullebläre un den ganzen Dag hab' ich 'ne grausame Stremmung gehabt. — Un for Dich, Körling Bräsig, hab' ich ein reines Hemd, das schickt Dein Mutter-Onkel-Vater-Schwester-Bruder, der Entspecter Bräsig, weil daß dasselbige in Vergeßlichkeit gerathen is.“

Un mein Körling in zufällige Nachgedanken über meine väterliche Vermahnung in Hinsicht der Mendlichkeit sagt zu sich: „Will mich doch mal den unverhofften Genuß der Mendlichkeit verursachen! Und grade in dem Monument, als der Herr Rathsherr bis auf's Hemde fertig is, is Körling auch mit's neue Hemdde fertig, un Körling springt herum in den jubelnden Gefühle einer gänzlich verbüllten Natürlichkeit und sagt: „Wer's lang hat, läßt's lang hängen!“ Und der Herr Rathsherr Schwächlich springt mit den Säulen der Stadt herum und ruft: „Das weiß der Demwel! Hin'n nicks! Vör nicks! Und Kriechänig ruft aus das Bett raus: „Battung, Battung! Maaf! Dei Dirrn kömmt un will dei Stäweln halen!“

Und der Herr Rathsherr sofort in das Bett und liegt da in ehrbarer Würdigkeit, bis daß, daß die Dirn, wieder raus is. Un als sie raus is, sagt der Herr Rathsherr: „Körling Bräsig,“ sagt er, „wie mich dies allmählig klar wird, is das eine irthümliche Vertauschung der Umstände. Deins is mein, un meins is Dein. Bring mir meins, denn kriecht Du Deins! Erst aber pauste aus Schwachheit das Licht aus!“

Was mein Schwesterdokterkind is, der entfahnte Gallunke! tanzte aber erst mit allerlei Lüften einen Schottischen vor das Bett des Herrn Rathsherrn und setzte sich dazu die Schlafmüge desselben auf und als er sich auf solche Weise arg über den Herrn Rathsherrn vomirt hatte, paustete er das Licht aus und es entstand eine gegenseitige Vertauschung.

Am andern Morgen nach's Frühstück sagte der Herr Rathsherr zu Koopmann Boffen: „Na wo is 's?“

„Sie meinen mit die Ritterschlägerei?“ sagte Boff, „daraus wird nichts nich heute.“

„Wo, das wär ja doch entfahnt! sagte der Herr Rathsherr, un ich soll mit die 50 Thaler wieder retour? Da lachen ja die Leute über.“

„Herr Better aus der derartigen Verlegenheit will ich Ihnen rausziehen,“ sagte Koopmann Boff, „ich will Sie den Gefallen thun un mit Ihre 50 Thaler meinen Hempsaat bezahlen.“

Und das geschieht; und als sie Allens in Nichtigkeit gebracht haben und Adjees gesagt haben, legen sie sich wieder auf dem Wagen und fahren nach Hause und als sie in das Stadtholz kommen, sagt der Herr Rathsherr wieder von der Stadt Stolz und daß das doch schön von dem lieben Herrgott wäre, daß er es hätte wachsen lassen und hätte es grade jüstament so weit von der Stadt statenwirt, denn wo sollte sonst wohl die blaue Schüzengilde an den 18. Juni hinreiten, und der liebe Gott wüßte Allens am Besten einzurichten, und auf dem Stadtholzwege sprach er wieder über die Grundlosigkeit des Untergrundes u. s. w. Und als sie nach Hause kamen, stieg Koopmann Boff von 'n Wagen und sagte Adjees und ging nach Hause un rieb sich die Hän'n, bis daß sie knackten und sagte zu seiner Frau, er habe ihm, nämlich Schwächlichen, reell was vor gemacht.

Un Rathsherr Schwächlich saß drei Dag in einem Nitt in Rath mit seine eigene Gedanken und in dem Andenken an seine Reise und an die Stremmung und an seine 50 Thaler un an seine drittehalb Thaler, un an die nichts gewordene Ritterschlägerei, un an die grausame Verlegenheit seines untern Menschen, und als ihm hierüber drei Liespund Licht mit einemmal aufgegangen sünd, kam ich zu ihm und fragte ihn nach's Hemd und mein Schwester-Dokter-Kind, und als ich sah, daß er in Uebung war, gab ich ihm folgendes Räthsel auf:

Ich bin ein Herr von mir

Und sig in mir,

Um mich verlegen

Und mein zu pflegen.

Und dabei sigt er nu noch un kann's nicht raus kriegen. Vielleicht daß Einer von ihre Unterhaltungs-Leser es eher raus kriecht. Darum habe ich Sie diese Geschichte als kurze Einleitung zu des Räthsel geschickt.

Leben Sie wohl

Ihr

Hannertwiem bei Klaskabnenurt
den 1. März 1856.

bis in den Tod getreuer
Bräsig,
immeriter Entspecter.

Ein Abenteuer in Rom.

Aus dem Leben Wilhelm Waiblingers.

1.

Die große Glocke vom Capitol hatte das Zeichen gegeben, daß die freudreichsten Tage des Jahres gekommen seyen, daß Prinz Carneval mit seinem tollen Gefolge Einzug in die ewige Roma halten dürfe. Am Corso wuchsen die Genüsse empor, am Thore del Popolo zog die päpstliche Wache in Gala und mit klingendem Spiel auf, und jenes phantastisch-bunte Leben und Treiben, das uns Altmeister Goethe geschildert, begann sich zu entfalten.

In einem der stillern Stadttheile, wo die weißen Häuserreihen zwischen dem üppigen Grün der Orangen-, Pinien- und Lorbeergrärten anmuthig hervorschimmern, im zweiten Stockwerk eines etwas abseits gelegenen Gebäudes, waren in einer Reihe von hellen, freundlichen Zimmern zwei junge Männer mit den verschiedensten Zurechtungen zum Carneval beschäftigt gewesen. Die Kleider eines Advokaten und eines Abbate lagen über Sesseln und Polstern, ein paar treffliche Masken ruhten auf einem hohen Schreibtisch, dessen Besitzer am Fenster lehnte. Im Nebengemach, wo ein paar aufgestellte Staffeleien und umhergestreute Malergehörtschaften sowohl den Stand als die Ungebundenheit des Bewohners verriethen, war sein Genosse, ein dunkeläugiger Italiener, eben beschäftigt, das weite, altfränkische Advokatenkostüm seinem schlanken Körper anzupassen.

„Poeta!“ rief er dabei, „Du hast heilig versprochen, bis nach dem Carneval nicht zu denken. Und ich wette, Dein italienischer Almanach steckt Dir im Kopfe!“

„Dir freilich nicht; denn Du bist und bleibst mir die Zeichnungen für denselben schuldig!“

„In den Fasten finde ich sicher Zeit!“ meinte der Maler. „Aber hurtig! Den Abbate angezogen. Ihr bleibt ein schwerfälliges Volk!“

„Nicht alle!“ lachte der Deutsche. „Einen Schwaben aber, der in Tübingen Collegia gehört hat, verläßt die Gravität selbst in Laumestagen nicht. Ich dachte eben darüber nach, was wohl der Monte Cavallo, das Colosseum, der Thurm des Nero dort drüben zu unserer Maskerade sagen würden!“

„Sie sähen ein, wie weise die Götter handelten, daß sie meinen deutschen Poeta nicht zum Buffo bestimmten!“

Während dieses leicht und munter geführten Gesprächs hatte der Dichter kein Auge von dem Fenster abgewendet. Neugierig gemacht, trat endlich auch der Maler an dasselbe und brach sogleich in Gelächter aus:

„Welch ein Carriol hält bei unsrer schönen Francesca? Zwei Damen darin. — gewiß Engländerinnen! — nur der grüne Schleier fehlt.“

„Wenn ich nach dem Wagen schließen darf, so sind es Landsmänninnen. Nur deutsche Kunst vermag solch Ungeheuer zu bauen, vor welches der Gaul von Troja gespannt zu werden verdiente. Und nur deutsche Sucht und Art bringt das Gemüth mit über die Alpen!“

„Das Gemüth?“ fragte der Maler verdutzt. „Das steckt doch — bei St. Peter — nicht in dem Wagen.“

„Aber in den Kissen!“ versicherte der Poet mit der komischen Ernsthaftigkeit. „Komm, Francesco — wir wollen zur schönen Francesca und fragen, was der Besuch zu bedeuten hat!“

Nach beendeten Beide ihren Anzug, nahmen die Masken und eilten, von ihren alten Hauswirthen freundlich begrüßt, zum Nachbarhause, vor dem die unförmliche Equipage, bedeckt vom Staube der Campagna, noch hielt. Die Insassen desselben waren ausgestiegen. Am rebumrankten Fenster lauschte der schwarze Roßenkopf einer schönen jungen Römerin.

„Seyd Ihr es, Signor Waiblinger? Das ist mir leid — erst in zwei Stunden kann ich Euch zum Corso begleiten! Fremde sind bei uns angekommen.“

„Das wissen wir, schöne Francesca,“ rief der deutsche Poet mit Parbos auf den Wagen deutend, dessen schwerfälliger Betturin eben die Pferde zum Wegfahren antrieb. „Aber wer sind die Frechen, die es wagen, mir Euren Arm zu entziehen?“

„Aus Eurer Vaterlande, Signor! Eine alte Baroness und eine junge!“

Triumphirend wendete sich Waiblinger zu dem Maler:

„Mein Blick täuscht mich nie! Das ist ein Fang für uns. Eine alte und junge Baronin? Die Alte läßt sich von Dir malen —“

„Und die Junge unterhält Dich dabei! Nicht so? Adieu, Francesca — wir sind bald wieder hier und dann wollen wir schwärmen!“

Francesca applaudirte, als Advokat und Abbate mit der Würde, die ihrem Stande zukam, sich davonbewegten.

2.

Die deutschen Damen hatten während dieser Unterhaltung, hinter dem Fenster, aus welchem sich Francesca lehnte, ungesehen von den beiden Männern, gestanden. Bei der scherzhaften Schlusswendung, die das Gepoldeu nahm, lächelte die jüngere, indeß die alte Baronin, die offenbar kein Italienisch verstand, apathisch darschaute und gelangweilt sagte:

„Wer sind die verlarvten jungen Leute, wegen deren sich das Stubenmädchen so sans gêne zeigt?“

„Liebe Tante Clelia!“ entgegnete die jüngere Baronin mit einem etwas boshaften Lächeln „es ist gut, daß Signora Francesca kein Deutsch versteht. Sie würde es Ihnen mit Recht sehr übel nehmen, was Sie da eben sagten. Erinnern Sie sich gefälligst, daß uns ihr Vater dieses Zimmer einräumte, weil wir im überfüllten Hotel kein Unterkommen fanden, und daß seine Tochter uns nur aus besonderer Gefälligkeit nach unsern Wünschen fragt!“

„Ich bitte Dich chère nièce! —“ versetzte Tante Clelia gereizt und warf sich mit Würde auf eine Ottomane nieder. „Ich weiß wohl, Du hattest von jeher eine ganz widerliche Passion, die Kammerjungfern und ihre Verwandten zu vertheidigen.“

Die Nichte antwortete nichts, sondern wandte sich an die junge Römerin mit der Frage, ob man nicht erfahren könne, wer die beiden Masken gewesen?

„O ja!“ rief Francesca. „Der Advokat war Francesco Scaramuzzi, ein parmesanischer Maler, — der andere ein Poet aus Ihrem Vaterlande, der dort hoch angesehen seyn soll. Er speist oft bei den deutschen Gesandten hier — und macht auch eine recht hübsche italienische Sonette —“ setzte sie hinzu.

„An Francesca Brittona?“ lächelte die junge Baronin. „Wie heißt aber der in meinem Vaterlande hochangesehene Poet?“

„Wilhelm Waiblinger!“

Der jungen Dame entschlüpfte ein kleiner Schrei der Verwunderung, als sie den Namen hörte, so daß selbst Tante Clelia, die am Morgen eine Siesta halten zu wollen schien, erstaunt aufblickte. Im Moment jedoch faßte sie sich und wiederholte ihre Frage. Als ihr der Name nochmals genannt war, schwebten plötzlich alle Genien einer übermüthig heitern Laune, eines leeren Einfalls um ihre Stirne. Sie rief der abgehenden Francesca nach, sie an ihre Freunde zu empfehlen und wandte sich zu der gnädigen, ungnädigen Tante:

„Haben Sie gehört? Der eine von den jungen Männern, die mit unsers Wirthes Tochter sprachen, ist der von Ihnen hochverehrte deutsche Musesohn Graf Platen, dessen Bekanntschaft Sie schon früher machten, und dessen Wiedersehn Sie so sehr ersehnten. Er stürzt sich jetzt in's Carnevalgetümmel.“ —

„Und ich,“ seufzte Tante Clelia schmachend, „ich soll den einzigen Augenblick im Leben, wo ich vielleicht Gelegenheit hätte, ihm meine Verehrung und Anbetung zu bezeigen, ungenützt vorbegehen lassen! Er, der wenigen Edlen unter unsern Dichtern einer!“

„Der wenigen Edelente, wollen Sie vermuthlich sagen!“

„Ja, einer von der kleinen heiligen Schaar, die dafür sorgt, daß die Poesie nicht ganz und gar in die Hände der Studenten und Juden geräth. Graf Platen hier? Der schönst verkannte edle Mann? Helene — theuerste Helene, wenn Du mich zu Deiner ewigen Schuldnerin machen willst, Sorge, daß ich ihn sehen, ihn sprechen kann. Dein Köpfchen ist ja immer anschlätig und spekulativ gewesen — bitte, Helene, such' Rath.“

„Sehnen Sie sich so sehr nach diesem Mann? Wollen Sie seinen kalten Berseu Feuer einhauchen, daß er auch für Damen lesbar und genießbar wird?“

„Spotte nur! O das süße Gefühl müßte beseligend seyn, ihm zu zeigen, daß es auch unter unserm Geschlecht starke Seelen gibt!“

Helene lächelte wieder liebeuswürdig boshaft — und schien zu zinnen. Sie erklärte endlich:

„Ich werde mich an Signora Brittone wenden, — und verspreche Ihnen, das Möglichste zu thun, um Ihr warmes Interesse für den deutschen Dichter zu — fühlen!“ —

Helene hatte, als sie den Namen Wilhelm Waiblingers hörte, der ihr und — wie wir sehen werden, auch der Tante recht gut bekannt war, auf der Stelle den Entschluß gefaßt, sich für alle die kleinen Unbilden und unzähligen Kränkungen, die sie erlitten, einmal auf launige Art zu entschädigen. Sie trat deshalb zu Francesca, die in Ungeduld im Corridor auf- und abschnitt:

„Sie müssen mir etwas versprechen, meine Schöne! Sie eilen jetzt zum Corso?“

„Allerdings —“

„Sorgen Sie dafür, daß Ihnen von Ihren Begleitern der deutsche Poet nicht entslüpft und seien Sie bestimmt um fünf Uhr am Obelisk. Ich erhalte Ihr Versprechen?“

Francesca sah überrascht die Baronin an und konnte ein kleines Erstaunen nicht unterdrücken. Doch schlug sie unbedenklich in die dargebotene Hand ein.

(Schluß folgt.)

Dei Droom.

„Jung, maak un spaur Di mit den Reiste!“

Seggt Meiste Schmidt, dei Schaustemeiste, —

Ja? heit hei Schmidt? Den Nam' hew 't rein vegeten! —

„Kumm, Schlingel, kumm! Sast Frühstück eten“ —

Dei Jung, dei lau't so hoch un sinnt un sitt.

„Wat seht Di, Jung?“ frögt Meiste Schmidt,

Wat is 'e los? Wat is intwei?

Hüt rögst Di nich und sünnstn frettst för drei?“

„Je,“ seggt dei Jung, „je, mägen Sei't ok woll hür'n?“

Mi hett wat drömt un doaran dent' id ümme.“

„En richt'gen Droom,“ seggt Schmidt, „den hür id giern!“

Un dreiht den Hüte nah den Jung'n herümme.

„Na,“ seggt dei Jung, „denn hürn S' mal blos dat Stück!“

Mi was dat so: so as wie Sei un so as id,

Wi seeten Beir ein Jere in 'ne Tunn,

Bon dei dei ein dicht bi dei anne stum.

Jung, frögen Sei, wat is in Dien?

In mien, sähr id, is nicks as lute Theer.

Un wat, frög id, is denn in Eyr?

Dunn sähren Sei: in mien deicht Honnig sien;

Un steken ehren Kopp herut,

Dei seeg ok ganz vull Honig ut;

„Dat gnar Di Gott!“ lacht Schauste Schmidt,

Dat id jußt in den Honnig sitt,

Harst Du blos drömt, id seet in Theer,

Dann hablt id mi den Spannreim her

Un garwte Di dat Lerre af!“

„Ja,“ seggt dei Jung, „mien Droom is noch nich ut.

Wi seegen ut dei Tunn herut

Un lichten Ein den Annern af.

Anekdoten.

Kreisrichter: (zu einem Tischlergesellen, der in Erb-
schaftsangelegenheiten vernommen werden soll) „Wie heißen Sie?“

Tischlergeselle: „„Krüger.““

Kreisrichter: „Mit Vornamen?“

Tischlergeselle: „„Karl.““

Kreisrichter: „Mit vollständigen Vornamen?“

Tischlergeselle: „Karl Friedrich Theodor.“

Kreisrichter: (dictirend) „„Ich heiße: Karl Friedrich Theodor Krüger.““

Protokollführer: (greinend) „Herr Kreisrichter, dann heiß' ich eben so, wie Sie, ich heiße auch: Karl Friedrich Theodor Krüger.“

Ein Vater hatte einen faulen und einen fleißigen Sohn. Wenn Jochen in dem Bette sich noch herumrankte, dann war Gottlieb schon auf und handlierte umher. — Eines Morgens findet Gottlieb einen Beutel mit Geld und bringt ihn dem Vater. Der Vater freuet sich und führt den Funder und den Fund an das Bett des verschlafenen Jochen: „Siehst Du, fauler Schlingel, Gottlieb hat heute morgen schon einen Beutel mit Geld gefunden. Das ist die Frucht seines Frühaufstehens.“ — „„Frühaufstehn?““ fragt Jochen und reibt sich die Augen, „„Frühaufstehn? Wäre der, der den Beutel verloren hat, spät aufgestanden, dann hätte Gottlieb den Beutel nicht gefunden.““

Naivitäten.

„Ich bin recht froh, daß Sie heute zum Thee bei uns bleiben“ sagte ein kleiner Knabe zu einer Freundin seiner Mutter. — „„Warum denn, liebes Kind?““ — „„Wir kriegen dann Kuchen, wenn Gäste da sind.““

„Was machst Du denn Hannchen?“ — „„Ei, Papa, ich färbe das Kleid meiner Puppe roth.““ — „„Womit denn?““ — „„Mit Bier.““ — „„Mit Bier? wie kommst Du darauf?““ — „„Je, Mama sagt, Deine Nase wär' von Bier so roth, und da wollt ich . . .““ — „„Carline, bring das Kind zu Bett!““

„Mama,“ fragte ein kleiner Schlingel von Junge seine Mutter, „wärs Du mit mir verwandt, wenn Papa Dich nicht geheirathet hätte?“

„Nun, Frig,“ sagte die Mutter, „da hast Du den Kuchen, aber Du mußt ihn mit Franz ehrlich theilen.“ — „„Was heißt ehrlich?““ fragt Frig. — „„Das heißt, Du sollst ihm das größere Stück geben.““ — „„Oh, nee!““ sagt Frig, „dann laß Franz lieber ehrlich sein!““

Räthsel.

Biersylbige Charade.

Erbebe nicht, siehst Du die erste Sylbe blizen,
Vertrau dem rechten Mann Dich nur;
Dann eil' ich her, Dir Deinen Heerd zu schügen,
Obgleich vielleicht auf blut'ger Spur.

Drei and're Sylben wirst Du leicht ersinnen,
Sie sind der Unschuld liebliches Symbol,
Und ob sie gleich nicht schaffen und nicht spinnen,
Der Vater droben kleidet doch sie wohl.

Das Ganze winkt Dir auf des Frühlings Walten,
Es trägt der Treue himmelblau Gewand;
Denn weil im Wort sich Kraft mit Unschuld gatten,
So schließt die Treu das schöne Band.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die C. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Meuselitz die G. Varnewig'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl. für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von Fritz Reuter.

Nr 11.

Neubrandenburg, den 16. März.

1856.

Ein Abenteuer in Rom.

Aus dem Leben Wilhelm Waiblingers.

(Schluß.)

3.

Kein angenehmerer Anblick, als eine ganze Bevölkerung im Taumel ungetrübter Freude. Wenn der wolkenlose, blaue italienische Himmel über Tausenden von Narren lacht, Narren mit Bewußtseyn, aber in des Worts verwegenster Bedeutung, wenn eben Jeder darauf ausgeht, Alles, nur nichts Vernünftiges zu thun, so erweitert sich das Herz Dessen — der selbst ein Narr seyn kann. Dahinten hatte der deutsche Poet die ihm von seinem Zimmerkammeraden vorgeworfene Gravität gelassen — dahinten die Logik und die gesunde Vernunft — er schwärmte in Oesterien und Straßen umher in der heitersten Laune. Francesca, in einer reizend phantastischen Tracht, folgte ihm am Arme des Parmesaner Malers. Eben mußte sie sich von Waiblinger über ihren seltsamen Einfall, den Dbelischen von allen Seiten zu umkreisen, wieder necken lassen. Sie blieb ihm eine Antwort, um welche sie sonst nie in Verlegenheit kam, schuldig und spähte umher!

Nun, da war ja die Ersehnte! Des jungen Mädchens scharfer Blick hatte in der Bestalin, die sich geflüstert in des Poeten Gesichtskreise bewegte, schnell genug die Baronessa Helene erkannt. Sie machte den Maler auf die Verschleierte und den Eifer, mit welchem urplötzlich ihr Begleiter derselben durch das Gedränge zu folgen versuchte, aufmerksam. Scaramuzzi hielt seinen Freund am Arme:

„Ha, Signor!“ sagte er, „das scheint mir ein Abenteuer. Da ist's Freundespflicht, Dein rasches Blut zu zügeln. Ich weiß — eine gewisse Signora Mozzena in Olevano hat Rechte auf Dein Herz und auf Deine Hand!“

„Mein Gott!“ entgegnete Waiblinger, „Du ziehst ja Consequenzen wie ein deutscher Schullehrer! Wenn Alle, die ein Recht auf mein Herz haben — gleicherweise auch solche auf meine Hand hätten — schwärmte ich dann mit Dir herum? Laß mich los — Du bringst mich noch um eine prachtvolle Novelle!“

Damit stieß er den Arm des Freundes zurück, und arbeitete sich durch eine Schaar Pulcinella, die eben einen Krönungszug veranstalten zu wollen schienen, nicht ohne Mühe hindurch. Die etwas auffällige und ungewöhnliche Maske, der er nachstrebte,

neckte ihn durch zeitweises, absichtliches Verschwinden und Wiederauftauchen. Waiblinger wurde athemlos.

„Das ist köstlich!“ murmelte er, während sich die Bestalin in einer schon weniger belebten Straße auf's Neue seinem Blick entzog. „Man will mich irgendwohin locken — nun ich folge. Die heilige Inquisition hat ja mit dem Carneval nichts zu schaffen!“

Und der Dichter als Abbate strebte der Maske näher und näher zu kommen. Leicht wurde es ihm nicht, und als er endlich der Verschleierte dicht auf dem Fuße folgte, sah er sich mit Erstaunen in der wohlbekannten heimischen Straße. Es blieb ihm keine Zeit, darüber zu reflectiren — die Bestalin schlüpfte in Francesca's Haus.

„Das ist die junge deutsche Baronin — sie will den Carneval nicht ohne Abenteuer vorübergehen lassen? Ich folge ihr!“

Auf einem von den Kissen des Reisewagens errichteten Divan hatte sich Tante Clelia seit einigen Stunden gelangweilt. Ihr Geist flog zum Corso — wo der adlige Dichter — Tante Clelia seufzte bei dem Gedanken laut auf — in Gemeinschaft mit den Plebejern und — Tante Clelia erröthete — Plebejerinnen von Rom so wenig geistige Freude genoß. Sie hing dem elegischen Gedanken nach: wie sehr sich ein Ideal in der Nähe trübe, wie unverwandtschaftlich es überdies von ihrer Nichte gehandelt sey, dem Vergnügen nachzugehen, statt ihr Gesellschaft zu leisten.

Die heimlich Gescholtene trat jetzt — nein sie stürmte in das Zimmer.

„Er kommt — es ist mir gelungen!“

„Wer kommt?“

„Wer anders, als der deutsche Poet!“

Damit eilte sie in das Nebenzimmer, um von hierans Zeugin eines tragikomischen Auftritts — ganz wie sie ihn bezweckt hatte — zu seyn.

Der erregte Abbate — immer noch mit der verhüllenden Maske, riß die halbangelehnte Thür auf, prallte aber ungefähr ein halb Duzend Schritte zurück, als er statt der Bestalin Clelia erblickte. Aber diese, den Wunsch, welcher sie seit Stunden quälte erfüllt glaubend, nöthigte ihn mit einer Miene, die schwer zu schildern seyn dürfte, zum völligen Eintritt und ergoß sich sogleich in einen Wortschwall:

„Ich preise die Stunde, die mir vergönnt, Ihnen meine Verehrung bezeigen zu können. Seit Jahren — seit ich das

Erstmal das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, habe ich diese Begegung gewünscht. Aber so lassen Sie sich doch nieder, Herr Graf, und — ich bitte — demaskiren Sie sich!“

Bei dem Prädikate Herr Graf mußte Waiblinger, der bisher regungslos erstaunt dagestanden, so laut aufstachen, daß Tante Elisia ihre Nerven unangenehm berührt fühlte.

„Sie irren sich vermuthlich in meiner Person!“ rief er und nahm seine Maske ab. —

Wäre in diesem Augenblicke der Thurm des Nero mit lautem Krach zusammengestürzt, Tante Elisia könnte keinen größern Schreck gehabt haben. Sie wurde natürlich, sie vergaß ihr geziertes Hochdeutsch, schwäbische Laute entranen sich ihrer bekommenen Brust:

„Bluescht — das ischt —“

„Wilhelm Waiblinger,“ ergänzte der Poet lachend, „der Landläufer, der verdorbene Magister, der einst die Ehre hatte, aus Ihrem Hause in Ungnade verbannt zu werden, Frau von Murgberg! — Er prophezeigte Ihnen schon damals, daß einst ein Tag der Anerkennung für ihn kommen werde — da ist er! Sie haben mich für —“

„Graf Platen!“ lachte Tante Elisia.

„Meinen Freund Platen gehalten und mir Ihre Verehrung bezeigt. Leben Sie wohl, Frau von Murgberg — wir sind im Carneval!“

Waiblinger schritt hinaus — er traf die Vestalin. „Baronesse Helene?“ fragte er erstaunt. „Sie der Genius, der mir diesen Triumph bereitet?“

„Er wird mir theuer genug zu stehen kommen bei der Tante. Ich freue mich aufrichtig, daß Ihre Verhältnisse sich so zum Guten gewendet haben und denke, Sie vergeben mir den Scherz!“

„Wir sind im Carneval!“ sagte Waiblinger wie vorhin und schied von seiner ehemaligen und jetzigen Gönnerin, ihr die Hand küßend.

Tante Elisia, die natürlich keine Ahnung von dem wahren Zusammenhange hatte und an eine in der Eile vorgekommene Verwechslung Seitens ihrer Nichte glaubte, erklärte von Stund an den Grafen Platen für den kältesten und begeisterungslosesten Dichter. Dabeim in Schwaben aber verkündete sie, daß sich zu Rom der jetzt berühmte Wilhelm Waiblinger ihr in tiefster Demuth genahet habe.

Memoiren eines alten Fliegenschimmels

in Briefen an seinen Urenkel,

den großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Gestrütshengst Red Robin, Doberansky, Güstrowsky, Fuchs, Vollblut und Premier des Vollblutantes zu Medefin, Inhaber eines Sterns.

(Fortsetzung.)

Du hast gewiß niemals in einer Mergelgrube mit knickendem Knie und zitternder Hesse gestanden; wenn einmal der Zustand der Ermüdung und Abspannung bei Dir eingetreten war, dann umstanden Dich die Hohen, die Ruhmwürdigen und von ihren Lippen erscholl der Ruhm Deiner Thaten. Mich umstanden Christian Bartels, der Kutscher, und der junge Anfänger und schütteten allen möglichen Unsegen in Gestalt von colossalen Flüchen und corpulenten Schimpfreden auf mein gebeugtes dallührißes Haupt.

„Herr,“ sagte Christian Bartels, „wenn dat Greetur blos nich studirt hett!“

„Studirt? Na dat fehlt of noch! In mien nieges Inventorium en Studirten! Ich künn mi mendag nich werre up den paterjotischen Verein seihn laaten.“

„Je, Herr, wenn hei of nich ganz studirt hett, bet an den Hals is hei kamen; hei hett so'ne Anstalten, as wenn't mit em nich richtig is.“

Wer weiß, ob meine Umgebung mir nicht noch schließlich

das Wenige von Verstand, was mir die Schläge des Schicksals gelassen hatte, abdisputirt hätten, wäre nicht zufällig Carl Bullerjahn, der ausgezeichnete Reiseschreiber der nahegelegenen gräflichen Herrschaft hinzugekommen und hätte dieser nicht sein Votum als ausgezeichneten Pferdekennner zu meinen Gunsten abgegeben.

„Studirt soll der haben?“ fragte Carl Bullerjahn. „Der hat im Leben nicht studirt! Haben Sie schon mal so'n Studirten gehabt?“ fragte er den jungen Anfänger. „So ein Studirter weiß nicht von Hül und von Gott, so einer ist zu Nichts zu gebrauchen; der Schimmel hier ist blos müde; und wenn's wahr ist, daß er von der alten echten Buzephalus-Art ist, möcht' ich's mit ihm versuchen.“

Der junge Anfänger schwor nun die bei'm ernstlichen Pferdehandel gebräuchlichen Flüche, einen nach dem andern, mit besonderem Nachdruck durch; versicherte ich sei das tugendhafteste Geschöpf auf Erden, erhob meine Leistungsfähigkeit bis in den Himmel und goß den milden Balsam der Anerkennung in mein wundes Herz. Schon erhob ich mein gebeugtes Haupt, schon richtete ich mein Ohr auf, das Lob einzusaugen, schon begann ich leise den Schweif zu strecken und zu erheben, um Dankbarkeit zu wedeln, neuen Lebensmuth aufzurichten und den lastenden Kummer und die schleichende Sorge von den magern, leuchtenden Rippen zu peitschen, als die grausamste Ironie des Schicksals mich traf: für meine glorreiche Abstammung, für all die gepriesenen Leistungen, für alle meine bis zum Himmel erhobenen Tugenden bot Carl Bullerjahn 30 Rthlr. preussisch Courant und — der junge Anfänger schlug zu!

Dieser Schlag traf mich mitten in dem neu aufgegangenen Mai meiner Hoffnungen, wie Nachtfrost die Blüten; ich brach zusammen und stürzte hin.

Nun begann über meinem gebrochenen Leichnam eins jener entsetzlichen Schauspiele, denen gleich, wenn Erben sich am Sterbette über den Raub streiten. Bullerjahn wollte mich nun nicht mehr haben und der junge Anfänger behauptete: ich sei verkauft, mit Haut und Haar verkauft! Ach! in wenigen Stunden vielleicht das einzige, was überhaupt noch von mir zu verkaufen war!

Karl Bullerjahn und der junge Anfänger waren von Jugend auf geschworene Freunde, sie hatten in derselben Schule dieselben Prügel erhalten, sie hatten dort ganz dasselbe nicht gelernt, hatten sich später zu vielen Malen brüderlich zusammen betruaken, hatten die Gesinnungsgleichheit, die zur dauernden Freundschaft nöthig ist, in dem Umstande entdeckt, daß sie beide verschiedene Stubenmädchen gleichzeitig geliebt und vergöttert hatten, hatten gleichzeitig den Versuch gemacht, diese Göttinnen in Versen mit fast gleichen Worten zu besingen, blos mit dem Unterschiede daß der junge Anfänger sang:

„Seh' ich Dich in Deiner Schönheitsfülle . . .“
und Karl Bullerjahn:

„Seh' ich Dir in Deiner Schönheitsfülle . . .“

Selbst diese grammatikalische Zwietracht hatte den geschlossenen Bund nicht lösen können, sie spielten noch alle Abend Boston miteinander, kurz der linke Stulpsstiefel konnte nicht mehr Freundschaft für seinen rechten Bruder haben, als sie unter einander, und — dennoch! Mein Fall, Unfall oder Umfall, wie man will, zertrümmerte die durch viele Eide garantierte Brücke, welche Natur und Leben von einem Herzen zum andern geschlagen hatten und des Prozesses schwarze Tintenwogen schossen in dem freigewordenen Bette des Hasses dahin.

Für mich hatte der Streit im Anfange die erfreulichsten Folgen. Als die beiden zornblitzenden Gegner über meinen zitternden Leichnam herüber sich mit den schönsten Worten die verschiedenen Punkte, in welchen ihre beiderseitige Freundschaft in Conflict gekommen war, vorgeworfen und mich und Christian Bartels in die ganze Nomenclatur der einst geliebten Stubenmädchen eingeweiht hatten, schwuren sie sich ewige Feindschaft und trennten sich in dieser gehobenen Stimmung, ohne einen Blick des Erbarmens auf mich zu werfen. Nur Christian Bartels hatte so viel — wie sage ich gleich — juristische Besinnung, um

dunkel herauszufühlen, daß es zweckmäßig sein dürfte, das Streichobject beim Leben zu erhalten. Er lief nach Hause und lehrte bald mit einer warmen Biersuppe zurück, welche er mir einflößte, nachdem er in dieselbe alle seine medizinischen Kenntnisse in Gestalt von zwei Schnäpsen Rummel, die er sich selbst bei jeder Gelegenheit, in guten und in bösen Tagen, verordnete, gegossen hatte.

Wunderbar gestärkt durch den Inhalt der Bartelschen Hausapotheke erhob ich mich und stolperte unter dem Beistande des Kutschers nach Hause. Hier ward ich auf den ausdrücklichen Befehl des jungen Anfängers aufs Beste verpflegt, „denn“ sagte er, „die Futterkosten bezahlt Karl Bullerjahn, also nur immer drauf, was er mag!“

Gott sei Dank! Der Prozeß war von gewöhnlicher Dauer und ich hatte Zeit, zu Kräften zu kommen und mir noch einen anständigen Vorrath von Fett auf die Rippen zu fressen; aber, aber! — Jedes Ding hat ein Ende, vor Allem das Glück!

So stand ich ein Jahr; ich hoffte, es sollte immer so bleiben, aber:

„Ein Jahr ist bald vorbei!

Meine Glieder

Streckt ich wieder

Auf des Kammers harte Streu.“

Karl Bullerjahn verlor den Prozeß und gewann mich sammt allen Futterkosten.

Die schönen Tage von Aranjuez waren nun vorbei und Haß und Rache kamen an die Reihe. Ich war für das Gewissen des cholertischen Reiseschreibers, welches er in Gestalt einer sehr schmal gewordenen Börse stets bei sich trug, ein fortwährender wohlgenährter Vorwurf. Die Wechselbeziehung an der Magerkeit seines Geldbeutels zu meiner Feistigkeit waren Jedermann bekannt und das Hohnlachen der übrigen Herrn Reiseschreiber lagerte sich als reichlicher Reitzgerten-Niedererschlag auf meinem Rücken ab; ja, der unverdiente Haß, den er auf mich Unschuldigen geworfen hatte, ging so weit, daß er einmal in einer heiteren Braundierlaune auf dem Thürkower Krüge versicherte: er wolle den Schinder — damit meinte er deinen Urälter Vater, mein Sohn, — noch an demselben Abende zwischen Teterow und Malchin todtjagen, was in den damaligen Zeiten, in welchen die Chausseen noch nicht erfunden waren und in Anbetracht des Berufs eines tüchtigen Reiseschreibers grade keine Kunst war, denn der Beruf dieser nützlichen Klasse des Menschengeschlechts bestand im Wesentlichen grade im Pferdetodtreiten.

Für jedes denkende Wesen ist der Augenblick vor dem Tode der wichtigste im ganzen Leben. Indem ich diese ganz neue Bemerkung ausdrücklich als die meinige in Anspruch nehme, verlasse ich den Weg philosophischer Betrachtungen, um dem Wege der vorausgefahrenen Reisewagen zu folgen.

„Vorwärts! dei Wagens sünd all' ne gaud Stun'n vörweg!“ Und heraus aus der Krugthür stürzen und stolpern die breit-schultrigen Flaueröcke und die breitwadigen Stolpensiessel, und Johann Jungnickel stößt Jochen Junghans, un Lurwig Huddelputt tritt Frig Triddelfig den einen Anschnallsporen herunter und Ferdinand Brahrenahl ruft Christian Fleischfretern zu: „Kannst Du dat entschamtigte Klappen aich laaten, Braure? mien Boff schauht sich. — Purr, öh!“ — „Nup up dei Schinners!“ — ruft Frig Triddelfig, „un Karl Bullerjahn, 'ne Bohl Punsch, wer tauerst nah'n Nempflin Kraug hentümms!“ — „Gelt, Braure!“ ruft Bullerjahn. — „Wi Nu!“ ruft Johann Jungnickel.

Und nun! Philister über dir Simson! Karl Bullerjahn über dir Fliegenschimmel!

Hinein ging's in die tief schwarze Novembernacht, hinein in die knietiefen Gleiße, hinüber über die wassergefüllten Gräben, die engen Hohlwege hinab, die steilen Berge hinan! „Wer is vör?“ — „Karl Bullerjahn sien Schimmel!“ — „Haha! dei Prozeßschimmel!“ Ein Peitschenhieb belehrte mich, daß wieder einer der Herrn Reiseschreiber das Glück gehabt hatte, einen Witz zu machen.

Ich hatte vor dem Thürkower Krüge die mörderische Ab-

sicht Karl Bullerjahns mit angehört und befand mich in der todesmuthigsten Stimmung. Die grüne Wiese des Lebens, die süße Hochweide des Genusses, Hafer, Heu und Häcksel, Alles lag hinter mir, v o r mir die Nacht, v o r mir der Tod und ü b e r mir — statt der sonst gebräuchlichen Sterne — Karl Bullerjahn!

Lembke = Vater hatte ein Bild, delineavit et lithographavit: Pirscher in Braunschweig, welches selbiger Pirscher auch eigenbeinig colportavit; auf diesem Bilde stürzte sich ein Mudel edler Polen zu Noß von einem geographisch unfindbaren funfzig Fuß hohen Felsen in die schäumende Weichsel, an jeder geschwungenen Degen Spitze flammten die Worte: finis Poloniae; ein Schimmel führte die Schaar an. Grade wie diesem Schimmel war mir zu Muth. — Finis Hieronymi!

Die Weichsel stieß nun freilich nicht vor uns, in ihr dunkles Bogengewimmel konnte ich mich nicht stürzen; aber vor uns lag die gute Stadt Teterow und in ihr dunkles Straßengewirre stürzte ich mich donnernden Hufschlags, hinter mich meine und Karl Bullerjahns Genossen.

„Holt! Holt!“ rief es die Straße entlang. — „Dat verdammte Bädeln!“ rief ein ruhiger Bürger von Teterow. — „Holt!“ rief endlich auch die Polizei, und eine begeisterte Gesellschaft, die dem Gözen, „blauer Montag“ genannt, ihre Libationen dargebracht hatte, stürzte sich auf mich und Karl Bullerjahn. — Wir waren arretirt. —

Von diesem Augenblicke an datirt meine tiefe Verehrung für das gesegnete Institut der Polizei = Religion, lieber Robin, die Einrichtung ist ganz gut — wer wollte das läugnen? — Religion ist entschieden für den Himmel gut und bei vielen nahmbhaften Persönlichkeiten auch höchst zweckmäßig für die irdischen Angelegenheiten. Philosophie hat die volle Annehmlichkeit eines gut gemachten Handschuhs, man kann sie recht und verkehrt anziehen, wie man will, und, wenn sie von Zuchtsleder gemacht ist, kann man mit ihr die stacheligsten und häcklichsten Dinge dreist anfassen. Moral, wenn sie nicht grade von der strikten Ohservanz ist, hat den Vortheil, daß sie ihre Anfänger mit dem rostfreien Stahlschilde der Tugend schützt und unter dieser Regide häufig zu großen Reichthümern verhilft.

Was Manche auch sagen mögen, selbst die Justiz hat ihre guten Seiten und die Feststellung des Grundsages, daß alle Preußen vor dem Gesetz gleich sind, klingt lieblich in das Ohr eines jenseit der Zollvereinsgrenze wohnenden Mecklenburgers, in dessen — wie mein Freund Kotelmann sagt: „Horch an't Gn'n!“ — es wäre möglich, daß in kürzester Frist der Grundsatz lautete: „Nicht alle Preußen“ oder „Alle Preußen sind vor dem Gesetz nicht gleich.“ Es kommt bloß darauf an, wo das Wörtchen „nicht“ eingeschoben wird. Ich, als Mecklenburger, würde am liebsten sehen, wenn das fatale Wörtchen vor „Preußen“ stünde, der Satz also lautete: „Alle Nichtpreußen sind vor dem Gesetz gleich.“ Damit wäre auf höchst einfache Weise dem größten Theile der Welt gedient.

Du siehst auch die Justiz läßt sich empfehlen und zum Nutzen verwenden. Aber, was ist das Alles gegen die Polizei! Dieser Vorsehung Gottes auf Erden! wie ich sie im Gefühle überströmender Dankbarkeit zu nennen pflege. Nehmet die Religion, die Philosophie, die Moral, die Justiz aus dem Leben, aus dem Staat, laßt uns die Polizei und wir kommen zurecht, mein Sohn; wir kommen richtig zurecht! (Fortsetzung folgt)

Lesefrüchte.

(Fortsetzung).

8. Die Windlöcher.

Fast noch merkwürdiger sind die überall im Gebirge sich vorfindenden Wind- oder Wetterlöcher, tiefe, enge Felspaltten, die theils einen obern Ausgang haben, theils nicht. Im Sommer

strömt bei schönem Wetter ein starker, sehr kalter Wind aus ihnen; im Winter dagegen dringt die Luft von außen in sie hinein, und sie haben eine höhere Temperatur. Solche Windlöcher finden sich in den Alpen sehr häufig; sie blasen oft in der Stärke eines großen Schmiede-Blasebalgs die Luft von sich.

Die Sennen benutzen gewöhnlich diese Windlöcher zu Milchkellern, wie man in Tessin in dem tiefern Lande auch vortreffliche Weinkeller an sie anbaut. Auf das thierische und pflanzliche Leben sind sie nicht ganz ohne Einfluß. Wo sie nicht von den Menschen benutzt werden, gebraucht sie nicht selten ein Fuchs oder ein Murrelbier zu einem der vielen Eingänge seines Baues. Pflanzen aber gedeihen in der Nähe ihrer Mündung gar nicht; höchstens siedeln sich einige dunkle Moose und Flechten an.

9. Die Eiszgrotten.

Diese finden sich im Gebirge weit unter der Schneelinie und enthalten doch bald Monate lang, bald das ganze Jahr hindurch große Eismassen. So z. B. die gewaltige Eishöhle von St. Georges auf dem Jura, die an 2000 Centner Eis enthält und welches auch im Sommer aus dem, von der Decke herabschweigenden Wasser bildet, und die größte und herrlichste aller bekannten, das Schafloch am Thuner See, in einer funfzehn hundert Fuß hohen Felswand, 5604 Fuß über dem Meere, tief ins Gebirg hineinreichend und mit den sonderbarsten Eisbildungen ausgerüstet. Trotz ihres wenig einladenden Aussehens suchen doch bei stürmischer Witterung oder allzu drückender Hitze Hirten und Heerden Zuflucht in ihr, und nicht selten beherbergt sie an die tausend Stück Schafe.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Schuster Schmidt, Schuster Schulz und Schuster Schröder sitzen zusammen und trinken Bier.

Schuster Schmidt: Nehrt Zi, wat Zi willst, dat laot ic mi nich nehmen, Sei hebben mi doomit meint!

Schuster Schulz: Worüm Di denn grar? Ränen Sei uns nich of meint hebben? Büst Du bete as wi? Is Dien Nam vielleicht bete as uns'? Bi so'n Gelegenheiten kiehren Sei dei Nam's um, as wie dei Schau. Wenn Sei „Schmidt“ seggen will'n, denn seggen Sei „Schult“, un wenn Sei „Schult“ seggen will'n, denn seggen Sei „Schröde.“

Schuster Schröder: Ja! Un wi hebben of just so'ne olle entfahmte Nam's! Dei ollen Nams passen Jeren as dei Marktstängel un Jere paßt in dei Nam's. Wenn dei Petisten noch begäng' wieren, ic leet mi ümdöpen.

Schuster Schulz: Dat kümmt All von dei olle dämliche Sch her, wo dat ganze Schauftegewerk un uns' Nams sich mit anfängen. All dei entfahmtigen Schimpwürer fängen sich mit 'ne Sch an: Schelm un Schult un Schlaps un Schlohm un Schlängel un Esel.

Schuster Schmidt: Nee, Schult, doarin büst Du irrthümlich! Esel nich, abersten: Schpigbube. — Awe Zi mägt nu seggen, wat Zi willst, Sei hebben mi doomit meint un ic gab nah'n Herrn Rath hen un frag' em, denn dei möt dat weiten.

Schuster Schröder: Ja, Barre, denn gab wi äwe mit denn Sei können uns jo doch of meint hebben. Tau einen Loef möt dei Lehn doch rut! as dei Liehrjung tau sien Stängel sähr.

Schuster Schmidt: Na, denn kamt!

Zimmer des Herrn Rath.

Schuster Schmidt, Schuster Schulz und Schuster Schröder werden gemeldet.

Rath: Sie sollen herein kommen!

Schuster Schröder: Schönen, guten Mornn.

Schuster Schulz: Ergebensten, g'ten Mornn.

Schuster Schmidt: Ganz gehorsamsten guten Mornn.

Wir kommen in einer rechtlichen Angelegenheit, indem daß wir nicht genau wissen, wer gemeint is. Benäunt is meine Benigkeit, indem mein Name zu verschiedentlichen Malen mit ein Farken von ein will Schwin, mit Pierfleisch und einen gewissen Pappen-deckel und hochdeutschen Sprachverlegenheiten in die nachtheiligste Berührung gekommen is, nämlich for mein Remonneh! Wo kann der Mensch sich unterstehen, mir bei meinen Vatersnamen zu nennen?

Rath: Ich versteh Sie nicht. Welchen Menschen und was meinen Sie?

Schuster Schulz: Ganz ergebenster Herr Rath, er meint die dämliche Unterhaltungsgeschicht. Abersten, was mein Barre Schröde hier is und ich sünd die Meinung, wir ziehen mit Schmidten e i n e n Drath, denn die Unterhaltungsgeschichten schlagen die Nam's alle über einen Leisten un wenn Schmidt damit gemeint is, können wir eben so gut damit gemeint sind.

Rath: Ach so! Sie meinen die Anekdoten in dem Unterhaltungsblatt und beziehen dieselben auf sich. Ist denn einmal irgend etwas der Art mit Einem von Ihnen passiert? (zu Schulz) Mit Ihnen?

Schuster Schulz: Nee, bewohre!

Rath: (zu Schröder) Oder mit Ihnen?

Schuster Schröder: Ich bewohre!

Rath: (zu Schmidt) Dann mit Ihnen?

Schuster Schmidt: Oh, bewohre!

Rath: Nun, was wollen Sie denn?

Schuster Schmidt: Ganz gehorsamster Herr Rath, wenn die andern Beiden sich in diesen Hinsichten geben, ich kann mir so nicht geben, denn die namentliche Benennung, „Schuster Schmidt“ steht in das Blatt gedrückt zu lesen und die Meinung von diesem Menschen, der das ingesetzt hat, is, daß ich das bün.

Rath: Lieber Freund es giebt so viele Schmidt, und viele sind gewiß Schuhmacher, daß Sie sich dabei wohl beruhigen können. Ueberdies haben Sie ja wohl noch einen Character?

Schuster Schmidt: N Character? N Character? Wo meinen Sie das, Herr Rath, mit 'n Character?

Rath: Nun? Haben Sie nicht einen Character? Ich meine einen Titel.

Schuster Schmidt: Ach so meinen Sie dieses! Nu geht mich eine ganze Gasbeleuchtung von Licht auf! (sich vor die Stirne schlagend) Oh wo dämlich bün ich west! Nee, Kinnings, kamt, wi sünd All drei nich meint!

Räthsels.

Dreißylbige Charade.

Die Ersten hat man gern gereinigt
Und liebt sie auch, wo möglich, ganz;
Die Letzte wird gar oft gepeinigt,
Sorgt sie nicht für der Ersten Glanz.
Es muß das Ganze dienstbar sein,
Uns von den Ersten zu befrei'n.

Auflösung des Räthsels in Nummer 10:

Schwertlilie.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die G. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Varnewig'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von Fritz Renter.

N^o 12.

Neubrandenburg, den 23. März.

1856.

Mit dem Schlusse d. Mts. geht die Pränumeration des ersten Quartals dieses Jahres auf das Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern zu Ende. Es werden daher die verehrlichen Interessenten dieses Blattes ersucht, recht bald ihre Bestellungen zu erneuern, damit keine Unterbrechung entsteht.

Bei den Abonnenten, welche dieses Blatt nicht durch die Post beziehen und von denen keine Abbestellung erfolgt, soll angenommen werden, daß sie dasselbe auch fernerhin zu halten wünschen.

Memoiren eines alten Fliegenschimmels

in Briefen an seinen Urenkel,

den großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Geflüßhengst Ned Robin, Doberansky, Güstrowsky, Fuchs, Vollblut und Premier des Vollblutamtes zu Medefin, Inhaber eines Sterns.

(Fortsetzung.)

Gott sei Dank! wir waren also arretirt; doch hörte damit unser Glück noch nicht auf, wir wurden auch wirklich eingesperrt. Korl Bullerjahn betrug sich nämlich höchst unanständig gegen die Herren Polizeidiener, schimpfte, fluchte und begann endlich allerlei Demonstrationen mit seiner Reitpeitsche auszuführen, und das Ende für ihn war eine stille Einsiedelei, an deren dunkeln Wänden schwermüthige Betrachtungen wie Spinnweben herunter hingen, für mich ein warmer Stall und die fröhliche Aussicht auf ein längeres Leben.

Am andern Morgen hatte ich das Glück, daß Korl Bullerjahn auf den Einfall kommen mußte, stark zu frühstücken und diverse Verdruß-Kümmel zu sich zu nehmen, die ihn in eine Art von Heroismus versetzten, in welchem er, als er vorgeführt und ihm die Eröffnung gemacht wurde, daß er an Strafe, an Gerichtskosten, an Futterkosten für mich, an 1 Nachtklogis für sich und für mich, an Aufwartungskosten für sich und für mich und was noch sonst sich finden mochte so und so viel Thaler zu bezahlen hatte, erklärte, er hielte es unter seiner Würde, auch nur einen Schilling zu bezahlen. Als nun die heilige Hermadad von Teterow als Gegenerklärung die Meinung abgab: unter so bewandten Umständen müsse er sich auf eine Trennung von mir gefaßt machen und könne nur getrost, falls er nicht binnen 14 Tagen die bewußte Summe portofrei einsende, auf ewig von mir Abschied nehmen, denn binnen selbiger Zeitfrist würde ich das unwiderriefliche Bürgerrecht dastiger Stadt erworben haben, sintemal die

gute Stadt Teterow sich vorgenommen habe, aus sich, gleich Bügow, eine Art Spital für alte adlige Herrn und Damen zu machen, um dadurch ihrer bürgerlichen Nahrung aufzuhelfen.

Hierauf antwortete Korl Bullerjahn: „Wat Sei nich laaten können, möten Sei dauhn!“ empfahl sich ohne Abschied, kam zu mir in den Stall, hieb mir zum Andenken zweimal kreuzweis über den Puckel, rief mir als Lebewohl das empfindungsreiche Wort: „Entfahmtigte Schinne!“ zu und — ich sah den Edlen nie wieder.

So stand ich denn wieder 14 Tage lang, gewissermaßen auf Leibrenten, als fressendes Faustpfand — kein übles Loos, mein Sohn, vorzüglich wenn man alt geworden, und in eine contemplative Stimmung gerathen ist! — Hier in Teterow faßte ich den ersten Gedanken zu diesen Memoiren. Ich bin immer ein Freund von Selbstbetrachtungen aller Art gewesen; ach, daß ich leider hinzusetzen muß von selbstgefälligen!

Als die bestimmten 14 Tage vergangen, und noch keine Thaler von Bullerjahn eingegangen waren, wurde ich von dem Teterower Polizeidiener freundlich als zukünftiger Teterower Bürger begrüßt und eingeladen, mich zu einer zu diesem Zwecke eigens veranstalteten Feierlichkeit auf den öffentlichen Markt zu begeben, wo mich das heitere Gemurmel dichtgeschaarter zukünftiger Mitbürger empfing. Ein alter Herr mit einer Brille auf der Nase, eine Feder hinter'm Ohr, einen Actenstoß unter'm Arm hielt eine Anrede an die versammelte Menge, in welcher er, ebenso wie der junge Anfänger, nur in einem erhabneren, eigenthümlich nach Gerichtsstuben Humor schmeckenden Styl, meine Vorzüge pries. Die Honoratioren der Stadt, verschiedene Bäcker, Fleischer, Brauer, Müller, sowie auch die vornehmeren Ackerbürger, drängten sich in Folge dieser gütigen Empfehlung an mich heran und suchten meine Bekanntschaft zu machen; der eine sah mir liebevoll in die Augen, griff mir tröstend unter das Kinn und brachte mich dadurch zum freundlichsten Lächeln, wodurch er Gelegenheit gewann, sich von

der Verfassung meiner Zähne zu überzeugen; ein anderer ergriff freundlich meine Vorderhand, schüttelte dieselbe kräftig hin und her, trat dann bescheiden zurück, indem er sagte: er freue sich sehr, meine Bekanntschaft gemacht zu haben — diesen braven Mann sah ich nicht wieder; ein Dritter streichelte meinen Rücken und gab mir einen höchst vertraulichen Schlag auf's Hintertheil und meinte: für ihn sei ich der Rechte; kurz alle freuten sich sehr, mich kennen gelernt zu haben und alle waren durch mich in den Zustand der heitersten Fröhlichkeit versetzt. — Endlich forderte der Herr mit der Brille die Anwesenden auf, für mich eine Kleinigkeit — ich weiß nicht, war es das Bürgergeld oder eine gewisse Caution oder sonst etwas — zu erlegen. Nun hättest Du den liebevollen Eifer sehen sollen, mit welchem jeder der Anwesenden sich mir zu verbinden suchte.

„Zehn Thaler zum Ersten!“ — „Noch 'n Dable!“ — „Zwölf Dabler!“ — „Und sechszehn Groschen!“ — „Meine Herren, bedenken Sie,“ rief dann wieder die Stimme des alten Herrn mit der Brille dazwischen, „der Schimmel ist Vollblut! Keiner mehr?“ — „Noch ein Dable!“ — „Noch acht Groschen!“ — „Nun war Alles still!“ — „Wer hat den Schimmel?“ — „Postholle Hahnemann hatt'n!“ Und richtig! Der Posthalter kam zu mir und eröffnete mir, daß ich unter Leitung eines mir vorgestellten musikalischen Herrn mit rothem Kragen und Reithosen, mich von jetzt an der Postcarriere zu widmen haben würde.

Der musikalische Herr führte mich eine Straße hinab und übergab mich auf einem Hofe einem andern musikalischen Herrn, der mich mit den Worten: „Of werre so'n dreibeinigen Dunnerwetterhund, dei tau nick wiere, as tau'n Dodschiagen, gaut is!“

Fröhliche Aussichten! Korl Bullergahn wollte mich nur todtschlagen, dieser wollte mich sogar todtschlagen!

Als ich in die für Postbesessene unsers Geschlechts bestimmten Räume trat, glaubte ich in eine anständige, Geburt und Verdienst berücksichtigende Invaliden-Versorgungs-Anstalt zu treten; in der man seine alten Tage in Ruhe hinpinnen und unter erfahrenen Weltleuten in philosophischem Wechselgespräch über die Thorheiten der Jugend lächeln könne; aber wie erschrak ich, als ich statt dessen mit einem Blick die gesenkten Häupter, die zitternden Kniee, das lebensmüde Aussehen und den starren Egoismus der Noth in dieser Versammlung über sah.

Man nöthigte mich, meinen Platz zwischen einem ältlichen Herrn, gewesenen Fuchshengst, und einer grauköpfigen alten Dame, die auch einst bessere Tage gesehen hatte und noch Spuren früherer Schönheit an sich trug, zu nehmen.

„Wie befinden Sie sich, Madame?“ war meine höfliche Frage an letztere.

„Schlecht,“ war die kurze eisige Antwort.

„Und Sie, mein Herr?“ fragte ich meinen Nachbar auf der andern Seite.

„Nicht schlecht,“ antwortete er ebenso kurz.

„Nicht sehr comfortable hier, wie es scheint,“ setzte ich dessenungeachtet die Unterhaltung fort.

„Von Familie?“ fragte die alte Dame tonlos.

„Vater Gray Nomus, Mutter Walebone“ antwortete ich.

„Freut mich sehr! Habe in meiner Jugend das Glück gehabt, Ihre Frau Mutter zu kennen.“

Nun war das Eis gebrochen. Ich wurde aufgefordert, meine Geschichte zu erzählen und schloß damit, die Hoffnung auszusprechen, daß meine jegige Lage mir als Entschädigung für das ausgestandene Ungemach meines frühern Lebens gelten würde.

„Junges Bläßgesicht,“ begann der alte Fuchsnachbar zur Rechten, „denn gegen mich gehalten, muß ich Dich so nennen. Zwei und zwanzig Winter sind über meinem Haupte dahin gerauscht, fünfzehn Jahre bin ich auf dem Kriegspfade gewandelt, meine Augen waren helle wie das Auge des jungen Mars, jetzt sind sie trübe, wie die Wasser der großen Seen wenn der Jörn Mannitos sie aufwühlt; die Fährten der Büffel . . .“

„Um Vergebung zu fragen,“ unterbrach ich ihn, „Amerikaner?“

„Ein Canadier, der noch Europens überflächte Höflichkeit nicht kannte,“ antwortete die alte Nothhant. „Mein Name ist Mackinaw, zu deutsch: der große Strom der hellen Gewässer.“

„Aber wie in aller Welt kommen Sie hierher nach Teterow?“

Nun erzählte er denn seine Geschichte, wie er unter die Engländer gegangen sei, als der letzte seines Stammes, wie er von denselben in Europa importirt sei; wie er in der englisch-deutschen Legion gefochten und sich dadurch eine Antwertschaft auf eine Stelle bei der Post erworben habe. Diese sei ihm denn auch geworden; aber, so schloß er seine Rede: „Junges Bläßgesicht, der Jörn Mannitos liegt schwer auf Mackinaw, alle seine Brüder sind vor ihm dahingeschieden; ihn umgiebt ein neu Geschlecht, auf einem Schlachtfelde sind sie alle gefallen. Kennt das junge Bläßgesicht den Pohnstorfer Berg.“

Darauf hüllte er sich in seine zerlumpte Wolldecke, streckte sich nieder, sang eine halbe Stunde in einer gänzlich unbekannten Sprache und verschied.

Er war der Älteste seines Stammes und unsers Stalles. (Fortsetzung folgt)

Eine Tischrede.

Haben Sie, meine geehrten Tischgenossen, wenn Sie die Zubereitungen zum Essen ansahen, wohl mitunter daran gedacht, wie viel bequemer man das früher hatte? Ist es Ihnen bei großen Feten, Hochzeiten, Kindtaufen, Jubiläumsschmäusen zc. wo es an ausgesuchten Speisen nicht fehlte, wohl bisweilen in den Sinn gekommen, daß es in grauer Vorzeit doch noch vollere Tafeln und leckere Gerichte gab, da man ein Mittel hatte, alle nur ersinnlichen Genüsse wie durch Zauberschlag auf den Tisch zu schaffen? Ach es muß eine schöne Zeit gewesen sein, wo es noch Tischendeckdich gab und man mit einem Wort vor wohl besetzter Tafel stand! Die Tischler, welche doch ihren Namen daher haben, weil sie gern zu Tische gehen und gut zu Tische sitzen, haben es verlernt solche Tische zu machen, und all ihre Eß-, Spiel-, Schreib-, Näh-, Trau-, Paden-, Küchen- und Waschtische, — welchen Werth haben sie gegen ein einziges Tischendeckdich! Sie selbst freilich haben am wenigsten dabei verloren, da sie vermöge ihrer Stellung sich doch alle Genüsse verschaffen können; man rechnet sie nämlich zu den Bankiers, weil sie mehrere Banken halten und betrachten sie überhaupt als reiche Leute, weil sie auch verschiedene Stifte besitzen. Aber für die übrige arme Menschheit ist es ein unerseßlicher Verlust; man hätte alle Suppenanstalten, alle luftdichtverschlossenen Blechbüchsen mit eingemachten Speisen, alle Kochbücher zc. nicht nöthig, war jede Stadt, noch besser jedes Haus, nur im Besitz eines einzigen Tischendeckdich. Lassen Sie mich den Schmerz verbeißen, der mich überkommt, wenn ich an die unermesslich große, nie zu söhnende Schuld denke, welche auf der Tischlerzunft ruht, daß sie es in ihren Amtsstatuten nicht für ewige Zeiten festgesetzt hat: „Zum Meisterstück muß ein Tischendeckdich verfertigt werden!“ Welche Genüsse könnten wir uns hier noch bereiten, wäre der vor uns stehende Tisch so ein Tischler-Meisterstück; aber so müssen wir uns mit dem Borgesezten begnügen und ich finde, da Sie mir das Ehrenamt übertragen haben, eine Tischrede zu halten, keinen geeigneteren Stoff zu einer solchen, als wenn ich mich des Breiteren über die Tischler auslasse.

Die Tischler mögen nicht gern selbst etwas thun, sonst würden sie nicht so oft Knechte anstellen, und daß sie die Bequemlichkeit überhaupt lieben, beweist der Umstand, weil sie sich öfters der Ruhbanten bedienen. Durch ihre Hülfe wird Mancher emporgeholfen (und zwar lassen sie die Menschen

stufenweise aufsteigen,) doch ebenso leicht können sie auch Jemanden erniedrigen; sie lassen den Größten und Höchsten herunterkommen. Durch sie finden wir Eingang in alle Häuser, durch sie öffnen sich die Hütten der Armen und die Palläste der Reichen; ja sie verhelfen Jedem zu einer eigenen Behausung; sie sorgen für das erste und letzte Haus des Menschen. Doch hat ihr Einfluß auch seine Grenzen, denn nicht jeder Sache können sie einen guten Ausgang verschaffen. Andererseits haben sie Verdienste um die allgemeine Bildung. Dem Ungehobelten nehmen sie die Ecken und Kanten, das Rauhe und Scharfe und machen ihn geschliffen und polirt, ja dem allergrößten Klob vermögen sie eine äußere Politur zu geben. Doch hier mag ein guter Rath nicht an unrechter Stelle sein: Hüte man sich vor ihren Schrauben, die sie dabei anstellen, traue auch nicht ihrer Freundlichkeit und Glätte, denn sie sind Fuchschwänzer, weil sie oft mit dem Fuchschwanz umgehen. Schon Manchem haben sie einen Lack angehängt und Mancher hat von ihnen einen Nagel zum Sarge bekommen. Der Tischler ist ein Nissmacher und das Komische dabei ist, daß er auch nach Nissen arbeitet und oft deswegen gelobt wird, nicht aber so, wenn seine Arbeit es ihm nachthut und auch Nisse macht. Er vereinigt in sich die grellsten Gegensätze, denn er ist abstoßend und anziehend zu gleicher Zeit und nicht selten ausschweifend, obwohl er den ganzen Tag oft nicht viel von der Stelle kommt und einen harten Stand hat. Man hält ihn für den größten Bretterhelden (Bühnenhelden), während mancher Andere, der auf den Brettern hat aufzutreten wollen, durchgefallen ist. Auf einen grünen Zweig zu kommen, giebt er sich keine Mühe, wohl aber kommt er vielmal auf einen Ast zu reiten, und im Allgemeinen bewegt er sich lieber auf dem Trocknen, als auf dem Nassen. Er muß stämmig sein, denn er hat oft zu stemmen und Gelegenheit in Schlägerei zu gerathen, drum muß er auch den Schläger führen können und sich auf Sieb und Stoß verstehen. Er arbeitet in vielen Fächern und ist darum kein Mann von Fach; er hält etwas auf Auslegungen, beschäftigt sich zuweilen mit der Schriftstellerei, indem er einzelne Aufsätze liefert und man nimmt es ihm so übel nicht, wenn er auch Schnitzer gebraucht. Eigenthümlich ist es an seinen Arbeiten, daß er so viele Abschnitte macht und das Weiße geschoben herauskommt. Ihm muß sich alles fügen, er setzt seinen Willen nöthigerweise mit Gewalt durch und erzielt es durch Zwingen, wenn es sonst nicht gehen will. Seine Grausamkeit geht über alle Vorstellung, denn Durchbohren, Aufschlagen, Zerhauen und Zerschneiden verrichtet er mit der größten Kaltblütigkeit und doch trifft ihn nicht des Himmels Rache, denn an Sägen hat er keinen Mangel. Seine Gefellen und Burschen haben schlechte Kost bei ihm, denn sein Futter läßt sich nicht beißen, weil es zu hölzern ist, mögen sie die Schneidezähne auch noch so sehr schärfen.

Einzelne seiner Arbeiten sind von solcher Beschaffenheit, daß man sie mit Füßen tritt, wie die Fußböden; selten macht er etwas gleichmäßig, weil gewöhnlich das Vordertheil bei ihm hervorgehoben, das Hintertheil zurückgesetzt wird. Er macht Flügel, aber man kann nicht darauf spielen, wie auf einem Klavier, noch dienen sie zum Fliegen; sondern sie werden als Doppelgänger gebraucht, einmal zum Schließen und dann wieder zum Oeffnen. Seine Bekleidungen und Verkleidungen sind sehr geschmacklos; viele seiner Arbeiten sind und bleiben belegt, noch andere haben andere Fehler, denn bald finden sich an ihnen Einschnitte oder Ausschnitte, bald Ausböhungen, Auskühlungen und Vertiefungen. Und dabei hat er doch viel Abgang, wenngleich seine Leistungen (Leistern) im Allgemeinen schwach sind. Er weiß dies auch selbst sehr gut und giebt seinen Fabricaten, um sie desto eher abzusetzen, allerhand wunderliche ausländische Namen, als: Chiffoniere, Chataulle, Servante, Toilette, Tablette, Trumeau

u. s. w. Ja, er sieht es sogar gern, wenn man seine Tische Tafeln nennt, weil dies Wort mehr Ähnlichkeit mit dem französischen *table* hat, als das deutsche Wort *Tisch*. Er findet eine große Freude an den Tischen, nennt sie aber *Tafel* freude und verschmäht es nicht, wenn man ihm etwas auf-tischt, weil er immer eine Hohlkehle, oft die Hand am Tische und in seinem Leben unzählige Tüge gethan hat.

M.

y.

Lesefrüchte.

(Fortsetzung).

10. Der Hecht

„Zahlreich sind in den Alpenseen die Hechte, ausgezeichnet durch ihre gierige Gefräßigkeit, ihre schnelle, kräftige Bewegung und ihr feines Gehör. Im ersten Jahre sind sie grün (Grashechte), später schwärzlich grau gefleckt. In dem breiten und weiten Maule liegt eine furchtbare Waffe von langen, spitzen, hechelartigen Zähnen, denen man in einem einzigen Exemplare gegen 700 Stück zählen kann. Die Augen sind groß, flach und von einem gelben Ringe eingefast. Ihr Fleisch ist weiß, derb, sehr schmackhaft und gesund. Zur Leichzeit, wo ein einziges Weibchen oft an die 150000 Eier an die sonnigen Untiefen abzusetzen vermag, pflegt man sie an vielen Bergseen zu schießen. Früh vor Sonnenaufgang sieht man noch einzelne Feuer der hier bivouakirenden Jäger und Fischer. Ehe der Tag anbricht, umstreifen diese das Seebecken und fahren darin fort bis zum hohen Mittag, den Stuger oder die mit mehreren kleinen Kugeln geladene Büchse gegen den Wasserspiegel gesenkt. Bald bemerken sie eine leise, strichartige Bewegung in den klaren Wellen. Der Hecht zieht wenige Felle unter der Oberfläche langsam dem Möbriht zu, um zu laichen. Der Jäger feuert, indem er das Gesetz der Strahlenbrechung im Wasser beachtet und etwa eine Handbreit vorhält. Sehr selten verwundet die Kugel, die im Wasser ihre Kraft theilweise verliert, den Fisch; der gewaltige Wassersfall betäubt ihn aber, daß er eine Zeitlang auf dem Rücken liegt, wo er dann rasch mit einem Laubaste ans Ufer gesiebt und getödtet wird. Im Albnthalsee werden nicht selten Hechte von 12 bis 15 Pfd. getödtet. In den Seen der Ebene aber giebt es Exemplare von 20 bis 30 Pfund, die wohl 60 bis 80 Jahre alt sind. Die Verheerungen, welche solche Riesen anrichten, sind furchtbar. Größere Hechte greifen nicht selten Schwimmbögel und Wasserratten an, verschlingen Frösche, Mäuse und Wasserslangen und sollen selbst Katzen und Hunde im Wasser anpacken. Im Wallis biß sich ein Hecht in die Unterlippe eines in der Rhone trinkenden Maultieres und konnte nur mit Mühe von dem entsetzten Thiere auf dem Lande abgeschüttelt werden. Eine eigenthümliche Hechtsangel! Ja, diese Süßwasserwölfe haben schon den Fischottern ihren Fraß abgejagt und sogar badende Menschen angebissen!“

11. Der Lachs.

„Dieser Fisch, der größte der schweizerischen Gewässer, jung Salm, erwachsen vom Frühling bis August Salm, dann bis zu Neujahr Lachs genannt, ist ein höchst sonderbares Wandertier, das sowohl dem Süßwasser als dem Meere angehört. Aus dem nördlichen Weltmeere, wo er besonders zahlreich an der kandinavischen Küste hinstreicht, steigt er oft im April schon, oft später, langsam in großen spitzwinkligen Zügen, die schwersten Noget voran, alle Flüsse Deutschlands hinauf, kommt im Mai im Rheine nach Basel, schwellt sich mit kräftigem Schwanzschlage die Laufburger Stromschnelle hinan, geht aus dem Rhein in die Aar und deren Nebenflüsse, zieht ohne Aufenthalt durch die Seen, aus denen diese kommen, in ihren obern Zufluß, fährt diesen aufwärts, überspringt leicht Wehren und Flecken (wie Harten gestaltete Vor-

richtungen, um das Flößholz an den Wehren aufzufangen) vertheilt sich in alle großen Seitenbäche, die schnellen Lauf und tiefen Boden haben, und gelangt so auf wunderbarer Fersabrt mitten in die Bergregion. Hier laicht er vom October bis December und zieht dann wieder in großen Reihen flußabwärts in das Meer zurück. Im nächsten Sommer kehren diese Thiere mit merkwürdigem Ortsinn von Norwegens Küsten auf ihre alten Laichplätze zurück, wobei sie unter und neben den zahlreichen Nezen, die ihnen den Durchgang verkümmern, vorbeizukommen suchen und dieselben Kraft ihrer Größe nicht selten durchbrechen. Der an den Kiesel- und Sandufern in aufgewühlte Löcher durch Reibung in 20 bis 30000 Eiern abgelegte Laich entwickelt sich in zehn Wochen, und die jungen Salmlinge, die sich schon im Gestein verbergen, zeigen starkes Wachsthum, gehn aber bald dem Rheine zu und dann ins Meer, wo sie bleiben, bis sie zu Salmen erwachsen sind. Den Rheinfluss bei Schaffhausen vermag er zwar nicht zu überwinden, weshalb er von da an aufwärts im Rhein und Bodensee nicht gefunden wird; aber durch die Limmat und den Zürcher See steigt er die Linth hinauf bis nahe an deren Ursprung mitten zwischen den Gletschern, welche Uri und Glarus trennen. Im Jahre 1833 wurde sogar ein Lachs in der Neuf hoch oben im Ursener Thale, 4400 Fuß über dem Meere, gefangen, nachdem er auf wunderbare Weise die zahllosen Sturze und Strudel des Flusses überwunden hatte. Sind die Lachse angekommen und so weit hinaufgestiegen, als sie zu gehen pflegen, so setzen die Fischer ihre hölzernen Netze, die sogenannten Wölfe, und die aufschnellenden Lachsfallen quer durchs Wasser und suchen ihnen den Rückweg abzuschneiden. Es werden dabei oft Lachse von 20 bis 35 Pfund gefangen; noch schwerere, bis zu 50 Pfund fängt man in den größern Flüssen der Ebene."

12. Der Ziegenmelker

„Ist eine Nachtschwalbe und geht nur in der Dämmerung auf Käfer und Nachtschmetterlinge aus. Nicht selten findet man ihn in Kuh- und Ziegenställen, wo ihn sein sehr kleiner, weicher, spitzer Schnabel und sein ungeheuer weiter Rachen in den Verdacht gebracht hat, er sauge den Ziegen das Futter aus, ein drolliger Irrthum, der sich schon von Minus her vererbt hat. In die Ställe geht er wahrscheinlich aus dem gleichen Grunde wie die Fledermäuse, weil er dort Nachtfalter, Insekten und ein bequemes Versteck findet. Am Tage sitzt dieses höchst nützliche, aber mit seinen großen schwarzen Augen und dem steifen Schnurrbart ganz abentheuerlich aussehende Thierchen gewöhnlich im Haidekraut, in Heidelbeerbüschen, oder der Länge nach auf einem niedrigen Aste, nie hoch im Baum, und schläft sehr fest. Es ist dann schwer zu bemerken und sieht einem verschimmelten Rindenstücke ganz ähnlich. Man kann ihm bis auf wenige Schritte nahe kommen ehe es aufwacht. Auch wach ist es nicht scheu, Es trippelt, während wir dies schreiben, ein hübsches, 9 Zoll langes Exemplar in unserer Arbeitsstube umher. Wir erhalten es seit längerer Zeit, indem wir es täglich mit Würmern und Insekten stopfen, denn freiwillig frist es nicht. Obgleich ein Nachtvogel, ist er doch auch bei Tage ziemlich thätig, kommt beim Sonnenschein fleißig aus seinem Winkel hervor und setzt sich dicht neben uns am Boden auf den wärmsten Fleck, wobei er behaglich den Schwanz fächerförmig ausbreitet und mit halbgeschlossenen Augen duselt. Verläßt die Sonne die Fenster, so geht er langsam schrittweise wieder in seinen Winkel und legt sich gewöhnlich platt auf den Bauch. Er fliegt sehr ungern und hüpfst so ungeschickt, daß er beständig auf die Seite purzelt, wobei er oft unbehülflich liegen bleibt und wartet, bis er aufgestellt wird, obwohl er ganz gesund und stark ist. Fremde schnarrt er leise krächzend an, ist dabei aber äußerst zahm, sitzt gern recht breit in der warmen, hohlen Hand, wobei er die Leute zutraulich mit seinen großen, schwarzen Augen ansieht, und ist der Liebling des Hauses.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sklavenbesitzer.

Ein junger Arzt von Massachusetts unternahm eine Reise in den südlichen Theil der nordamerikanischen Union und hielt sich eine Zeit lang in einer Stadt im Mississippi-Staate auf. Er nahm dort seine Wohnung in einem Kosthause, das von einer schönen jungen Frau verwaltet wurde, in die er sich sterblich verliebte. Obgleich die Hautfarbe der Dame kein blendendes Weiß war, fand der Doktor doch darin kein Hinderniß, ihr seine Hand anzubieten, die auch angenommen wurde. Die Hochzeit fand in der Stille statt, und nach ein paar Tagen reiste das neuvermählte Paar nach Washington ab, wo der Arzt seine Kunst auszuüben gedachte.

Sie hatten sich indeß nur kurze Zeit aufgehalten, als eines Morgens sehr früh ein Herr, der das Ansehen eines vollkommenen Gentleman hatte, in des Doktors Studierzimmer sich einfand, und nachdem er ihn begrüßt, die unbescheidene Frage vorlegte:

„Mein Herr! Haben Sie nicht vom Süden ein Frauenzimmer mit hierhergebracht?“

„Mein Herr! ich verstehe Sie nicht,“ antwortete der Doktor in kaltem und beleidigtem Tone.

„Wie,“ fragte der Fremde, „kam nicht Ihre Frau mit Ihnen aus Mississippi?“

„Ich glaube, sie ist in jenem Staate geboren,“ antwortete der Doktor.

„Nun denn, mein Herr, Ihre Frau, wie Sie sie nennen, ist meine Sklavin, und wenn Sie mir nicht augenblicklich 900 Dollars auszahlen, so lasse ich sie morgen als entlaufene Sklavin anzeigen.“

„Ihre Sklavin?“ rief der Doktor mit Verwunderung aus, „das ist nicht möglich!“

„Mögen Sie es nun glauben oder nicht, Sie müssen sich darin finden, sie entweder anzuliefern oder mir zu bezahlen. Wenn das Geld innerhalb 24 Stunden nicht nach meinem Gasthof geschickt ist, so werden Sie Ihre Frau als entwichene Sklavin in den Zeitungen lesen.“ Er nannte seinen Namen und ging.

Der Doktor, der seine Frau außerordentlich liebte, ging so gleich zu ihr hinein und sprach:

„Theuerste Helene, warst Du Sklavin, als wir vermählt wurden?“

„Ja, ich war es,“ gestand die junge Frau mit thränenvollen Blicken.

„Warum sagtest Du das nicht vor der Trauung?“

„Ich wagte es nicht; nie konnte ich erwarten, daß Du Deines Lebens Schicksal an eine Sklavin binden werdest?“

„Woblan denn, meine Theure, ich werde die 900 Dollars für Dich bezahlen; es ist das für eine Frau wie Du, nicht zu viel,“ antwortete der Doktor, und küßte ihre glühende Wange.

Bevor er sie aber verließ, fragte er sie nach dem Namen ihres ehemaligen Herrn und beschrieb den Mann, der so eben weggegangen war.

„Ja, das ist er,“ rief sie, von der tiefsten Bewegung ergriffen, aus, „das ist er! Er ist mehr als mein Herr, er ist mein Vater!“

Naivität.

„Mama?“ fragte ein junges Mädchen, das mit ihrer Mutter über einen Kirchhof gegangen war und das Lob der Verstorbenen von den Grabsteinen abgelesen hatte, „wo liegen denn die Sünder?“

Auflösung des Räthfels in Nummer 11:
Stiefelnecht.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die C. Ringau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Varnewig'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

Redigirt von **Fritz Renter.**

№ 13.

Neubrandenburg, den 30. März.

1856.

Mit dem Schlusse d. Mts. geht die Pränumeration des ersten Quartals dieses Jahres auf das Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern zu Ende. Es werden daher die verehrlichen Interessenten dieses Blattes ersucht, recht bald ihre Bestellungen zu erneuern, damit keine Unterbrechung entsteht.

Bei den Abonnenten, welche dieses Blatt nicht durch die Post beziehen und von denen keine Abbestellung erfolgt, soll angenommen werden, daß sie dasselbe auch fernerhin zu halten wünschen.

Lesefrüchte.

(Fortsetzung).

Der Muerhahn.

„Seine Haltung ist gravitatisch, seine Färbung prächtig, der gebogene, vorn mit einem Haken versehene Schnabel, wie der der Raubvögel, ist gelbweiß, die Augen sind rußbraun, über ihnen ein zärtlicher, scharlachrother Warzenkreis. Die Federn des Flügelbuges sind weiß, die übrigen Theile fast ganz schwarz, die Brust grünschillernd, Flügel und Hosen braun, der Schwanz schwarz, weißgefleckt. Ausgewachsen ist er ein prächtiges, stolzes Thier, so groß wie ein Truthahn, 3- bis 4tehalb Fuß lang, 4-5 Fuß flügelbreit, oft 18 Pfund schwer, mit 2 Zoll langem Schnabel und so dichtem Gefieder, daß eine leichte Schrotladung abprallt. Diesem köstlichsten aller Geflügel wird mit entseßlicher Eier nachgestellt, und an manchen Orten des mittlern Gebirges ist er fast schon verschwunden; — ein tüchtiger Appenzeller Jäger brachte seit mehreren Jahren immer in etlichen Wochen etwa 6 Hennen und 2-3 Hähne zu Markte; — jedoch ist er nicht leicht völlig zu vertilgen, weil er sich stark vermehrt und weil die größte Klugheit und genaue Kenntniß seiner Lebensart nöthig ist, seiner habhaft zu werden. Sein Gehör und Gesicht sind wunderbar scharf, und tritt der Jäger im Moose auch noch so leise auf, der Hahn hört das Knicken eines dürrn Farrenstengels und das Rascheln des Laubes und entflieht der Gefahr.“

Das Balzen des Muerhahns.

„Seine Stimme ist höchst eigenthümlich und mit Worten nicht wieder zu geben. Die Jäger nennen sein Rufen, das nur im Frühling gehört wird, Balzen oder Falzen. Es währt vom ersten Schimmer der Morgendämmerung bis nach Sonnenaufgang. Er steht dann auf einem starken untern Ast einer großen Tanne

oder Buche, die er, wenn er nicht gestört wird, Jahr aus, Jahr ein beibehält, sträubt seine langen Keilsfedern, schlägt mit dem Schwanz ein Rad, läßt die Flügel hängen, hebt das Gefieder, trippelt mit den Füßen und verdreht höchst komisch und wie bezaubert die Augen. Dazu läßt er erst langsam und einzeln, dann immer schneller und anhaltender theils schnalzende, theils klappernde Töne hören, bis am Ende ein sehr starker Schlag, der sogenannte Hauptschlag, erfolgt, an welchen sich nun eine Menge zischender, dem Wegen der Sense ähnlicher Töne reihen, die das Schleifen heißen und die mit einem gezogenen Laute endigen, wobei der Hahn gewöhnlich in selbigem Behagen die Augen schließt.

Dieses ganz merkwürdige Solo, das sich bis Sonnenaufgang in kurzen Zwischenräumen wiederholt, muß nun ein rechter Jäger, der seine Beute nicht dem Zufall verdanken, sondern kunstgerecht erlegen will, genau kennen; denn während desselben ist der Vogel am ersten schußrecht. Früh um 3 Uhr muß er auf dem Platze sein und naht dem Hahn auf ein paar hundert Schritt, worauf er das Balzen ruhig abwartet. Während des Schleifens ist nämlich der Muerhahn von seiner eigenen Musik (gleich manchem Narrn von Geigen- und Orgelspielern) so entzückt und hingerissen, daß er durchaus nichts weiter sieht und hört. Diese Augenblicke, unmittelbar nach dem Hauptschlage, sind das Signal für den lauerten Jäger, sich zu nahen; er thut es in so vielen Sprüngen, als er während des jedesmaligen Schleifens erreichen kann, und steht nach dessen Beendigung mausehenstill, bis das Balzen von vorn anfängt. Vor und während desselben bis zum Hauptschlag hört der Vogel sehr scharf und „stiebt sogleich vom Baum“ ab, wenn er etwas Verdächtiges hört. Ist der Jäger nun so geschickt, sich nur während des Schleifens zu nahen und sich in der Zwischenzeit ganz ruhig zu halten, so kann er, wenn er während dieses seltsamen Actes auf den Hahn schießt, sogar einen Fehlschuß thun, ohne daß der taube Vogel es bemerkt — und ein

Fehlschuß ist um so leichter möglich, da in der Dämmerung der dunkle Vogel sich nicht ganz scharf aufs Korn nehmen läßt.

In einem alten Liede, dem „geistlichen Vogelgesang“ wird dieser Jagd folgende drollige Moral abgewonnen:

„Der Urhahn seine Henne lockt,
Wenn er im Falsen ist;
Als wie vertaumelt er da hockt,
Merkt nicht des Waidmanns List.
Viel Tausend werden gefangen,
Verlieren Leib und Seel':
Am Weiberneg sie behangen,
Es zieht sie hinab zur Höl'.

Das verhängnißvolle Balzen, das dem guten Urhahn so oft tödtlich wird, ist also sein Paarungsruf. Seine Hennen (er lebt in Vielweiberei) sind dann gewöhnlich nicht fern im Gras und in Büschen gelagert und antworten mit ihrem sanften „bok, bok.“

Nicht selten, besonders wenn ein junger Hahn sich in dem Standquartier eines solchen Paskas eingefunden hat, setzt es zwischen ihnen wüthende Kämpfe, während deren die Thiere im blinden Eifer nichts sehen und hören, wie die Edelhirsche zur Brunstzeit, und gleich dieser fallen balzende Muerhähne sogar in toller Wuth andere Thiere und selbst Menschen an.

Sehr drollig und eigenthümlich ist die Jagd der Muerhähne im Berner Oberlande. Der Jäger zieht ein weißes Hemd über den Kopf und wadet auf seinen Schneeschuhen, bis er das Kollern des balzenden Hahns vernimmt. Während dieser singt und zugleich im Schnee oder auf dem Ast seine possierlichen Sprünge mit radförmig ausgebreitetem Schweife macht, marschirt der Schütze grade auf das Thier los; in den Pausen steht er ganz still; der Hahn starrt ihn an und fährt dann zu balzen fort, bis der Schuß geht und thut dann, wenn er auf der Tanne saß, einen schweren, weithin hörbaren Fall.

Junggefangene Urhähne lassen sich zähmen und balzen dann zu jeder Stunde und Jahreszeit. In Schwendi ernährte ein junger Urhahn, der mit einem Menschen zusammenwuchs, sich so zähm, daß das Thier auf seinen Ruf herbeilief.

Als Krayberg im Herbst 1853 mit seiner großen Menagerie in St. Gallen war, brachte ihm ein Borartberger einen lebenden Muerhahn, den er im Frühling von einer Haushenne hatte ausbrüten lassen und der von 6 ausgekrochenen Jungen allein am Leben geblieben war. Ruhig saß der prächtige Vogel auf seiner Stange zwischen den schreienden Aas und plappernden Kakadus und hörte mit großem Interesse, aber ohne alle Bangigkeit dem Gebrüll der Löwen, Hyänen und Panther zu. Später wurde er in den Käfig eines afrikanischen Pfauenfrankens gebracht, wo er sich mit gleich stoischer Ruhe von dem heißblütigen Südländer zwicken und beim Kragen fassen und schütteln ließ.

Das Vogel-Concert in den Bergwäldern.

Unendlich reich an allen Arten von Vögeln, vom Steinadler, der den Berghasen im Laufe ergreift und schon 4-, 5jährige Kinder in sein Nest hoch am Gipfel der Firnen geschleppt hat, bis herab zum Zaunkönig und Goldhähnchen, deren mit vollem Gefieder drei auf ein Loth gehen, sind die Waldgebirge der Schweiz.

Schon ehe die rosigen Morgenwölkchen das Mahen der Sonne verkündigen, ja oft ehe noch im Osten nur ein lichter Hauch ihre Geburtsstätte anzeigt, wenn noch die Sterne fröhlich am Nachthimmel schimmern, beginnt von einer alten hohen Tanne der Urhahn seinen wunderlichen Gesang, wobei er mit verdrehten Augen auf seinem Aste herumtanzt und trippelt. Unter ihm ruhen friedlich seine Hennen im Gebüsch und sehen andächtig den närrischen Capriolen des hohen Gemahls zu.

Doch nicht lange treibt er sein Wesen allein; schon sind im nahen Nid die Muerhähne erwacht und üben ihre Weisen um so eifriger, als die Sonne sich naht. Da erwacht die Amsel, schüttelt den Thau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wegt den Schnabel am Zweige und begrüßt den fröhlich aufdämmernden Morgen, indem sie zwei-, dreimal über die Bäume hin, hinunter ins Thal und hinüber an die Bergwand ruft. Dann stößt sie

mit Macht und Feuer ihre metallreichen, herrlichen Strophen, bald im munteren Humor, bald in tiefen klagenden Lauten. Rasch erwacht nun das Leben der Thiere, zuerst der melodische Lockruf des Kukus durch alle Wälder. Dünne, bläuliche Rauchsäulen erheben sich fern in der Tiefe aus den Kaminen der Dörfer; von den Gehöften bellen die Hunde, Ruhglocken ertönen; alle Vögel erheben sich aus ihren dunkeln Büschen, von der Erde, aus den Felsen; alles eilt in die Höhe hinauf, den Tag und die Sonne zu sehen, und den guten Vater zu loben, der ihnen wieder das freudige Licht gesandt hat. Wie manches kleine, arme Vöglein lebt fröhlich auf und vergißt die bange angstvolle Nacht! Es saß auf seinem Zweige, den Kopf ins kugelige Gefieder gedrückt, als im Sternenschein der Waldkatz mit leichtem Fluge durch die Bäume flog und sich eine Beute wählte. Der Steinmarder kam vom Thale her, das Hermelin aus dem Felsen, der Edelmarder herunter aus seinem Eichhornnest, durch die Büsche war der Fuchs gegangen — es hatte sie alle gesehn. In der Luft, auf dem Baume, auf dem Boden hatte das Verderben gelauscht viele traurige Stunden lang. Angstvoll hatte es gefressen und sich nicht zu regen gewagt, und ein paar junge Buchenblätter hatten es versteckt und geschügt. Wie hüpfte es jetzt hervor und lobt die Sicherheit des Lebens und den Schutz des Lichts. In klaren, kräftigen Schlägen ruft der Buchfink, in hellen Strophen das Rothkehlchen vom Gipfel des Lärchenbaums, der Weidenzeisig im Erlensbusch, Ammer und Blutsink im Unterholz des Borwaldes. Und dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Tanne- und Blaumeise, jubelt der Distelfink, quiekt der Zaunkönig, piepst das Goldhähnchen, rufft die Wildtaube, trommeln die Spechte. Aber alle übertönt des Mistlers kräftige Stimme, die melodische Weise der Baumlerche und das unnachahmbare Lied der Singdrossel. Welch ein Morgenconcert in den grünen Hallen! Ist es nicht tief empfunden, was ein altes Volkslied sagt:

Wer ist ever Koch und ever Keller,
Daß ihr so wahlmannth?
Ihr trinkt keinen Muekatteller
Und habt doch so freud'ges Blut

Robin geht dieses Dichten,
Du edles Federpiel,
Als daß wir uns auch richten
Nach unserm End' und Ziel.

In Eine Weise und mit Einem Ausdruck ist es nicht zusammenzufassen, dies unendliche Waldconcert. Es verwandelt sich nicht bloß jeden Augenblick, sondern auch jeden Schritt weit in ein anderes. Bald überwiegt das Gezippe der Kohlmeien, das Geplapper der Staare, bald tönt der Finkenschlag vor, bald der Drosselgesang; bald hört man nur das Gehämmer der Spechte oder das Geräusch der Hähne. Dann schweigt plötzlich alles — nur hoch in den Lüften schreit der Taubenhabicht sein heiseres, hungriges „gia, gia,“ und im Augenblick sitzen die Sänger im tiefen Laube und ducken sich nieder ins Gezweig. Der Morgen vergeht in Gesang und Flucht, in Insekten-, Beeren- und Samenjagd und fröhlichem Herumtummeln; der hohe Mittag ist die stillste Waldzeit. Nur wenige, unermüdete Sänger und die kleinen, die nichts Ordentliches können, die ewigen Chorusmacher der ächten Singvögel, sind durch die Wälder hin zu hören. Erst gegen den Abend erwacht der Sängerkhor theilweise wieder zu neuem Leben, aber nicht mit der Frische und Fülle der Morgen- gesänge; das Vorgefühl der Nacht wirkt ganz anders, als das des Tags. Nicht die Nacht wird gefeiert; der scheidenden Sonne gilt der Abendgesang, den glühenden Bergen, der warmen, lebendustigen Landschaft. Einer der Sänger nach dem andern geht zur Ruhe; am längsten bleibt die wach, die am Morgen die erste Sängerin war, und noch lange, wenn die Sonne schon gesunken ist und das Licht des Tages mit dem Schatten der Nacht den immer schwächeren Dämmerungskampf ringt, klingen ihre tiefen Klageröne einzeln, abgebrochen durch die Tannen.

Wie so anders ist immer der Abend als der Morgen in der Welt des Gebirges, im Thierleben, wie in der Menschenseele!

Wenn wir Morgens überall Lebenslust, Hoffnung, Vertrauen in den leisen Zügen des Naturlebens wiederfinden — Abends geht ein anderer Geist durch das große Gotteshaus, ein Geist des wohligen Behagens und des heimlichen Bangens, der Ruhe und der Ahndung zugleich.

(Fortsetzung folgt.)

Memoiren eines alten Fliegenschimmels

in Briefen an seinen Urenkel,

den großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Gestütshengst Red Robin, Doberansky, Güstrowsky, Fuchs, Vollblut und Premir des Vollblutamtes zu Redefin, Inhaber eines Sterns.

(Schluß.)

Die alte biedere Nothhaut hatte Recht, der Pansdorfer Berg ward die Klippe, an welcher mein Glücks- und Postschiff mit allen Hoffnungen auf ein ruhiges sorgenfreies Alter beladen, strandete, von wo mich die rastlose Welle des Mißgeschicks an die unwirthbare Küste der Lumpenindustrie schleuderte.

„Sie scheinen noch ziemlich wohlconditionirt zu sein,“ sagte die alte grauhaarige Dame mit einem bedeutenden Anfluge von Reid zu mir, nach dem die conventionelle Trauer über den Tod ihres langjährigen Gefährten dem hier überall herrschenden Egoismus in ihrem Herzen wieder Platz gemacht hatte, „aber warten Sie nur; auch ich befand mich einst in bessern Umständen, habe aber mein sämmtliches Eingebrahtes hier zu gesetzt, das Einkommen ist schlecht, und das Wenige was man zu beißen hat, wird Einem noch durch die Musik verkümmert: die musikalischen Herrn treiben einen offenbaren Handel mit unsern Naturallieferungen.“

Eben wollte ich versichern, daß ich so etwas nicht glauben könnte, als die Stimme des seligen Posthalters erscholl: Zwei Pferde Extra nach Güstrow; Jochen Piernickel fährt!“

„Nun kommen wir dran,“ sagte die alte Dame.

Wir wurden auch wirklich hervorgezogen und an eine Reisehaise gespannt. Jochen Piernickel blies unaufhörlich durch die Stadt: „Die Preußen haben Paris gewonnen,“ versuchte aber gar nicht die Schlußstrophe: „Es werden wohl bessere Zeiten kommen“ hinzuzufügen, sondern schob draußen vor dem Thore sehr ärgerlich sein musikalisches Instrument, unter den Arm durch und griff zu einem andern Instrument, welches er jedenfalls besser zu regieren verstand, der Peitsche, und bearbeitete mit derselben unser Fell.

So ging es nach Güstrow: so ging es viele Tage und viele Wochen, bald nach Güstrow, bald nach Malchin in rüßter Regelmäßigkeit, wie der Perpendikel einer Uhr, nur daß so ein dummer Perpendikel nichts von Lehmwegen und Pansdorfer Bergen weiß. In dieser Lage machte ich eine Bemerkung, die, weil sie den Beobachtungen Anderer schnurstracks entgegen läuft, ich hier niederlegen will. Viele denkende Köpfe haben die Behauptung aufgestellt, daß ein regelmäßiger Lebenswandel einen außerordentlich günstigen Einfluß auf geistiges und körperliches Wohlbefinden äußere; ich kann dies nicht sagen. Mir bekam dieser regelmäßige Lebenswandel schlecht, und trotzdem, daß ich nur nach der Uhr lebte und wandelte, fiel ich so ab, daß ich bald, wie meine alte Gefährtin, nur Haut und Knochen war. Ich ward melancholisch; sonderbare Gedanken, Selbstmordgedanken huschten wie Gespenster durch die finstere Nacht meiner Seele, und nur die peitschende Nothwendigkeit und ab und an der musikalische Zäuler des erfrischenden „die Preußen haben Paris gewonnen“ bannen die bösen Geister, wie Davids Harfe vor Saul.

Endlich — ich vergesse die Nacht niemals, und würde ich doppelt so alt, als ich jetzt bin — führte eine Katastrophe das Ende meiner Leiden herbei. Es war die Nacht vom 23sten auf den 24sten December, der Wind brauste über die weiten öden Wiesenflächen zwischen Malchin und Remplin, ein feiner durchdringender Regen schlug an unsere linke Seite, so daß Jochen Piernickel sich bewogen fühlte, in der Drehe zu sitzen und die Führung des Gefährtes vorläufig unserm Ermessen zu überlassen. Der Wagen war überladen mit Weihnachtspäckereien, von denen diejenigen Stücke, die irgend Zerbrechbares enthielten allerlei schrille, klirrende Töne von sich gaben; im Innern des Wagens saß ein unglückliches Brautpaar und belastete ihn mit all seiner Freude und all seinem Leide, mit seinen Hoffnungen und seinen Befürchtungen. Mühsam schleppte sich der Zug durch die tiefen Geleise, die unergründlichen Löcher, wir rückten dem Pansdorfer Berge näher.

„Hier mag der Deuwel Stun'n hollen“ sagte Jochen Piernickel, als wir in den entblätterten Buchenwald einfuhren.

„Jochen Piernickel!“ rief eine Stimme von der Windseite her, „oh Jochen nimm mi mit.“

„Wer büßt du denn?“ fragte unser Führer.

Er sagte, er sei ein Teterower Schneidermeister in Geschäften und wolle gern ein Bock werden, auch als solcher die gebräuchliche Abgabe entrichten.

Im Anfange rührte sich in dem Herzen von Jochen Piernickel etwas, was halb und halb wie Mitleid mit meiner ältlichen Gefährtin und mir aussah, endlich wurde es aber überwogen durch die Hoffnung auf das Trinkgeld, durch die Betrachtung, wie er den Schneider ja auf der Windseite sitzen lassen könne, und durch die Versprechungen des letzteren, die erstarrten Hände Jochens von dem Amte der Peitsche zu erlösen, indem er sich erhot, mit frischen Kräften unser Fell zu bearbeiten.

Der Bock stieg auf; die Hiebe hagelten auf uns herab; mit unsäglichlicher Anstrengung frohen wir den Berg hinan. Da versagte meine Gefährtin den Zug; der Schneider peitschte auf sie ein.

„Holt!“ sagte Jochen Piernickel, „Braure, so geist dat nicht, dei Dusch schlag' nich, dei kann nicht mihr, schlag den Schimmel, dei treckt noch!“

Der Schneider thut's. Ich bekam die doppelte Portion Hiebe; rasend vor Schmerz reiße ich den Wagen mit letzter Kraft aus dem tiefen Geleise und stürzte ihn in ein daneben befindliches Loch, der Bock schoß in einem Bogen vom Bock herab in die Pfütze, der lackirte Hut Jochens Piernickels folgte; die unglückliche Braut fuhr durch das Wagenfenster und meine alte Gefährtin und ich lagen im Schlamm, unfähig wieder aufzustehen.

„Wat nu?“ fragte Jochen Piernickel von der Höhe seines Throns in den Jammer des unter ihm befindlichen Glends hinab.

„Wat nu?“ fragte der Schneider und wischte sich den Koth aus den Augen.

„Was nun?“ fragte der Bräutigam und sah durch das Wagenfenster, aus welchem so eben ein Theil seiner erschrockenen Braut heraus gesehen hatte.

„Jochen, blas!“ sagte der Schneider, „vielleicht hört di wen.“

Und Jochen blies „die Preußen haben Paris gewonnen;“ aber Niemand hörte den zum Nothschrei gewordenen Jubel.

Zulezt mußten die beiden Biedermänner sich entschließen, durch den tiefen Koth und den strömenden Regen in die nahegelegenen Dörfer zu wandern, um Hülfe und Vorspann zu beschaffen. Während des lagen meine alte graue Gefährtin und ich in der eisigen Kothlache und hörten durch das zerbrochene Glas des alten Gehäuses hinter uns die ewigen Hoffnungen der Jugend, die durch alle Zeiten tönen, repetiren,

des von Uranfang an wiederholte Glockenspiel von einer weinumrankten kleinen Hütte, von einem zärtlich liebenden Paare und von einem traulichen warmen Heerde. Ach, und uns klapperten die Zähne!

Als endlich Jochen Piernickel und der Schneider mit einer Laterne und Vorspann zurückkehrten, wurde uns unser Joch abgenommen und auf den breiten Nacken von ein paar herben Bauerfleppern gelegt. Jochen hob das Haupt meiner theuren Gefährtin auf und ließ es sinken: „Dodt!“ sagte er. Der Schneider sah mir in die Augen und meinte, ich könnte mich noch wieder verholen, zum Mitnehmen wäre ich aber nicht, und damit rumpelte der Postwagen an uns vorüber an einer Leiche und einem Sterbenden.

Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß der erste Gegenstand, dessen ich mich entsinne, ein alter ärmlich gekleideter Mann war, der mich streichelte trotz des Schmutzes, der mich bedeckte; ich bemerkte nur, daß er mich aufzurichten suchte und, daß er, als ihm dies mit Mühe gelang, mich leitete und stützte, bis ich mich auf einer harten, aber reinlichen Streu fand.

Dieser Mann, theurer Sohn, war der gute Genius, von dem ich im Anfange meiner Denkwürdigkeiten gesprochen habe; er allein hatte in seiner Armuth und Niedrigkeit ein Herz für mich, seine Freundschaft — kann ich wohl sagen — seine Aufopferung haben mich ausgesöhnt mit der Tücke, mit der Hinterlist, mit der Grausamkeit und der Tyrannei dieser Welt. Er wagte sein ganzes Vermögen — 5 Thaler pr. Cour. — an meine Existenz, indem er mich von dem seligen Hahnemann auf Risiko kaufte und von dem Augenblick an, als er mich rettete und dem Leben zurückgab, war ich sein Ein und sein Alles. Die Mühe herunter, mein Sohn! es war der Lumpenfahrer Peter Lappenberg, der den herben Bodensatz meiner Jahre in dem milden Weine der Dankbarkeit lösete, der mit der geheimnißvollen Alchemie der Liebe in meinem Herzen das Sein von dem Schien schied, daß ich die Thorheit meiner jungen Jahre erkannte und im Stande bin, dieselben Dir als Warnungstafeln gegen Fußangeln und Selbstschüsse aufzurichten. Die thörichten Hoffnungen auf glänzende Aussichten, die ebenso thörichten, auf ein glückliches zufriedenes Alter, wenn man noch nicht von den tauben Schlacken der Eigensucht geläutert ist, der ganze von der Eigenliebe künstlich aufgebaute Spiegel-apparat, in welchem man das, was man seine Tugenden und Vorzüge nennt, in's Unendliche reflectiren sieht, das Alles fiel stückweise, Eins nach dem Andern zusammen, als ich die ruhige, sich gleichbleibende Freundlichkeit, die unverdrossene Sorge und die stete Treue des alten Lumpenfahrer kennen lernte und als letzten Grund seines Wesens die Theilnahme an dem Fröhlichen, das Mitleid mit dem Trauernden, kurz die Liebe zu allen Geschöpfen erkannte.

In Regen und Unwetter stand die ehrliche Seele geduldig wartend mir zur Seite, wenn der Hunger mich trieb ein Stücklein Chausseegraben abzuweiden, nie verzehrte er seine harte Brodtrinde, ohne dieselbe mit mir zu theilen. „Da! Schimmel,“ waren dann seine Worte — und wie oft hat er sie nicht gesprochen! — wenn er mit seiner harten Hand über die graue Mähne fuhr und mir den Schopf zurecht strich, um meiner altersschwachen und lebensmüden Hinfälligkeit ein mehr respectables Aussehen zu geben. Aus den wollenen Lumpen seines Gewerbes hatte er für mich eine Decke zusammengeslickt; die Leute lachten über ihre buntscheckige Armllichkeit und es ist wahr, es war nur eine Lumpendecke; aber

sie wärmte mehr als die Schabracken des Hochmuths und der Eitelkeit, nicht die alten Knochen allein, nein auch das Herz.

Nest ist die treue pflegende Hand starr; das Auge, welches mit Liebe auf die letzten Wege meines Lebens blickte, gebrochen; der Mund, welcher mir aufmunternd Trost zusprach, stumm; der alte Peter liegt in dem Stalle hierneben an auf einer Schütte Stroh als Leiche, um die sich Niemand kümmert, als der Landreiter. Auch um mich kümmert sich Niemand, als der Landreiter. Der Lumpenwagen und ich sollen den Sarg schaffen und die Begräbniskosten decken; wir sollen verkauft werden. Morgen wird der alte Peter begraben, morgen auch ist die Versteigerung seiner Habseligkeiten; ich fürchte, wer mich kauft, macht einen schlechten Handel.

Mein Sohn, die Vergangenheit Die Zukunft

Hier wird das Manuscript der Memoiren unleserlich, bis es endlich mit einem großen Tintenfleck schließt. Diese Endlösung der Geschichte konnte mich nicht befriedigen, ich nahm also die Gelegenheit wahr, mich auf einer Reise, die mich nach B. führte, wo der alte Peter begraben ist, nach den endlichen Schicksalen des Fliegenschimmels zu erkundigen.

Die Ahnung hatte ihn nicht betrogen, der Käufer seiner Person hatte einen schlechten Handel gemacht. Ein Bücklingsfahrer hatte den Muth gehabt für das schwache Fünfkchen Leben, welches noch unter Haut und Knochen fortglimmte 3 Rthlr. 12 Gr. zu bieten. Was noch von Vollblut und überhaupt von Blut in ihm dem alten Schimmel war, wurde ihm zugeschlagen; aber — als der Hammer fiel, fiel auch der Schimmel. Er ward nicht mehr angesträngt, nur um ihn ward etwas angestrengt, nämlich ein Prozeß. Dieser Prozeß zwischen dem unglücklichen Bücklingsfahrer und der versteigernden Behörde, endete damit, daß der erstere Zahlung leisten mußte und endlich ab und zur Ruhe verwiesen wurde. Der Bücklingsfahrer, der Lumpenfahrer, der Fliegenschimmel selbst, alle sind zur Ruhe verwiesen; der Schulmeister aus Haunerviem schreibt an mich, dem alten Inspector Bräsig sei die Sicht in den Magen getreten, man zweifle an seinem Aufkommen, sein thätiges Leben neige sich zur letzten Ruhe, warum soll ich mich noch ferner der Unruhe hingeben, wenn Alles rings um mich entschlafen ist?

Meine contractliche Pflicht ist erfüllt, warum sollte ich noch länger bleiben und schreiben, dahin schwanben die Wackerrall? Zu schwinden beginn ich in Preußen, meinen Schritt sieht Treptow nicht mehr; in Brandenburg werd' ich entschlafen als Redacteur des Unterhaltungsblatts;

Denn ein Jahr hab ich's extragen,
Trag's nicht länger mehr;
Hab die Schreiberei im Magen,
Bleib nicht Redacteur.

Allen fernen und nahen Freunden, die mich mit Wort und Schrift bei der Herausgabe des Blattes unterstützt haben, sage ich meinen aufrichtigsten Dank, dem nachsichtigen Publicum nicht minder, dem Unterhaltungsblatt rufe ich ein zärtliches Lebewohl zu und will wünschen, daß es für die Folge mehr Unterhaltung bieten möge, als ich in einer gänzlich isolirten Stellung liefern konnte.

Treptow den 1. April 1856.

Fritz Reuter.

Allen meinen Bekannten, so wie auch meinen Herrn Geschäftsfreunden mache ich die ergebenste Anzeige, daß ich vom 2. April d. J. ab, meinen Aufenthalt in Neubrandenburg nehmen werde.

F. Reuter.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die G. Lingnau'sche Verlagsbuchhandlung und in Neustrelitz die G. Barnowig'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentl. 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 14.

Neubrandenburg, den 6. April

1856.

Lesefrüchte.

(Fortsetzung.)

Die Feinde der Vögel.

Außer den vielen vier- und zweibeinigen Raubthieren wird ihnen besonders verderblich die Jagdlust der Menschen. Diese artet aber jenseits der Alpen in eine förmliche Jagd-~~wuth~~ aus und ist zur Volkskrankheit geworden. Nicht nur die Schnepfen, Wachteln, Drosseln, Tauben und andere jagdbare Vögel werden gejagt, sondern auch die herrlichen Grasmücken, Nachtigallen, die kleinen Sänger aller Art werden auf ihren Zügen von Süden nach Norden und umgekehrt in dem todbringenden Lande der Citronen ohne Unterschied von Alten und Jungen, von Kaufleuten, Handwerkern, Priestern und Edelleuten mit Fallen, Netzen, Flinten, Sperbern und Kautzen unablässig verfolgt. Die freundlichen, in jubelnden Schwärmen den Sieg der wachsenden Sonne verkündigenden Schwalben sind nur dem biedern deutschen Volke unverleßlich. Jenseits der Alpen werden sie alljährlich im Frühling und Herbst zu Hunderttausenden gewürgt und verspeist, wie jedes Geschöpf, das Federn hat und in die Hand eines Italieners fällt. Am Lago maggiore werden jährlich bei 60000 Sänger gefangen, bei Bergamo, Verona u. s. w. aber mehrere Millionen, größtentheils Thierchen, denen bei uns niemand etwas zu Leide thut, die ihres lieblichen Gesanges wegen eher ge-
hegt werden. Darum ist auch Italien, das Land der Musik und des Gesanges, so äußerst arm an Singvögeln, ebenso der Canton Tessin, wo die italienische Nordluft schon lange wüthet, wo selbst die Sperlinge zur Seltenheit geworden sind. Aus dem Tessin und Veltlin steigen die Vogelfsteller bis an den Gotthard hin und auf die Berge von Graubünden, um die freundlichen Thiere schon an der Grenze mit den würgenden, verrätherischen Netzen zu empfangen. Darum hat man auch in der Schweiz fortwährend eine gefährdrohende Abnahme der Insecten fressenden Vögel bemerkt. Der Kanton Tessin hat aber durch seine Vogeljäger mehr Schaden als Nutzen. Zwar werden jährlich an 1500 Jagdpatente, die dort nur mit Einem Franken gelöst werden, vom Staate verkauft; allein die Vogeljagd mit Netzen, Schlingen, Leimruthen, Fallen, Kautzen und selbst mit großen Vogelheerden (Rocoti) ist ganz frei. Jenseits des Geners krönt der Vogelheerd eine Menge von Hügeln und oft fängt ein einziger

Rocoladore an Einem schönen Octobertage bei 1500 kleine Vögel! Wie groß der Verlust an Zeit und Arbeitskräften für das Land ist, das in so manchen Zweigen des Gewerbefleißes noch so sehr zurücksteht, wie die Trägheit, die Arbeits-scheu dadurch vermehrt wird, läßt sich leicht ermessen, und wie nachtheilig das allgemeine und großartige Bürgergeschäft auf den Volksscharakter einwirken muß, erfährt man bald genug, wenn man überhaupt die unmenschliche Mißhandlung der Thiere, die in Italien überall zu finden ist, und daneben das blühende Banditenthum des Volkes ansieht. Während in der Schweiz die Schwalben unter der Regide der Volkspietät stehen und das Waadtland sogar 1852 ein Gesetz zu ihrem Schutze erlassen hat, sieht man in Italien die Ruchlosigkeit, daß sie eine Feder an eine Fischangel hängen, damit die Schwalben, wenn sie ihr Nest ausfüttern, auf diese zufliegen und sich spießen!!

Doch auch diesseits der Alpen, auf den Höhen und in den Thälern des Schweizerlandes werden viele Mißthaten an dem gefiederten Volk der Lüfte geübt. Wenn der hoffnungsvolle junge Waidmann seine ersten Heldenthaten verrichtet und vom vollen Kirschbaum auf fünf Schritte Distanz mittelst eines Viertelpfundes Dunst einen bis zwei Spaken tödtlich verwundet heruntergeschossen hat, so pukt er sorgfältiger sein Rohr, legt halb befriedigt, halb geringschätzend das zersekte Kleingeflügel bei Seite und denkt an preiswürdigeren Waidmannsbeute. Er meint nun fast, etwa so ein verlaufener Luchs oder eine fette Gemse könne ihm nicht fehlen, und rüstet sich, am Sonntag in aller Frühe in die Berge zu gehen, um — wenigstens einen Hasen, oder doch ein Eichhörnchen vermittelst Pulvers und Bleis vom Leben zum Tode zu bringen. Ach, wie ist in unsern Wäldern alles diesem gräßlichen Standrecht verfallen! Ist, wenn im Thal unten die hellen Kirchenglocken von Dorf zu Dorf tönen und der Sabbath seinen geweihten Frieden über die werktagmüden Menschenherzen thaufrißend und blüthenfarbig ausbreitet, geht in den Bergwäldern ein Rottenfeuer los auf den trommelnden Specht, die schmetternde Drossel und das zierlich spielende Eichhörnchen, daß der liebe Gott schwerlich großes Gefallen an dieser unchristlichen Sonntagsfeier oder heidnischen Parforcejagd auf seine muntern Thierchen hat. Es ist ein rechter Jammer und eine rechte Schande für die langbeinigen Gecken, die den Tag des Herrn nicht besser zu gebrauchen wissen, als zu diesem blutigen Spielwerk, in welchem so wenig

Bravour, so wenig waidmann'sche Noblesse liegt, sondern nur die baare, gewaltthätige Tölpelhaftigkeit. Da ist denn doch das Scheibenschießen an den Sonntagen Nachmittags etwas ganz anderes, und mit dem größten Vergnügen erinnern wir uns daran, wie wir an solchen prächtigen Tagen mit blankgeputzten Stücker und Waldsack auf den Knabenschießstand zogen, um mit den Cameraden, von denen keiner confirmirt sein durfte (die Confirmirten wurden sogleich auf den Männerschießstand verwiesen), das heitere Waffenspiel voll Reiz und Lust zu beginnen und im Zweckschuß zu wetteifern. Jeder bedeutendere Ort hat in manchen Cantonen für die Knaben der Gemeinde seinen eigenen Schießstand, auf dem Recht und Ordnung streng gehandhabt wird. An Kirchweihagen laden sich dann die jugendlichen Schützengesellschaften der nähern Ortschaften gegenseitig ein, und die muntern Schützen wallfahrten zur befreundeten Stätte mit ihren Waffen, mit denen sie wohlvertraut sind, und ringen eifrig, der einladenden Knabengesellschaft die ersten Preise wegzuschießen."

Die Vogelleiche.

Bei der außerordentlich großen Anzahl von Vögeln aller Art, von denen die wenigsten ein beträchtliches Alter erreichen, ist es wunderbar, daß man fast nie eine Vogelleiche, fast nie einen Vogel antrifft, der vor Alter oder Krankheit gestorben wäre. Ziehen sich die kranken Thierchen in das tiefste Dickicht der Büsche zurück, oder verbergen sie sich scheu und keusch unter den Steinen, in den Felsen, um ihre kleinen Leiden noch der Verfolgung zu entziehen? Vielleicht! Doch dürfen wir annehmen, daß nur sehr wenige Vögel eines natürlichen Todes sterben. Die vielen Tag- und Nachtraubvögel, die Fische, Kagen, Marder, Elstern, Biesel und nun gar das zweibeinige ungefederte Raubthier — das Schrecklichste der Schrecken — stellen ihnen so unaufhörlich nach, daß es fast ein Wunder ist, wenn ein kleines, wehrloses Vögeltchen sich nur etliche Jahre allen Verfolgungen zu entziehen vermag. Leichen von Krähen findet man öfter, als von kleinern Vögeln; doch auch die werden bald von Liebhabern in Beschlag genommen. So findet man auch nur sehr selten todte Frösche, Eidechsen, Fische, Käfer, mit Ausnahme etwa der Maikäfer, die in ungeheuern Massen auftreten und nur kurz ausdauern. Die Natur besitzet ein so ausgezeichnetes Polizeisystem, daß hundert verschiedene Kräfte, resp. Schnäbel, Zähne, Klauen, Zangen in Bereitschaft sind, um einen kleinen Cadaver abzuräumen.

Die Jagd des braunen Hasen

wird in allen Cantonen schwunghaft betrieben, bald mit Hunden, bald auf gut Glück hin vom Jäger allein. Letzteres ist jedoch nur bei frisch gefallenem Schnee von Erfolg, wo das Lager des Thiers nicht schwer aufzufinden ist. Ehe die Hunde zu bellen anfangen, hat sie der Hase schon gewittert, steht auf und sucht sich sacht aus dem Staube zu machen. Allein bald trifft der Hund die frische Spur und verfolgt ihn nun mit hitzigem, abgebrochenem „Hochlaut.“ Der Jäger, der die Vertiklichkeit kennt, stellt sich am Wechsel auf den Anstand. Hat er hier hinlänglich Geduld, so bekommt er den Hasen sicher vor den Schuß; denn haben ihn die Hunde auch über eine Stunde weit ins Gebirge getrieben, so kehrt er doch wieder auf den Wechsel und ins Lager zurück. Es ist unglaublich, wie weit oft die Jagd eines einzigen Thieres sich ausdehnt. Wir haben selbst gesehen, daß ein Hase von den untern Büschen der Bergregion in eine zwei Stunden entfernte Alp lief, dort von unsern Hunden wieder aufgetrieben ins Thal schlug und von hieraus wieder eine Vor-alpe hinanlief. Auf dieser trafen wir ihn unter einer jungen Tanne liegend; ein kleines Dachshündchen rannte auf ihn los, mit ihm den Berg hinab, daß beide überkugelten und so nahe, daß der Hase nicht geschossen werden konnte. Am

Abend lag er wieder im Unterholz, wo er des Morgens aufgetrieben war. Oft setzt ein aufgejagter Hase den Berg hinab, durchschneidet den Bach und das Thal, steigt in den Büschen der gegenüberliegenden Bergzüge viele Stunden weit hinan, besucht 2 bis 3 Alpen und kehrt doch auf den Abend wieder in sein Quartier zurück, wenn er in dem Revier geboren ist.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

(Auszug aus der bei der Marienkirche zu Friedland geführten Ortschronik.)

Bald ist's ein Jahr, daß die Stadt Friedland einen schweren Verlust erlitt. Am 19. April 1855, Nachts 2¼ Uhr entschlief nämlich zu einem bessern Leben der Pastor an der hortigen Nikolaiirche, Senior Ministerii S. Friedl. und Präpositus der Friedländer Synode, Herr Johann Karl Konrad Heinrichs. Er war der zweite Sohn des weiland hiesigen Bürgers und Seilermeisters Samuel David Konrad Heinrichs, von dessen Ehefrau Anna Maria, gebornen Nehrenst (Nerends) und wurde hier bei St. Marien den 20. Julius 1793 geboren und den 25. ej. m. getauft. Früh schon zeigte er Lust und Liebe zu den Wissenschaften und entwickelte seine glücklichen Anlagen auf der hiesigen Schule sehr rasch unter der Leitung des vortrefflichen, edlen, geist- und gemüthreichen Conrectors Krüger, eines Schülers von Pestalozzi, und unter dem Rectorate Wegners. Er hatte entschiedenes Sprachtalent, war schon früh der französischen Sprache vollkommen mächtig und zeichnete sich in den lateinischen und deutschen Stylübungen durch Gedankenfülle, durch Wohlredenheit, wie durch Ordnung und Klarheit im Vortrage aus. Diese Eigenschaften, von einem stillen, sittlichen Sinne getragen, bewogen ihn, sich dem Studium der Theologie zu widmen, welches ihm der Wohlstand seines Vaters und der damals noch bestehende, späterhin aber leider, ohne daß ich einen Grund dafür anzugeben wüßte, abgeschaffte löbliche Brauch möglich machte, daß studirende Friedländer (nicht bloß Bürgeröhne) aus der Stadtkasse 150 Rthlr. Beihilfe erhielten. Oftern 1812 bezog er die Universität zu Berlin, wo er Schleiermachers und Marheinek's, Fr. Aug. Wolfs und Fichtes Vorlesungen mit Lust und Eifer hörte. Der Aufstand Preußens zur Abschüttelung der Napoleonischen Gewaltherrschaft, dem sich gar bald auch Mecklenburg-Strelitz angeschlossen, ward, wie vielen Jünglingen, so auch ihm die Ursache einer ersten Unterbrechung seiner Studien. Obgleich er einen sehr schwächlichen Körper hatte, so trieb ihn doch die reinste Liebe für Vaterland und Freiheit, die Waffen zu ergreifen, die er als freiwilliger Jäger zu Fuß in der durch ihren Zweck, wie durch ihr tragisches Geschick und ihren edlen Sängers Andenkens bei Enkeln und Urenkeln sichere Freischaar des Majors Adolph von Lüchow, die von ihrer Tracht auch die schwarze Schaar genannt wird, ehrenvoll getragen hat. Sein jüngerer Bruder, der noch hier lebende Bäckermeister und Gastwirth Wilhelm Heinrichs, trat ebenfalls mit einer beträchtlichen Zahl junger Friedländer, meistens Jugendfreunde, theils Schul-, theils Studiengenossen des Verewigten, in das Freicorps. Viele von ihnen, wie der hochbegabte Karl Uterhart, der als Arzt in Parchim sich eines großen Rufes erfreut hat, der Buchbinder Wilhelm Krämer, bei jeder Gelegenheit ein muthiger, kampfbereiter Schütz, sind ihm in die Ewigkeit vorangegangen; der tapfere Studier fand einen schönern Tod auf dem Schlachtfelde; sein trauester Freund, Heinrich Saur, Pächter zu Nemrow, hat ihn, wie der oft rühmlich von ihm genannte Walter, jetzt Gutsbesitzer in Westpreußen, überlebt und begleitete seine sterbliche Hülle am 23. April in tiefer Freundes Trauer zur Gruft. — Friedrich

Ludwig Jahn, der Begründer einer kräftigeren Jugend-
erziehung im deutschen Vaterlande, der ein Bataillon in der
Freischaar befehligte, hatte Heinrichs Thätigkeit und Ge-
sinnungstreue bald erkannt und gebrauchte ihn vielfach in
wichtigen Geschäften, wie er denn unter Anderem nach dem
Rückzuge der Russen und Preußen über die Elbe die erste
Nachricht von der Bewegung des Marschalls Ney gegen
den rechten Flügel der Verbündeten, welche einige Tage her-
nach für die Schlacht bei Bautzen entscheidend wurde, dem
Russischen General Langeron unter großen Mühen und Ge-
fahren überbracht hat, worüber ich das Ausführliche in meinen
für den Druck bestimmten Denkwürdigkeiten jener Zeit nieder-
geschrieben habe. Er war fast immer in Jahns Nähe, machte
an seiner Seite die Gefechte bei Büchen, Dellahn und Mölln,
sowie das Treffen an der Göhrde am 16. September mit
und nützte ihm in thatenlosen Tagen, deren es leider für die
kampfbegierige Schaar viele gab, durch seine Geschicklichkeit;
so hat er eine Denkschrift Jahns an den Kronprinzen von
Schweden, die das Corps aus seiner drückenden Abhängigkeit
und dem aufreibenden, erfolglosen Vorpostendienst unter Wall-
moden befreien und seiner ursprünglichen Bestimmung wieder-
geben sollte, in den ersten Tagen nach der Leipziger Schlacht
zu Halle im ärgsten Getümmel der Völkerheere in das Fran-
zösische überseht. Jahn folgte dem Kronprinzen nach Lüne-
burg, übergab seine Schrift erfolglos, und der Aerger warf
ihn aufs Krankenlager. Da, im Bette, dictirte er seinem
treuen Heinrichs die geistvollen, kräftigen „Behrsprüche“ in
die Feder, welche meines Wissens von Jahn nie in den Druck
gegeben sind. Als Jahn nach Frankfurt befehligt und bei
der Centralcommission des Freiherrn von Stein beschäftigt
wurde, begleitete ihn Heinrichs, und als mit der Einnahme
von Paris der Krieg beendet war, ward dieser sofort von
ihm entlassen und ging nach Jena, wo er bis Ostern 1815
seine theologischen Studien unter Schott, Gabler und Köthe,
auch als Mitglied des homiletischen Seminars des Ersteren
fortsetzte und die geschichtlichen Vorlesungen des geistreichen,
patriotischen Geschichtschreibers Luden fleißig besuchte. Der
Schreiber dieses kehrte Michaelis 1814, aus dem Heere ent-
lassen, nach Jena, von wo aus er in dasselbe eingetreten war,
zurück und schloß hier mit dem Verewigten, den er beim
Lühowschen Corps schon hatte kennen gelernt, einen innigen
Freundschaftsbund, der in der Gleichheit der Gesinnungen
und Studien seine Grundlage hatte. Die große, gewaltige
Zeit erfüllte die Brust der Jünglinge, die für des Vater-
landes höchste Güter das Leben eingesetzt hatten, mit den
erhabensten Idealen und hielt alle Thorheit und Gemeinheit,
welche zu andern Zeiten das Studentenleben entstellen, ferne,
woraus sich auch das thatkräftige Streben dieser Jugend
erklären läßt. So kam es, daß die Betrachtung der Zer-
rissenheit des Vaterlandes in einem kleinen Freundeskreise
Jenaischer Studirender, dessen größere Mehrzahl dem Lande
Mecklenburg angehörte, den Entschluß hervorrief, wenigstens
aus dem Studentenleben die widerlichen Zerrbilder der politi-
schen Spaltungen, die sich in dem lächerlichen und kleinlichen
Getriebe der Landsmannschaften abspiegelten, zu beseitigen, und
alle Jünglinge deutschen Stammes unter Ein Banner, das
des gemeinsamen Vaterlandes, zu vereinen. Dieser Entschluß
wurde noch in demselben Semester zur That, und die allge-
meine Verbindung, die Burschenschaft, trat an die Spitze
der bisherigen Landsmannschaften. Einer ihrer begeistertsten
und eifrigsten Gründer war Heinrichs, der, obwohl keines-
wegs der thatkräftigste seiner Landsleute, doch durch seinen
hellen und klaren Geist, durch seine Ruhe und durch sein be-
sonnenes, versöhnliches Wesen, das ihn besonders zu den
Verhandlungen mit den crassen, beschränkten und dünnhäutigen
Führern der Landsmannschaften befähigte, zu ihrem Entstehen
wesentlich beigetragen hat. Auch die Abfassung der Consti-
tution der Burschenschaft war größtentheils sein Werk. —

Ostern 1815 verließ er Jena und ging wieder nach Berlin,
wo er noch ein Jahr studirte, worauf er in seine Heimath
zurückkehrte, um die Stelle eines Hauslehrers beim seligen
Hofrath und Bürgermeister Berlin anzunehmen. Doch schon
im folgenden Jahre ward er als Prorector an der hiesigen
Gelehrten-Schule angestellt, in welchem Amte er segensreich
gewirkt hat; besonders anregend und belebend war sein Ge-
schichtsunterricht, den er bei Meister Luden gelernt hatte.
Im Jahre 1819 ward er am 20. Junius nach vorausge-
gangener Wahl als Pastor an der hiesigen Nicolaikirche ge-
weiht und eingeführt. Aufgestellt zur Wahl waren mit ihm
der jetzige Pastor Horn zu Badresch und der Pastor Wein-
rich zu Ballwitz. Sein Vorgänger, der Pastor Spiegelberg,
Senior Ministerii, war am 14. April 1818 gestorben, und noch
in demselben Jahre, am 23. Sonntage n. Trinitatis war
die Wahlhandlung. — Verheirathet hatte sich Heinrichs
schon als Lehrer am 24. October, 1817, und zwar mit
Jungfrau Ida Magdalena Ottonia Lindt, der Toch-
ter des verstorbenen Pächters Lindt zu Klockow, welche
ihm sieben Kinder gebar, von denen ihn vier sammt ihrer
Mutter überlebt haben. Seine Wirksamkeit im Predigt-
amt darf mit Recht eine segensreiche genannt werden. Seine
Predigten waren ächt evangelisch wahrhaft erbaulich; es blieb
nichts zu wünschen übrig, als eine größere Gewandtheit im
Vortrage und ein leichter Periodenbau; hätte er hierin mehr
geleistet oder das Mangelnde durch aufmerksames Studium
ersetzt, so möchte er zu den bedeutenderen Kanzelrednern
Deutschlands gezählt worden sein. An schaffender Kraft fehlte
es ihm keineswegs. — Ebenso waren seine Gelegenheitsreden
vortreflich, fern von Uebertreibung, Wortgeflügel und hohlem
Pathos, den jedesmaligen Verhältnissen angemessen. Seine
Beichtreden trafen und ergriffen das Herz. Die Confirmanden
gingen gern in seinen erweckenden und belebenden Unterricht,
und diese, wie seine übrigen Schüler, die er privatim — er
er war stets fleißig — in der Geschichte und im Französischen
unterrichtete, waren ihm von ganzer Seele zugethan. Auch
als Seelsorger seiner Gemeinde ist er unermüdet thätig ge-
wesen und hat ihr mit Rath und That — sein geringes
Einkommen hemmte seine Wohlthätigkeit nicht — bis ans
Ende treu beigestanden. Nicht minderen Eifer hatte er für
das bei uns so sehr mangelhafte Volksschulwesen und war
als Mitglied der Schulcommission für dasselbe nach Kräften
wirksam; doch wurde in den letzten 6 Jahren seine desfallsige
Thätigkeit durch Hindernisse, die er nicht zu beseitigen ver-
mochte, gelähmt. Das Amt eines Präpositus der Friedländer
Synode hat er von der Einführung der Synodalordnung bis
zu seinem Tode verwaltet und die Liebe und Achtung seiner
Consynodalen ist ihm zu seiner Gruft gefolgt.

So dürfen wir ohne Uebertreibung, aus innerer Ueber-
zeugung behaupten, daß seine Wirksamkeit eine wahrhaft ge-
segnete gewesen ist.

(Schluß folgt.)

Ein vorweltliches Thier.

Bei dem Bau des Tunnels, der die Eisenbahnen von
Saint Dezier und Nancy verbinden soll, wurde nach der
„Union de Haute-Marne“ ein für die Wissenschaft höchst
interessanter Fund gemacht. Einige Minenarbeiter, welche
beschäftigt waren, einen gesprengten Felsblock zu zerschlagen,
sahen plötzlich aus einer Höhlung des Steines ein lebendes
Thier von abenteuerlicher Gestalt herauslaufen. Dieses Thier
stürzte nach einigen Schritten, als es kaum ans Tageslicht

gelangt war, mit einem heiseren Schrei zu Boden und verendete vor den Augen der entsetzten Arbeiter. Das fabelhafte Thier hat einen sehr langen Hals, eine lange mit scharfen Zähnen besetzte Schnauze, vier hohe mit je vier in scharfen und gekrümmten Klauen endenden Fingern versehene Beine, die untereinander durch Membranen verbunden waren, die demselben offenbar als Flügel gedient haben mußten, und ausgespannt 3 Metres und 22 Centimes messen. Der Leib hatte die Größe des Leibes einer dicken Gans. Die Farbe des Thiers ist ein glänzendes Schwarz, die Haut ist nackt, dick und ölig. Die Gestalt ähnelt, abgesehen von der Größe, am meisten der einer Fledermaus. Das Thier wurde nach Gray gebracht und dort von einem Naturforscher und gründlichen Kenner der Paleontologie augenblicklich als eine Species der antediluvianischen *plero dactylus anas*, von welcher sich in den Eiaschieferschichten zahlreiche Fossil-Überreste finden, erkannt. Zu bemerken ist, daß der Felsblock, in welchem das Thier gefunden wurde, der Eiasformation angehört. Die Höhlung entspricht genau der Form und dem Umfang des Körpers, und Alles deutet darauf hin, daß das Thier in Folge eines Niederschlagsprozesses in diese Lage gelangte. Wie es jedoch durch so viele Jahrtausende am Leben bleiben konnte, bleibt ein Räthsel, das zu vielseitigen wissenschaftlichen Erörterungen Anlaß geben wird. Einstweilen scheint unserer Ansicht nach so viel festzustehen, daß es sich, wie der lateinische Name des Thieres entnehmen läßt, um eine Ente von riesiger Dimension handelt.

Ein raubes Haus und kein Raubhändler.

Das Großherzogthum Oldenburg — sonst ein sehr ruhiges und glückliches Ländchen — (so schreibt man einem nordischen Blatte) ist seit 1848 etwas mehr in den „Welt-Verkehr“ gekommen, und allerlei „zeitgemäße“ Ideen haben ihren Einzug dort gehalten. So konnte es nicht fehlen, man mußte auch ein Rettungshaus haben. Ein sonst sehr braver, aber hin und wieder etwas fanatischer Mann faßte die Idee, überwand alle Schwierigkeiten, schaffte den Platz, schaffte das Geld durch Beiträge und das Haus ward erbaut, der Hausvater zog ein. Als man aber nach „rauben Jungen“ suchte, da konnte Niemand, selbst der Gründer des Hauses nicht, einen solchen finden. Das Haus steht schon Jahre lang da und noch ist keiner gefunden; man hat einweilen gewöhnliche Kostkinder hinein gegeben, um es doch zu benutzen. Ob man aber am Ende nicht doch einen armen Jungen einfängt, dem man nothdürftig das Prädicat „rauh“ beilegen kann, um nur seinen Willen zu bekommen, dafür will ich nicht einstehen. Keine solche unglückliche Kinder zu haben, das ist der Zustand, worauf Oldenburg stolz sein kann, und nach welchem alle anderen Länder streben sollen; ob man ihn erreicht durch Rettungshäuser, das bezweifle ich.“

Die reichste Prima-Donna.

Madame Giulia Grisi, die gegenwärtig wieder in Paris singt, ist die reichste Primadonna der Welt. Die Malibran, die Pasta, die Sonntag, die Fregzoline, die La Grange, von denen sie als Sängerin, was die Kunst betrifft, weit überragt wird, waren oder sind weit entfernt, sich in Bezug auf ihre Reichtümer mit ihr messen zu können. Die Malibran hinterließ keine hunderttausend Thaler; die Pasta zog sich nach 18 Jahren voll Anstrengung mit 30,000 Frcs. Rente in ihre Villa am Comer-See zurück; die Sonntag hatte, als sie den Grafen Rossi heirathete, keineswegs eine große Mitgift erspart; die Fregzoline soll ebenfalls nicht in Reichtümern schwimmen, und die La Grange muß, um ihre Zukunft zu sichern, die gewagtesten Reisen unternehmen. Die einzige Grisi ist Millionärin. Sie ist, Dank den Engländern, welche allein im Stande waren, die Sängerin mit ihrer abgewirthschaft-

teten Stimme seit mehreren Jahren mit Beifall und Guineen zu überschütten. Man findet es höchst ungeschickt, daß die Grisi nicht in London blieb und nach Paris kam, um die glänzenden Erinnerungen, die ihr Talent und ihre Stimme da zurück gelassen, auf's Spiel zu setzen. Sie erhält für jeden Abend 1500 Frcs.; als Millionärin hätte sie dieser Kleinigkeit wohl entzathen können.

Anekdoten.

Als neulich ein zu der u. Mühle gehöriges Gebäude niedergebrannt war, führte der betreffende Beamte aus St. an Ort und Stelle die Untersuchung wegen Entstehung des Feuers. — Nachdem bereits mehrere Zeugen vernommen worden waren, wird auch der Hausknecht Johann N. vorgelordert, und entspinnt sich nun folgender Dialog.

Beamte (NB. ein sehr ernster Geschäftsmann): Hausknecht, he met mi de Woasheit seggen, denn ick stah hia von Obrigkeitwegen.

Hausknecht: Ja woll Herr.

Beamte: Kann he mi vielleicht seggen, wua dat Fua utkamen is?

Hausknecht: Ja, dat kann ick Herr.

Beamte (erstaunt und erfreut): Awa Hausknecht, bedenk' he sich woll, dat is na böse Soak.

Hausknecht: Ja dat is woa Herr, äwa ick kann dat mit Tügen bewiesen.

Beamte: Ik bier em um Allens, Hausknecht, mak he sich fene Geschichten und bring he fene Lad' in't Unglück, dat is so'n egen Ding mit dee Gerichten.

Hausknecht: Herr, Se wullen doch man weeten, wua dat Fua utkamen is.

Beamte: Ja woll mien leew Hausknecht.

Hausknecht: Herr, doa kann ick Se Tügen up bringen und dat teign Moal voo alle Gerichten beschwören — wie hebb'n't utsprijt.

Der Stadtrichter J. zu S. führt eine Untersuchung in Betreff einer von dem Knecht des Bauhofesbesizers G. todt gefahrenen Frau. — Der Knecht muß erzählen, wie's zugegangen sey und sagt nun:

Ik steeg af von't Piad und ging hinna den Woagen und dunn leeg see doa und spartelt noch ens mit den Armen. Ik ging nu dicht rann und bückt mi und seer „Heinken“ seer ick, „sünd see död“, äwa see wull nich antwurten.

Anekdote von Friedrich Franz.

Schubert erzählt im eben erschienenen III. Bande seiner Selbstbiographie folgende Anekdote von dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Als der Großherzog in Doberan vor einem Polcinell-Theater stehen geblieben war, bemerkte er einen Studenten aus dem damals viel von Fremden besuchten Rostock. Der Student prunkte in einem so eigenthümlich burlesken Staate, als ob er selber im Großen einen lebendigen Prinzen des Puppentheaters vorstellen wollte.

Die Einsammlerin des Theatersoldes von den Zuschauern kam mit ihrem Teller; sie präsentirt diesen zuerst dem Großherzog. Dieser aber weist sie neckend an den Studenten hin: „Der Herr dort,“ so sagte er, „wird für mich bezahlen.“

Der Student ist darüber keineswegs verlegen, sondern mit gebührender Ehrerbietung legt er für seinen allergnädigsten Landesherren ein Zweidrittelstück, für sich selber aber einen Schilling auf den Teller und entfernt sich dann.

Als aber am Mittag die vornehmeren Kurgäste, mit ihnen auch der Großherzog, in dem großen Speisesaal sich versammeln, da tritt auch der Student mit mehreren seiner Studiengenossen herein und setzt sich, ehrerbietig grüßend, mit seiner Gesellschaft an einem der kleinen Tische hin.

Das junge Volk läßt Speise und Trank sich sehr wohl schmecken, als aber der Kellner mit der Rechnung kommt, weist ihn der Student mit ehrerbietiger Verbeugung an den Großherzog und sagt: „Der allergnädigste Herr da wird für mich und meine Gäste bezahlen.“

Friedrich Franz lachte herzlich über diesen burlesken-volksstümlichen Witz und sagte: „Der versteht es, der Erkenntlichkeit eines Andern auf halbem Wege entgegen zu kommen!“

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die H. Gens'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnewig'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentl. 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 St., für Mecklenburg-Schwerin 18 St. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 15.

Neubrandenburg, den 13. April.

1856.

Lesefrüchte.

(Fortsetzung.)

Die Jagd des Dachses.

Dieses sonderbare Thier ist das lebendige Abbild eines alten, zähen, mißtrauischen, menschenfeindlichen, hypochondrischen, egoistischen Geizhalses, der das im Sommer seines Lebens zusammengeesparte Fett selbst in den Tagen seines Herbstes und Winters nicht zu genießen vermag, aus purem Geiz; er möchte nur immer mehr davon sammeln. Und für wen? Für lachende Erben! Wie freut sich der Jäger, wenn er ein so recht feistes Exemplar mit 3 Finger hohem Fett auf dem Rücken, welches oft an 10 Pfd. wiegt, aus der Höhle hervorzieht, um ihm das feste, wasserdichte Fell über die Ohren zu ziehen!

Die Alpenjäger bedienen sich der Beutelnähe, der Schlagfallen, Dachsgabeln und Haken und besonders der Hunde zum Fange der Dachse. Eine barbarische Art desselben wenden die Glarner Jäger an. Sie stoßen nämlich in den Bau eine lange Stange hinein, an der vorn eine Art von doppeltem Pfropfenzieher („Schweineschwanz“) befestigt ist, bohren damit das Thier an, ziehen es langsam heraus und schlagen es nicht ohne Mühe durch heftige Hiebe auf die Schnauze todt.

Eine sehr drollige Dachsjagd wird von einem Appenzeller Jäger gemeldet. Er hatte mit seinem Knechte den Bau glücklich aufgespürt, war aber ohne Werkzeug und Hunde. Da ließ er sich von seinem Knechte einen Strick an die Beine binden, kroch mühselig in die Röhre, packte den Dachs beim Schopf und gab seinem Knechte ein Zeichen, der ihm nun am Seile mit der Beute aus dem Bau zog. Dabei aber hatte ein oben im Stollen vorstehender spitzer Stein dem Jäger den Rücken längs dem Rückgrat furchenartig aufgeschlitzt, daß das Blut herunterrieselte. Allein das kümmerte den hitzigen Waidmann wenig — er hatte noch einen zweiten Dachs im Bau bemerkt. Ich muß noch einmal hinein, sagte er zum Knecht, indem er sich wieder niederlegte, richte mir nur den verdammten Stein wieder in die gleiche Wunde auf dem Rücken, daß ich mir nicht alles zu Schanden reiße. Und so kroch er wieder hinein, während der Knecht ihm die Rückenwunde so richtete, daß der spitze Fels hineinpaste; glücklich brachte er nun auf gleiche Weise, wie zuvor, auch den zweiten Dachs heraus, tödtete ihn und ließ sich dann erst den zerrissenen Rücken nothdürftig verbinden.

Das war also ein ächter Nachkomme der alten Helden von Sempach, Murten und St. Jakob an der Vire!

Die Jagd der wilden Kaze.

„Dieses dem Jäger oft gefährliche Thier war früher in der Schweiz sehr häufig; jetzt aber leben viele tüchtige Jäger, die es nie gesehen haben; nur noch im Grindelwald und in Graubünden findet man es.“

Die wilde Kaze, viel größer als die zahme, oft noch mal so groß, mit scharfem, starkem Gebiß, liegt oft den ganzen Tag auf einem Aste ausgestreckt und sucht ihre Beute durch einen Sprung aus dem Hinterhalte zu erreichen. So sieht sie oft der Jäger, wie sie ruhig daliegt und ihn nach Art des Baumwärters und des Luchses mit funkelnden Augen ruhig anstarrt. Nun nimm dich wohl in Acht, Schütze, und fasse die Bestie genau aufs Korn! Ist sie bloß angeschossen, so fährt sie schnaubend und schäumend auf. Mit hochgekrümmtem Rücken und gehobnem Schwanz springt sie zischend auf den Jäger zu und setzt sich wüthend zur Wehre. Ihre spizen Krallen haut sie so fest ins Fleisch, besonders in die Brust, daß man sie fast nicht losreißen kann, und solche Wunden heilen schwer. Die Hunde fürchtet sie so wenig, daß sie, ehe sie den Jäger gewahrt, freiwillig vom Baum herunter kommt. Es setzt dann fürchterliche Kämpfe ab. Die wüthende Kaze haut mit ihren Krallen tiefe Risse; sie zielt gern nach den Augen des Hundes und verteidigt sich mit der hartnäckigsten Wuth, so lange noch ein Funken ihres höchst zähen Lebens in ihr ist. So kämpfte im Jura ein wilder Kater, auf dem Rücken liegend, siegreich gegen drei Hunde, von denen er zweien die Taten tief in die Schnauzen gehauen hatte, während er den dritten mit den Zähnen an der Kehle festgepackt hielt — eine Vertheidigung, zu der er den äußersten Wuth und die unbegreiflichste Gewandtheit bedurfte und die zugleich eine große Klugheit verrieth, da er sich nur so der Hundebisse erwehren konnte. Ein starker Schuß des herbeieilenden Jägers, der die Bestie völlig durchpöhrte, errettete die schwer verwundeten Thiere, die ihr sonst sämmtlich erlegen wären.

Als die wilde Kaze noch häufig war, umstellten die Bauern den Baum, auf dem sie sich befand, zwangen sie, herabzusteigen, und schlugen sie mit Knütteln todt.

Ihr Pelzwerk ist sehr elektrisch und gilt doppelt so viel als das der zahmen Kaze. Der Winterpelz ist dicht und schön. Noch fehlt sie auf manchen Museen, da sie in neuerer Zeit immer feltner geworden ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

(Auszug aus der bei der Marienkirche zu Friedland geführten Ortschronik.)

(Schluß.)

Daß sein irdisches Haus, diese Hütte, sobald zerbrach, darf uns nicht wundern, denn es war sehr schwach, und in den letzten 10 bis 12 Jahren seines Lebens haben schwere, häusliche Leiden, die bis dahin seinem überaus glücklichen und schönen, seiner Stadt durch Gastlichkeit und edle Sitte zum Muster dienenden Familienkreise fern geblieben waren, an diesem wankenden Bau vielfach gerüttelt. Im Jahre 1844 traf ihn das Unglück, daß sein ihm so lieb gewordenen Pfarrhaus durch eine im Nachbarhause entstandene Feuersbrunst abbrannte. Wenn gleich sein Hausgeräth versichert war und er wohl keinen sehr bedeutenden Geldnachtheil von dem Brande gehabt hat, so hatte er doch empfindliche Verluste an unersehbaren Handschriften und Büchern und es konnte nicht fehlen, daß er in Folge des Brandes viele Unannehmlichkeiten, Lasten und Verdruß zu tragen hatte. Ein ganz anderer Verlust aber, der seine Seele tief bewegte, traf ihn in den folgenden Jahren, als Gottes unerforschlicher Rathschluß ihm zwei seiner wohlgerathenen Kinder, seine Freude und Hoffnung nahm. Am 29. Junius 1845 starb seine geliebte, schöne und gute 19jährige Tochter Mathilde an einem Herzübel. Dieser traurige Verlust hat seine Lebenskraft tief erschüttert; seine gemüthliche Heiterkeit, die seinen Freunden den Umgang mit ihm so werth machte, hat er in dem frühern Grade nicht wieder erhalten. Er sollte aber noch mehr geprüft werden. Der jüngere seiner beiden Söhne, Helmut, Wirthschafts-Inspector zu Lübbesdorf, ein blühender, kräftiger Jüngling von 26 Jahren, das Bild der Gesundheit und Stärke, tüchtig und wacker, anstellig, umsichtig und ausreicht, starb an einem rheumatischen Fieber und hinzugetretenem Lungenschlage am 19. Januar 1847. Wenn unser verewigter Freund gleich diese bitteren Verluste mit völliger Ergebung in den Willen Gottes getragen hat, so herrschte doch von da an eine wehmüthige Stimmung in ihm vor, welche durch die Ahnung seines eignen, nahen Todes noch verstärkt wurde, und wick nur selten, bei glücklichen Ereignissen im häuslichen Kreise, wie er denn die Freude erlebte im J. 1848 seine älteste Tochter Johanne mit einem wackern Manne, dem hiesigen Rathskellerpächter und Weinhändler Schwarz verbunden und 1849 seinen einzigen Sohn zum Pastor in Eichhorst erwählt zu sehen.

Sein für einen ursprünglich schwächlichen und auf Hagerkeit angewiesenen Körperbau unverhältnismäßiges Fettwerden ließ freilich schon seit Jahren manche Besorgniß vor drohenden Uebeln aufkommen; aber die ersten bedenklichen Merkmale der fürchterlichen Krankheit, die ihn uns so früh entriß, zeigten sich im Frühlinge 1851. Zwar drängten damals des Arztes Geschicklichkeit und die Kraft der böhmischen Heilquellen den bösen Feind, wie es schien, mit Erfolg zurück, und Heinrichs kehrte, befreit von dem Geschwulst, mit leichtem Athem, erheitert und gekräftigt, von der Reise heim und konnte seinem Amte wiederum seine ganze Thätigkeit widmen. Jedoch hielten leider die Wirkungen der Cur nur wenige Jahre vor. Schon 1854 nahm das grimmige Uebel wieder zu, und eine Reise nach Töplitz war vergeblich; er mußte das Baden sogleich einstellen und kam kränker zurück, als er hingegangen war. Von da an wußte der Arzt den Verlauf der Krankheit und benahm uns jede Hoffnung auf seine Wiederherstellung. Vom Herbst an nahm das Anschwellen des Körpers auf eine betrübende Weise zu und wenn gleich die Lunge noch frei blieb und ihm gestattete, seine Predigten selbst zu halten und den mühsamen, viel Anstrengung erfordernden Unterricht der Confirmanden öffentlich und privatim bis ans Ende zu erteilen, so wurde er doch von Tage zu Tage schwächer, am 1. Ostertage, d. 8. April bestieg er zum letztenmale die Kanzel. Gleich nach den Festtagen drang das Wasser in die Brust ein, Schlaganfälle gefellten sich dazu, und am

Donnerstag d. 19. April, Nachts 2¼ Uhr hatte er ausgesitten. — Seine letzten Augenblicke waren schmerzlos und ruhig. — Am 23. April begruben wir ihn unter großer Theilnahme der Stadt und Umgegend. In der Nikolaikirche wurde zuvor ein feierlicher Trauergottesdienst gehalten. Während der Sarg vom Pfarrhause hinüber in die Kirche getragen wurde (die Träger waren meistens die alten Kriegskameraden von 1813, mit ergrautem Haar, die Denkmünze auf der Brust) sangen die Schüler des Gymnasiums, zwei Reihen bildend, das Lied: „Jesus meine Zuversicht“ u. Der Sarg, auf dem eine Bibel und die Feldzugsdenkmünze lagen, wurde auf dem freien Plage vor dem Altare aufgestellt, die Füße gegen Westen. Es war seinem Confessionarius und Nächstältesten im Ministerio S., dem Pastor Niemann von seiner Wittve die Leichenrede übertragen. Dieser ließ Klopstocks herrliches Lied: „Hallelujah, Amen, Amen“ u. No. 761 des Gesangbuches, singen und hielt von der Kanzel herab, wie schwer ihm dies in der tiefen Gemüthsbeziehung auch wurde, die Leichenpredigt über 2. Timoth. 4, 7. 8. Nach der Predigt wurde 773: „Wie selig sind die Todten“ u. gesungen, dann die Antiphonie vor dem Altare: „Selig sind die Todten“ u. und die Oftercollecte, worauf mit 744, v. 7: „Herr, lehre mich im Leben“ u. geschlossen wurde. — Die Kirche war gedrängt voll; im Beichtstuhle waren die weinenden Kinder des Entschlafenen, sein noch übriger, einziger Bruder, dessen Söhne, und, wie sie, im Schmerz aufgelöst, sein treuer Jugendfreund Heinrich Saur. Die Consynodalen alle umstanden den Sarg und mit ihnen ein Universitätsfreund, Mitkämpfer in Lügows Schaar und Mitbegründer der Burschenschaft, Pastor Horn zu Badresch, wie auch der Pastor Kannegießer aus Kurland. Diese alle, die Behörden des Ortes, die Schulen und eine beträchtliche Anzahl Bürger — wenn gleich lange nicht so viel als die hohe Achtung, in welcher der Verewigte überall stand, zu erwarten berechtigte, — bildeten darauf das Leichengefolge, welches den Sarg auf den Gottesacker vor dem Anklamer Thor begleitete. Am Grabe wurde von der Schule das Lied No. 706: „Begrabt den Leib in seine Gruft“ u. gesungen; dann hielt Pastor Horn ein längeres Gebet, und nach dessen Beendigung auch Pastor Buchta aus Schwanbeck als Senior der Synode in deren Namen einige ergreifende Worte über sein Verhältniß als Präpositus sprach. Dann wurde der Sarg eingesenkt und die Schule sang vierstimmig: „Selig sind die Todten“ u.; worauf die Trauer-Versammlung in erstem Schweigen auseinander ging. — So lebe denn wohl, Du theurer Freund! Du bist eingegangen in die Wohnungen der Seligen, wo der Herr, den Du hier mit Liebe und Treue verkündigt hast, Dir den Lohn des getreuen Knechtes geben wird, wo Du mit Deinen Lieben, die Du gegen die gewöhnliche Ordnung der Natur, nach welcher der Sohn den Vater bestatten soll, ins Grab senkst, wieder vereinigt bist und Dich ihrer Liebe erfreuest, und wohin alle, welche in treuer Liebe und Freundschaft Dir zugethan waren, Dir nachschauen, bis auch ihre Tage dahin sein werden. Du hast Deinen Lauf vollendet und Glauben gehalten; hinfort wird Dir der himmlische Vater die Krone der Gerechtigkeit geben. So hoffen und glauben wir. Deim Andenken aber wird bei Deiner Gemeinde und allen den Deinigen in Segen bleiben. —

Als Schriftsteller ist der Verstorbene, so viel ich weiß, nicht aufgetreten. Wohl möchte ich eine Auswahl seiner Sonn- und Festtagspredigten, einige vorzüglich gelungene Predigten am 18. October aus jener Zeit, als noch das Siegesfest an einem besondern Tage bei uns gefeiert ward und noch ein Hauch jener Begeisterung durch unsre Lüste wehte, welche die Tage von 1813 unsterblich gemacht hat, seine vortreffliche Predigt am Jubiläum der Augsburger Confession sammt der am Stiftungsfeite der Stadt Friedland, Sonntag Oculi 1844, und der im hiesigen Rathhaus-Saale gehaltenen Rede am Gedenkfest der Freiwilligen (3. Februar 1842) durch den Druck der Vergessenheit entziehen sehen.

R.

Französische Unwissenheit.

Von jeher sind die Franzosen wegen ihrer Unwissenheit und Ungründlichkeit in Erd- und Völkerkunde verrufen gewesen. Ein französischer Gelehrter, der vor 100 Jahren durch Deutschland und in specie durch die Lüneburger Haide reichte, beschrieb die blondhaarigen und blauäugigen Bewohner derselben, ächte Nachkommen der alten Sachsen, die sich dreißig Jahre gegen Karl den Großen wehrten, mit den Worten: *il y a un peuple sauvage, nommé Haidschnuck*. Bekanntlich sind die Haid-schnucken die kleinen, grauen Schafe der Haide.

Jetzt bringt die National-Zeitung vom 29. Nov. v. J. (No. 558) aus Paris folgende Mittheilung. „Um Ihnen ein Beispiel von der crassen Unwissenheit des französischen Volkes zu geben, gestatten Sie mir von der Verwunderung zu erzählen, die ein sonst ziemlich gebildeter Franzose darüber empfand, daß ein junger Oesterreicher von 10 Jahren schon deutsch spreche. Ich sagte im Späße zu ihm: *C'est curieux, ce jeune homme est encore si jeune et il parle déjà l'allemand* (das ist merkwürdig, dieser Knabe ist noch so jung und spricht schon deutsch). Er entgegnete mir in allem Ernste: *c'est vrai, il doit être bien intelligent* (das ist wahr, er muß sehr klug sein). Ich lachte laut auf und er gestand mir ganz offen, er habe geglaubt, die Wiener sprächen nicht deutsch, sondern österreichisch.“

Eine ganz gleiche Begebenheit hat der Einsender dieses 1815 in Namur (von unsern Soldaten *Lamour* genannt) erlebt.

Ich stand dort vor dem Ausbruche des Kampfes in Garnison und mußte, als Blücher sein Hauptquartier von Lüttich nach Namur verlegte, mein Quartier wechseln. Bei meinem neuen Wirth, einem reichen Lieferanten, der dem Kaufmannsstande anzugehören schien, war auch ein sächsischer Officier von demjenigen Bataillon, welches an dem bekannten Aufstande der Sächsischen Garde gegen den Feldmarschall zu Lüttich keinen Theil genommen hatte und deshalb als Ehrenwache das Hauptquartier begleitete, einquartiert. Beim ersten Mittagessen unterhielt ich mich lebhaft mit meinem Herrn Kameraden und unter andern auch über die rothen Thierchen, die ich beim Erwachen — wir waren beide am Abend vorher eingezogen — auf meinem äußerst saubern, mit dem feinsten Linnen neu überzogenen Bette in zahlloser Menge bemerkt hatte. Nu, sagte er in seinem sächsischen Dialecte, kennen Sie denn keine Wanzen? Nein, sagte ich, bei uns in Mecklenburg — ich hatte ihm vorher von meiner Heimath gesagt — giebt's keine Wanzen, wenigstens habe ich dergleichen nie gesehen. Nu, fragte er weiter, haben die Beester Sie denn nicht gebissen? Nein, war meine Antwort. Das gab denn eine große Heiterkeit, wir lachten herzlich, und unser Wirth, der unsrer Unterhaltung, ohne ein Wort davon zu verstehen, mit großer Spannung gefolgt war, gewann die Ueberzeugung, daß wir einander völlig verstanden. Darüber drückte er uns seine Verwunderung aus; er wisse doch, daß jener Saxon und ich Preussen sei, und da habe er bis jetzt gemeint, die Sachsen und Preussen wären zwei ganz verschiedene Völker und sprächen zwei ganz verschiedene Sprachen. Als ich ihn eines Bessern belehrte, schien er sich seiner Unwissenheit doch etwas zu schämen.

Das Gespräch nahm dann eine politische Wendung, es war von der Theilung Sachsens die Rede. Der Sachse wurde gallig, entwickelte einen dicken sächsischen Zopf und äußerte unter andern: *moi, je ne veux pas être Prussien, je suis Saxon, et je hâte pour ma patrie, c'est la Saxe*. Da wurde ich auch giftig und sagte: *et moi, je ne suis ni Prussien, ni Saxon, je suis Allemand, et je hâte pour la liberté de ma patrie, c'est l'Allemagne*. Der Sachse, von der Wahrheit getroffen, schwieg, der Belgier nickte mir Beifall zu.

In denselben Tagen, als ich diese Grundsätze an der Maas bekannte, gründeten an der Saale meine in Jena zurückgebliebenen Freunde die Burschenschaft und erwählten Schwarz, Roth und Gold zu ihren Farben, ohne zu ahnden, daß diese 33 Jahre später eine weltgeschichtliche Bedeutung haben sollten.

Ein neues Geheimniß von Paris.

Seit drei Tagen herrscht in dem sonst so stillen und von friedlichen Rentiers bewohnten Pariser Stadtviertel der *Ile St. Louis* die größte Aufregung wegen eines eigenthümlichen Vorfalles, der bis jetzt in ein tiefes Dunkel gehüllt ist.

Ein altes, am Quai gelegenes Hotel war seit einer langen Reihe von Jahren unbewohnt. Man wußte nur, daß dasselbe einem ehemaligen Epicier der *Rue des Lombards* gehörte, der es von einer alten gräflichen Familie angekauft und an einen gewissen Bernardi vermietet hatte, welcher es jedoch nur kurze Zeit bewohnt und es dann einem seiner Diener zur Obhut übergeben hatte. Dieser Diener, der ein sehr ruhiges und stilles Leben führte und mit Niemand verkehrte, war schon nahe an 70 Jahre alt und unter dem Namen „*le vieux Antonio*“ bekannt. Dieser alte Mann hatte die Gewohnheit, seine Einkäufe selbst zu machen. So lange derselbe das alte Hotel bewohnte, war nur seine Wäscherin zu ihm gekommen. Er ließ dieselbe jedoch auch nicht in das Innere des Hotels, sondern empfing sie nur in seiner am Eingang gelegenen Loge. In den letzten acht Tagen sah man indeß den Alten, der seine Einkäufe gewöhnlich des Morgens machte, nicht mehr ausgehen. Dieses fiel am 5. März endlich auf und da mehrere Bewohner des Quartiers auf Verlangen keinen Eingang fanden und im ganzen Hause eine Todesstille zu herrschen schien, so benachrichtigte man den Polizei-Commissair, der das Hausthor mit Gewalt öffnen ließ. Das Geheimniß des Verschwindens des Alten war schnell gelöst. Man fand denselben in seiner Stube auf der Erde liegen. Ein Schlag-Anfall schien seinem Leben ein Ende gemacht zu haben. Man stellte eine genaue Nachforschung in dem Hause an. Derselbe blieb lange ohne Erfolg. Man fand nur schlecht möblirte Zimmer und Alles in einem vermoderten Zustande.

Endlich jedoch stieß man am Ende eines langen, dunkeln Ganges auf eine fest verschlossene eiserne Thür. Man sprengte dieselbe und gelangte in ein dunkles, kellerartiges Gemach, das durch eine kleine, vergitterte Oeffnung Luft erhielt. Der Polizei-Commissair, von seinen Leuten und einigen Bewohnern des Quartiers, die Fackeln trugen, gefolgt, trat in das Gemach und groß war der Schrecken Aller, als sie in einer Ecke einen Leichnam erblickten. Bei der näheren Untersuchung stellte sich heraus, daß diese Leiche die einer ungefähr 35 Jahre alten Frau war. Sie mußte noch nicht lange todt sein, da die Verwesung noch nicht eingetreten war. Die Kleider, die sie am Leibe trug, waren halb verfault, und das Gesicht, sowie der ganze Körper auf's Aeußerste abgemagert.

Der Polizei-Commissair nahm hierauf eine Untersuchung des Gemaches vor und fand dabei in einer Tischschublade eine kleine Briefftasche und darin einen alten, schmutzigen Brief. Beim Durchlesen erblickte der Polizei-Commissair, sandte sofort einen Boten nach der Polizei-Präfectur und gab Befehl, nicht allein das Gemach, sondern das ganze Hotel von den Neugierigen räumen zu lassen. Es dauerte nicht lange, so erschienen hohe Beamte der Polizei, das Hotel wurde geschlossen und von Agenten besetzt und Alles mit einem undurchdringlichen Geheimniß umgeben. Nun sahen die Bewohner des Quartiers in der Nacht einen Leichenwagen ins Hotel fahren und ihn später die Richtung nach dem *Pere la Chaise* nehmen.

Anrede des Feldmarschalls Blücher an die Officiere des 5. Westfälischen Landwehr-Regiments zu Namur im Mai 1815.

Nachdem der Sachsen-Aufstand zu Lüttich unterdrückt, eine Anzahl armer Opfer der Wiener Congress-Weisheit, die den Preußen das ganze ungetheilte Sachsenland nicht gönnte, sondern es lieber

zerriß, von den Kugeln ihrer deutschen Brüder in den Sand gestreckt war, nachdem das eine der Garde-Grenadier-Bataillone, welches nach dem Aufstande zu uns nach Namur verlegt ward, von uns, den Westfalen, dem 1. pommerschen Infanterie-Regimente, den pommerschen Husaren und der Batterie Wagenhöfer am 6. Mai auf der gesegnetsten Feldflur Brabants unter vergeblichem Protest der herrlichen Weizenfelder, die wir zertreten mußten (hole der Teufel den Krieg, besonders wenn der Weizen 5 und der Roggen 4 Thlr. gilt!) entwaffnet und unter starker Bedeckung nach Wesel abgeführt war, nachdem endlich der General von Borstell welcher in Namur den Oberbefehl führte, wegen seines Ungehorsams — er hatte den grausamen Befehl Blüchers, die Fahnen der Sachsen bei der Entwaffnung zu verbrennen, nicht ausgeführt — zum großen Leidwesen der Truppen, die den menschenfreundlichen Mann kindlich verehrten, nach Magdeburg auf die Festung geschickt war, verlegte der Feldmarschall sein Hauptquartier, um dem Feind näher zu sein, von Lüttich nach Namur. An einem Sonntage erhielten wir Befehl, so wohl gepuht als möglich den alten Helden zu empfangen. Beide Regimenter marschirten vor das Thor und stellten sich auf der prachtvollen, breiten Lütticher Chaussee, gegen die sich unsere Kunststraßen kümmerlich ausnehmen, in Einer Linie auf. Nachdem wir uns einige Stunden von der heißen Sonne hatten ausdörren und braten lassen, verkündigte uns eine Staubwolke die Annäherung des Feldmarschalls. Darauf die Commandorufe: Angetreten! Stillgestanden! Gewehr auf! Punkte vor! Nicht! Euch! Und dann vom rechten Flügel her, von Bataillon zu Bataillon das wichtigste und erhabenste aller Commandowörter: T' Achtung! Präsentirt das Gewehr! Und nun ein mörderlicher Spectakel der zu gleicher Zeit losarbeitenden Feldmusik, sämtlicher Trommeln und Hörner, begleitet von einem dreimaligen Hurrahgebrüll jedes Bataillons. Wäre Tacitus auferstanden, und zugegen gewesen, er würde gesagt haben: ja, grade so klingt der harritus meiner lieben Germanen. — Der Alte ritt nun im Schritt auf seinem berühmten Schimmel, dem sie, nachdem er sein englisches Vollblut auf den Feldern von Ligny am 16. Junius für seinen Herrn vergossen, das Fell über die Ohren gezogen haben, die Front hinab, und wir hatten Muße, den ganzen Zug zu beschauen. Der Feldmarschall hatte die sieben Wegestunden in der glühendsten Hitze zu Pferde gemacht, sah aber so wenig angegriffen aus, wie sein edles Ross. Desto mehr schnaubten und pusteten und seufzten und ächzten die jungen Herrchen seines Gefolges, die sogenannten Galoppins, die sich in der Armee keines großen Respects erfreuten. Es waren dies meistens die weichlichen und verzärtelten Söhne der vornehmsten und reichsten Häuser, die dem harten und mühseligen Dienste in Reih und Glied, durch Dick und Dünn, bei Hunger und Durst die Bequemlichkeit und die Fülle des Hauptquartiers vorzogen und über die dennoch der goldne Regen, der oft nur durch einen schnellen Ritt zur Ueberbringung eines Befehls an eine im Feuer stehende Abtheilung verdienten Ordenskreuze reichlich strömte, während er in den übrigen Regionen des Heeres kaum tröpfelte. Das Selbstgefühl vielerfahrener Linien-Officiere ersetzten sie durch Hochnasigkeit und Anmaßung. Genug, der Ritt, die Hitze und der Staub, welcher dick auf ihren Czafos und Kleidern lag, hatten sie arg mitgenommen. Nachdem der Zug vorüber war, schwenkten wir mit Sectionen links ab, die Musik setzte sich vor den linken Flügel, und so ging's wieder zur Stadt hinein. Auf dem Casernenhof rief der Regimentskommandeur, Major von Röbel, dessen Andenken, weil er ein milder, freundlicher, gütiger und leutseliger Mann war, von mir und allen seinen Untergebenen gesegnet ist, die Offiziere zusammen und zeigte uns an, daß wir, von ihm geführt, dem Feldmarschall unsere Aufwartung zu machen hätten. Nachdem wir die Kleider vom Staube gereinigt hatten, versammelten wir uns vor seinem Quartier und nun ging's hin. Ich gehörte sonst nicht zu denen, die sich gern vordrängen, sondern besolgte den Grundsatz: cedo majori, d. h. laß den Major vorangehen, oder auch: laß dem Würdigeren den Vorrang; hier aber galt es, dem

alten hochverehrten Felden nahe zu kommen, damit mir keins seiner Worte entginge. Ich drängte mich also dicht hinter die 4 Stabs-officiere des Regiments, vor die Capitaine, vor denen wir gedienten Lieutenants, die wir Pulver gerochen hatten, eben keinen sonderlichen Respect empfanden, und so ist mir keins der Worte des Alten entgangen. Wir trafen ihn nach seinem mühseligen Ritt nicht etwa auf dem Sopha sitzend, sondern in den prächtigen Laubhallen des Parks hinter seinem Quartier spazieren gehend. Ein Adjutant meldete uns. Er kam auf uns zu und redete uns so an:

„Meine Herrn: Es freut mir, Ihnen zu commandiren. Ich habe die Westfalen sehr gern und bin immer gern in Ihrem Lande gewesen. (Er war 1805 und 6 Gouverneur von Münster). In dem letzten Kriege haben die jungen Regimenter ebenso gut gefochten, wie die alten. An Ihrer Spitze hoffe ich schon zu siegen.“ Nach diesen Worten griff er an seine Feldmütze, deren Schirm seine mächtige Stirn beinahe verdeckte, und entließ uns freundlich. Die schönen Züge seines Greisenantlitzes voll Kraft und Milde habe ich mir tief eingeprägt. Unter allen Bildern, die man von ihm hat, giebt sie das von Gräber in Hamburg 1816 gemalte und später lithographirte am getreuesten wieder.

Von ihm ging's zu Gneisenau. Eine wahrhaft königliche Erscheinung. Er erinnerte uns — das Regiment war aus dem Regierungsbezirk Baderborn, also aus dem Teutoburger Walde und dem Urßiß der alten Sachsen — an den Ruhm unsrer Vorfahren, der alten Cherusker, der Römerbezwinger und Welterretter, und forderte uns zur Nachahmung auf. — Man sah es, pectus est, quod disertum facit, zu deutsch: das Herz macht beredt.

Anekdoten.

Ferkel-Regatta.

Die „Köln. Ztg.“ meldet: Vorgestern sollte am Traufgassenwerft ein Kahn gelandet werden, worin einige jüdische Handelsleute gegen 60 bis 70 Milchs Schweinchen (Spanferkel) transportirten. Der heftige Wind machte das Landen etwas schwierig, weshalb einer der Juden bat, ihm vom Berst aus eine Leine zuzuworfen. Dies geschah, doch nicht übermäßig geschickt, denn die Leine flog in den Kahn und traf eines der kleinen Geschöpfe so, daß das erschreckte Thier mit lautem Angstgequieck über Bord ins Wasser sprang. Ein zweites folgte dem bösen Beispiele; darauf ein drittes, viertes — kurz, die ganze Ferkelgesellschaft gerieth in Aufruhr und hüpfte, eines nach dem andern hastig in das nasse Element, das bekanntlich keine Balken hat. Das Gequiecke der Schweinchen, das Anwaih der Juden und das Lachen der Umstehenden, die das Gesetz Moses citirten, gab eine tragikomische Scene von wahrhaft drastischer Wirkung. Von allen umherliegenden Schiffen und Kohlenmachern wurden rettende Rähne losgemacht und der lustigen Schwimmsahrt der Spanferkel folgte, unter dem Hurrah schadenfroher Zuschauer, eine ebenso lustige Regatta der Schifferknechte. Das Werk der Rettung gelang, wie wir hören, vollkommen, obgleich einige der kleinen Flüchtlinge erst unterhalb des Thürmchens eingeholt wurden.

Berichtigung.

Im „Nekrolog“ des Unterhaltungsblattes, S. 55, 1ste Spalte, Zeile 10 von unten: lies Stelle anstatt Spitze; und 2te Spalte, Zeile 18 und 19 von oben: lies Windt anstatt Lindt!

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die H. Gens'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnewitz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentl. 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 16.

Neubrandenburg, den 20. April.

1856.

Lesefrüchte.

Aus Steins Leben.

(Fortsetzung.)

Als Kaiser Alexander sich in Kalisch befand, war Stein es wiederum, der auf das Lebhafteste den Abschluß des Bündnisses mit Preußen, welches noch immer abwartend sich verhielt, betrieb. Auf seinen Rath schickte der Kaiser ihn selbst zu unmittelbarer Verhandlung nach Breslau.

(S. 302 f.) Stein übernahm die Sendung ohne Rücksicht auf seine Gesundheit; an einer heftigen Erkältung leidend traf er am 25. Februar in Breslau ein. Er fuhr sogleich am Schlosse vor, meldete sich beim König und sagte, daß der König sich nun doch nicht entschließen werde? Er stellte die Lage des Augenblicks aufs Eindringlichste vor; der König gab nach und ließ den Staatskanzler holen. Die Sache ward verabredet. Stein erklärte, wenn der König nicht Scharnhorst oder ihn selbst nach Kalisch sende, so werde der Kaiser nicht glauben, daß es Ernst sei. Es ward also Scharnhorsts Absendung beschlossen. Darauf entfernte sich Hardenberg. Stein fuhr, ein Unterkommen zu suchen, umher (!) und bei zwei Wirthshäusern vergeblich vor; endlich hielt er ungeduldig zürnend auf dem Markte. Hier hörte ihn der Major von Lübow und bot ihm ein Zimmer im Wirthshause zum Scepter an, wo er die Werbung für sein Freicorps hatte. Dort wohnte Stein unbekannt, in einem Dachstübchen, in großer Abgeschlossenheit. Aber seine alten Feinde waren wach. Der Feldmarschall Kalckreuth, (das Haupt derselben) entdeckte seinen Aufenthalt dem französischen Gesandten; dieser miethete sich ein Zimmer gegenüber, in dem Hause eines Schneiders, um zu sehen, wer Stein besuchen würde; da aber nur einige Vertraute, Scharnhorst, Boyer u. a. im Abenddunkel kamen, so sieht St. Marfan sich getäuscht und gab die Beobachtung auf.

Der förmliche Abschluß des Bündnisses zwischen Alexander und Friedrich Wilhelm erfolgte ohne weitere Umstände, den 27. Februar zu Breslau und den 28. zu Kalisch.

Stein äußerte sich 10 Jahre später über den Beitritt Preußens also:

„Der Beitritt Preußens zu dem von Rußland begonnenen Kampfe war gewagt; denn seine eignen Kräfte waren beschränkt und nicht entwickelt, und die russischen noch schwach, da zwischen Oder und Elbe nicht 40000 Mann standen; ihnen gegenüber

Napoleon mit allen Kräften Frankreichs, Italiens und des Rheinbundes. Der Entschluß des Königs und seines Volks bleibt immer edel; es war von jenem vortrefflich, sich den Wünschen seines Volkes anzuschließen; heldenmüthig von diesem, mit Strömen Blutes seine Ehre und Selbstständigkeit wieder zu erkämpfen. Diese Gesinnung, diese Begeisterung äußerte sich überall im Preussischen und unter meinen Augen in Breslau auf die herrlichste Art. Wohl theilten diese Gefühle alle übrigen Theile von Deutschland, nicht aber deren Fürsten und Cabinette, und nicht deren Officiere; denn diese schlugen sich mit großer Bitterkeit unter den Fahnen des fremden Herrschers.“

(S. 309 f.) In Breslau ward Stein von einem Nervenfieber an den Rand des Grabes gebracht. Während seiner Wiederherstellung empfing er von allen Seiten die rührendsten Beweise der Freude über seine Rückkehr und Wiederherstellung. Die Prinzessin Wilhelm schickte ihm täglich Krankenspeise; die Prinzen Wilhelm und August, die Generale Blücher und Scharnhorst besuchten ihn. Der König blieb ganz verschlossen, er ließ selbst nicht nach Steins Befinden fragen; ihm schien die plötzliche, von ihm nicht veranlaßte Erscheinung Steins und die dadurch herbeigeführte schnelle Entwicklung der Sachen unangenehm. Hardenberg war misstrauisch, besorgt für sein Ansehen; er fürchtete, Stein möchte Ansprüche auf den Rücktritt in den Dienst machen. Den Mitgliedern des Hofes ward verboten, in irgend eine Verbindung mit Stein zu treten oder seinen Zustand zu erleichtern.“

„Als Kaiser Alexander seinen Besuch ankündigte, wandte sich dem Herrn von Stein auch die Aufmerksamkeit des Hofes zu; statt des Dachstübchens im Scepter ward ihm eine gute Wohnung angewiesen.“

„Am 15. März erschien Alexander in Breslau. Sein Einzug erfolgte unter den lebhaftesten Beifallsbezeugungen des Volkes; man begrüßte in ihm den Retter Europas. Er begab sich zu Stein, der, noch schwach, dem Kaiser in seinem Zimmer entgegen ging und von Alexander mit der wärmsten Umarmung begrüßt wurde. Sie hatten allein eine lange Unterredung. — Nach diesem Ereigniß verdoppelte der ganze Hof seine Freundlichkeit und zuvorkommende Sorgfalt; es ward des Meldens und Besuchens kein Ende.“ (!)

(S. 319.) „Der russische Aufruf aus Kalisch vom 25 März verkündigte die Herstellung der deutschen Ver-

fassung in lebenskräftiger Verjüngung und Einheit ohne fremden Einfluß allein durch die deutschen Fürsten und Völker und aus dem eignen Geiste des deutschen Volkes."

Man darf wohl mit Sicherheit behaupten, alle Zeichen von Geist, Leben und Hochherzigkeit, welche das russische Hauptquartier in jenem großen Jahre geäußert hat, seien Steins Werke. —

Am 22. April schreibt er: „Wir sind in Erwartung großer Ereignisse; während Napoleon seine Mittel entwickelt, bleiben Oesterreich, Baiern und das übrige Deutschland Zuschauer. Vertrauen wir der Vorsehung und der Tapferkeit der Heere — und ziehen wir vor zu sterben in Erfüllung unsrer Pflichten gegen Gott und Vaterland als zu leben wie die Dalberg, Senft, Montgelas und dieser ganze Troß.“

Aus den Tagen vor der Groß-Görschener Schlacht. S. 347.: „Die Mehrzahl der Rheinbundfürsten liefert abermals Gold ihren Unterthanen für die Erreichung ihrer Zwecke. Mit den Fürsten theilten viele Minister und Officiere die herrschende Gesinnung. Als in Sachsen und Thüringen im April alles aufgeschüttelt ward, kam auch Göthe nach Dresden, um sich in das stillere Böhmen zurückzuziehen. Herzlich mißvergnügt über den neuen Weltlärm kam er einmal zu den Appellationsrath Rörner, der den einzigen Sohn mit Freunden zu der Lützow'schen Freischaar entlassen hatte und Hoffnungen glücklicher Zeiten aussprach. Bei dieser Aeußerung fuhr Göthe voll Zorn gegen ihn aus: ja, schüttelt nur an euren Ketten, so viel ihr wollt; der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nimmer zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen! — Als Stein dieses erfuhr, sagte er ganz ruhig: laßt ihn, er ist alt geworden!“

Es wird uns der Verlust der Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen, der Rückzug nach Schleßen und der Waffenstillstand erzählt. Diese Begebenheiten (S. 351) deren Verlauf jedes ruhige Gemüth mit den wechselnden Gefühlen von Freude und Schmerz, Hoffnung und Besorgniß, Bewunderung und Unwillen erschütterte, regten in Steins Brust den Sturm der gewaltigsten Gefühle auf, erhebende Freude über die geglaubten Erfolge der deutschen Waffen, Niedergeschlagenheit und Verstimmung über den nothwendig gefundenen Rückzug und die schweren Verluste, Hoffnung auf den endlichen Sieg der guten Sache, zunächst auf den Beitritt Oesterreichs, Besorgniß vor halben Maßregeln, vor einem schimpflichen Frieden, die lebhafteste innigste Bewunderung des preussischen Volkes und seines Heldenheeres, seiner edlen Feldherrn, seiner russischen Verbündeten."

Aus einem Briefe Steins an die Prinzess Wilhelm, S. 352.:

„Die Geschichte dieses Zeitalters bestätigt die große Lehre der Weltregierung durch eine heilige, weise Vorsehung; die großen Ereignisse, von denen wir Zeugen sind, können nicht einem Einzelnen zugeschrieben werden, sie sind das Resultat des Zusammenstreffens von Menschen, von äußern Umständen, von Maßregeln, die anscheinend unpassend waren, vom kräftigen, frommen Sinn eines kindlichen Volkes; möge er sich beharrlich und ausdauernd zeigen in ganz Deutschland, so wie er sich jetzt in Preußen zeigt.“

„Wir bedürfen allerdings der alten deutschen Grenze; der Rhein muß zwischen unsern Ufern fließen, wenn er wohlthätig für uns werden soll.“

„Kobene, der Verfasser der Proclamationen, entstellt und verdreht geschichtliche Thatfachen; er verzerrt und verkleinert gern das Große; in ihm scheint kein reiner und edler Sinn zu liegen.“

„Nicht in meinen Händen, sondern in denen einer liebenden, wartenden, die Herzen lenkenden Vorsehung liegt die künftige deutsche Verfassung.“ —

S. 353. „Ehe das Hauptquartier Dresden verließ, ward

der Vorschlag gemacht, das öffentliche Eigenthum, insbesondere den Bestand des sächsischen Schatzes, eine halbe Million in Gold, die Bestände der andern Kassen und das vorhandene Kriegsmaterial mitzunehmen, damit diese Hülfquellen nicht dem Feinde zu Statten kämen. Stein widersetzte sich diesem Plan mit der Bemerkung, daß Sachsen sich noch nicht gegen die Verbündeten erklärt habe, und daß jede Härte gegen deutsche Länder und Fürsten der deutschen Sache die Gemüther entfremden müßte. Einige Tage später, als der König von Sachsen zu Napoleon zurückgekehrt war, ließ Stein die öffentlichen Kassen in Bautzen in Beschlag nehmen, aber mit gleicher Redlichkeit die unter den fortgebrachten Geldern vorgefundenen Privat-Deposita zurückgeben.

Wie grenzenlos der Haß und die Wuth Napoleons gegen diese eherne Säule der deutschen Freiheit tobte, davon zeugt der Moniteur vom 7. Mai: „Der verächtliche Stein ist ein Gegenstand der Verachtung aller ehrlichen Leute.(!)“

S. 363. „Alle Fürsten des Rheinbundes ließen in allen Kirchen wegen der Lützener und Bautzener Schlacht Te Deum singen, und alle Bischöfe Frankreichs mußten das Volk zum Dankgebet aufrufen.“

S. 364. Als Napoleon am 1. Junius die Abgeordneten von Breslau empfing, sagte er ihnen, sie möchten die Einwohner versichern, er verzeihe ihnen, was sie auch immer gethan haben möchten, um den Geist der Geselligkeit zu befördern, den die Stein und Scharnhorst erregen wollten. (!!)

Die Schwierigkeiten, welche Stein an der Spitze des Verwaltungsrathes für die deutschen Angelegenheiten zu besiegen hatte, waren ungeheuer, und daß er vor ihnen nicht zurückschreckte, bewährt die Größe seiner Seele, von der die ganze zweite Hälfte des 3. Theils ein glänzendes Zeugniß giebt.

Als ein Diplomat aus Hardenbergs Umgebung während des Waffenstillstands im Sinne Metternichs, dessen Halbheit Stein faßte, bei Tafel äußerte, (S. 374) man müsse den Frieden schließen, wenn die Bedingungen nur nicht gar zu ehrlos seien, so erwiederte Stein im Unmuth: also, Herr von . . . „einen einigermaßen ehrlosen Frieden würden Sie sich wohl gefallen lassen?“ —

S. 382. „Hiebei schicke ich Ihnen (Stein an Graf Münster) einen Aufsatß über das Betragen des K. v. S., dem Napoleon jede Kränkung und Demüthigung widerfahren läßt, weil er ihn doch für einen heimlichen Verräther seiner Sache hält. So zwingt er ihn, der Aufführung unzüchtiger Schauspiele beizuwohnen und mitzulachen — dann läßt der arme Tropf den Abend noch seinen Beichtvater kommen, um sich zu entschuldigen. Und dennoch hält er Napoleon für einen Mann von Gott gesandt.“

Als nach dem Ende des Waffenstillstandes die preussischen Feldherrn einen Sieg nach dem andern errangen, da jauchzte seine Seele.

„Gzernitzsch hatte durch seinen kühnen Zug auf Cassel dem Regiment des Hieronymus und seines Hofes ein Ende gemacht.“ Stein schreibt darüber S. 431: „Ich möchte wohl in Cassel sein und die langen Gesichter sehn, die sich diesem König Hieronymus angeschlossen und eine thätige Rolle in dem Possenspiel übernommen haben, welches derselbe aufgeführt hat.“

S. 433. f. Am 20. October kam Stein in Leipzig an und fand alles im höchsten Jubel. Der Kaiser umarmte ihn mit der innigsten Freude. Stein sah auch Gneisenau und beide faßten den bestimmten Entschluß: der Krieg dürfe nur mit Napoleons Entthronung enden. Wie beide Helden in diesem Augenblicke der vollbrachten Befreiung Deutschlands, zu deren vorzüglichsten Werkzeugen der Himmel sie gebraucht hatte, fühlten, ersehen wir aus ihren Briefen. Stein schreibt: „Endlich wagt man sich dem Gefühl des Glückes hinzugeben. Napoleon ist geschlagen, in unordentlicher Flucht; man treibt ihn auf das linke

Rheinufer, und das Oesterreichisch-Baierische Heer wird ihn noch vor seinem Uebergange angreifen — das ist der Erfolg der blutigen und ruhmvollen Kämpfe des 14., 16., 18., 19. Octobers. Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gesittene, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden! Von einem Ende Deutschlands bis zum andern wagt man es, auszurufen, daß die schändlichen Fesseln, in denen Napoleon unser Vaterland hielt, zerbrochen, und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist. Diese großen Erfolge verdanken wir der Beharrlichkeit und dem edlen Muth, den der Kaiser Alexander in der großen Entscheidung des vorigen Jahres entwickelt hat, der heldenmüthigen Hingebung seines Volkes, dem Geiste der Gerechtigkeit und Mäßigkeit, den er entfaltete in allen Verhandlungen mit den Mächten, welche er einlud, ihre Anstrengungen mit den seinigen zu verbinden, der Aufopferung und Kraftfülle, welche Preußen gezeigt hat, seitdem es in den Kampf eintrat, dem Geiste des Unwillens und Hasses gegen den Unterdrücker, der sich von allen Seiten bethätigt. Die Vorsehung ist gerechtfertigt durch das große Gericht.

„Diese großen Erfolge sind hervorgebracht durch zwei blutige, thatenvolle, lorbeer- und thränenreiche Feldzüge, durch viele blutige Schlachten und bei Lützen, Bautzen, Groß-Beeren, Ragbach, Kulm, Hagelsberg, Dennewitz, Leipzig wurde der Same gestreut zu der schönsten Erndte, die uns erwartet, und deren Ertrag wir mit Frömmigkeit, Dankbarkeit gegen die Vorsehung und mit Mäßigkeit jetzt genießen dürfen.“

Die Schattenseite jener sonnenhellen Tage deutscher Volksherrlichkeit, wo jeder fühlende und denkende Deutsche über die Entfesselung von den Fremden jauchzte und sich der Hoffnung überließ, daß ein einiges, volkskräftiges Vaterland, eine freie Verfassung mit Abschaffung der Privilegien, Kaiser und Reich im edelsten Sinne des Wortes, die segensreiche Folge des Kampfes sein werde, giebt uns das Buch in der herzerreißenden Schilderung des entsetzlichen Jammers, der sich in Leipzig über die 40—50000 Verwundeten häufte. Wir behalten uns vor, dieselbe nachträglich zu liefern.

In Leipzig vereinigten sich die drei Herrscher, das eroberte Sachsen und die noch zu erobernden Länder durch eine Central-Verwaltung ordnen zu lassen und legten diese mit uneingeschränktem Vertrauen in die Hände Steins. Von jetzt an entwickelte der große Mann die ganze Kraft seines Verwaltungstalentes, und was in allen Rheinbundsstaaten für die Bewaffnung und die Herbeischaffung alles dessen, was der Krieg erfordert in der kurzen Zeit bis zur Einnahme von Paris geschehen ist, das ist sein Verdienst, neben dem der Regierungen dieser Staaten.

§. 456: „Unter den Beschäftigungen mit der dringendsten Gegenwart wurde die Zukunft nicht aus dem Auge gelassen. Deutschlands Verfassung mußte demnächst in Angriff genommen werden, und Stein dachte an Kaiser und Reich; aber wenn er sich erinnerte, daß es Franz und Metternich sein würden, denen in diesem Falle die ersten Rollen zufallen möchten, so schauderte er doch jedesmal.“

§. 457. In einer Denkschrift über die vorläufige Organisation der Rheinbundsstaaten an den Kaiser Alexander sagt Stein: „Deutschland wird in wenig Tagen befreit und das Gebäude des Rheinbundes wird zertrümmert sein; die Frage entsteht, was ist mit den Mitglieedern desselben, die ihn noch nicht verlassen haben, zu beginnen? — Sie werden sich vor den siegreichen Verbündeten beugen, sie werden sich zu Truppenstellungen verbindlich machen, in geringer entbehrlicher Zahl, werden uns aber möglichst die Benutzung der Kräfte ihres Landes erschweren, unsere Maßregeln lähmen, uns im Unglück verlassen und verrathen. Man muß daher die Verwaltung dieser Länder durch Gouverneurs leiten lassen, die Gewalt der Fürsten bis zum Frieden suspendiren, sie

selbst aber aus dem Lande bis dahin entfernen.“

Der erste dieser Vorschläge wurde angenommen, die beiden andern durch den Einfluß der Reaction nicht ausgeführt. Metternich wußte alle Thatkraft und Begeisterung zu nichte zu machen.

Das Hauptquartier der verbündeten Herrscher wurde im November nach Frankfurt vorgerückt. Dahin begab sich auch Stein als Chef der Centralverwaltung. Mehrere der befreiten Staaten wurden ihrer früheren Regierungen zurückgegeben; nicht so die Entschädigungslande des Prinzen von Oranien, der seine frühere Stellung in den Niederlanden wieder erhielt; als des Prinzen Geschäftsman an Steins Tafel von Bestimmung jener Länder sprach, fuhr Stein auf: Herr von ..., wenn Sie das thun, so lasse ich Sie in das Loch stecken.“

§. 474. „Es bedurfte in der That eines Mannes, wie Stein, an der Spitze der Verwaltung. Denn mit nicht vielen Ausnahmen waren so wenig die ehemals von Napoleon vertriebenen und jetzt wieder eingesetzten Regierungen als die Rheinbundsfürsten geneigt, die Bedingungen ihrer Wiederherstellung oder ihrer Versöhnung zu erfüllen. Als sich jemand gegen Stein über den Kurfürsten von Hessen beschwerte, rief er aus: Was kann das alles helfen? Geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist dort nichts auszurichten!“

— „Zudem paßten die Ideen von Landwehr und Landsturm nur auf Länder, in denen Fürst und Volk durch Liebe und Zutrauen innig verbunden waren, in den Staaten des Rheinbundes aber hatten die Unterthanen so wenig Liebe, als die Regierungen Vertrauen, und letztere glaubten ihrer eigenen Sicherheit wegen die freiwillige Regungen ihrer Unterthanen für die Sache des Vaterlandes eher hindern zu müssen. Auch ward die Neigung mancher Fürsten für Napoleon oder die Furcht vor seiner Rache ein bedeutendes Hinderniß rascher und genügender Anstrengungen. Des Königs von Württembergs Landesbewaffnung bestand darin, daß den Unterthanen alle Feuegewehre genommen und nebst Piken unter Verschuß gehalten wurden; er trat auch nicht in Beziehung mit der Centralverwaltung und hielt sich für Napoleons Wiederkehr bereit. Selbst die verbündeten Mächte konnten seine Vorsätze auch für bescheidene Wünsche kaum überwinden. Ebenso strebte das Montgelas'sche Ministerium (Baiern) nach Unabhängigkeit von jeder äußern Einwirkung.“

Ein Dampfbett.

Mr. John Pepys, ein feinkreicher Mann aus Cambridge, brachte sein halbes Leben damit zu, in Geschäften umherschweifend, Tag und Nacht, auf Eisenbahnen zu reisen. Es war selten, daß Pepys anderswo als in einem Waggon schlief. Er hatte sich an das Rütteln und dumpfe Geräusch der Trains so gewöhnt, wie der Müller an das Klappern seines Räderwerkes. Als endlich unser Engländer die gemächliche Ruhe des Alters einmal genießen wollte und das stete Reisen aufgab, war es auch mit seinem Schlafe dahin. Umsonst wurden alle Mittel versucht um Morpheus heraufzubeschwören, es stellte sich nicht der leiseste Schlaf ein, Mr. Pepys war nahe daran, von Schlaflosigkeit aufgerieben zu werden; die Erinnerung an die seligen Stunden, die er sein Leben lang in den Waggons auf Reisen in süßem Schlafe zubachte, stürzte ihn in Verzweiflung.

Da fuhr ihm eines Tages wie ein Blitz der Gedanke in den Kopf; Wie! sollte sich das Rütteln und Säusen und Brausen eines Waggons nicht nachahmen lassen? Gesagt, gethan! In ein paar Tagen war die Sache fertig. Mr. Pepys hat

nun ein in seiner Art in der Welt vielleicht einzig dastehendes Schlafzimmer. Das Bett ist nicht anders als ein gewöhnlicher Eisenbahn-Waggon, der auch nicht um einen Nagel weniger an sich hat, als alle Waggon der Welt. Derselbe ist mit den Rädern etwas vom Boden erhoben und derart construirt, daß dieselben sich frei in der Luft um ihre Achse bewegen können und, in Bewegung gesetzt, ganz das eigenthümliche Geräusch eines schnell dahin brausenden Zuges hören lassen. Im anstoßenden Saale aber steht eine Dampfmaschine von fünfzehn Pferdekraft und setzt den Mechanismus nach Belieben in Bewegung. Maschinist, Heizer und das übrige Personal hat eine brillante Bezahlung. Wenn nun die übrigen ehrenwerthen Bewohner der Stadt Cambridge in ihre Betten steigen, die Schlafmütze über die Ohren ziehen und das Licht ausblasen, dann besteigt Pepsys in glücklichem Bewußtsein und dankbarer Anerkennung der unsterblichen Verdienste Watt's seinen Waggon, gibt das Zeichen und sinkt unter furchbarem Geräusch in den süßesten Schlaf. Die Maschine arbeitet fort und fort die ganze Nacht hindurch und bleibt zur bestimmten Stunde still stehen. Pepsys steigt gestärkt und mit neuen Kräften aus seinem Bette, um — Abends wieder dieselbe Schlafreise anzutreten.

Von der Gerichtsbank.

Ein höchst tragischer Prozeß. Vor dem Schwurgericht zu Hannover ist am 2. April nach fast stägigen Verhandlungen der 27 Jahr alte Dienstknecht Conrad Christian Bruns aus Eldagsen schuldig erkannt, am 16. Februar 1854 die Frau und Dienstmagd des Steuer-Einnehmers Hartmann zu Eldagsen ermordet und beraubt zu haben; das Urtheil des Gerichtshof lautete auf geschärfte Todesstrafe. Der Verurtheilte läugnete zwar bis zuletzt, legte aber am Abend nach dem Urtheil dem Gefängniß-Prediger ein vollständiges Geständniß ab. — Als der Verbrecher vom Gericht wieder nach dem Gefängniß gebracht ward, brach der jeden Tag stundenlang vor dem Gefängniß gestandene Menschenhaufe in ein „Mark und Bein durchdringendes Gebrüll“ aus und der Gassenpöbel verfolgte seinen Wagen schreiend und lärmend. — Dieser immerhin für unsere Sitten beschämende Lärm-Ausbruch hat gleichwohl einen tieferen Grund. Um desselben Raubmordes willen hatte nämlich dasselbe Schwurgericht 1854 bereits zwei andere Menschen für schuldig erklärt und das Gericht dieselben zum Tode verurtheilt: den Bäcker Ziegemeier und den Tagelöhner Busse. — Ziegemeier erhing sich im Gefängniß, worauf Busse zu lebenslänglicher Kettenstrafe begnadigt wurde. — Durch Zufall ward Bruns im vorigen Jahre auf einem Diebstahl ertappt und in der desfallsigen Voruntersuchung gestand er den Doppelraubmord in Eldagsen, den er im öffentlichen Verfahren aber wieder läugnete. — Die Entscheidung für die Schuld des Bruns brachte das Erscheinen des ersten Verurtheilten des Tagelöhners Busse in Ketten vor dem Gericht zu Wege; wer konnte dies Opfer menschlicher Kurzsichtigkeit ohne Erschütterung anblicken; wer mußte zugleich nicht an das Opfer, das sich erhängt hatte, denken? — Busse hatte nie etwas eingestanden und jetzt, da er dem Thäter sich gegenüber befand, entflammte sein Zorn im Gefühle schuldlos erlittener Qualen und seine Ketten schüttelnd, rief er dem Mörder zu: „Ich bin so unschuldig an der Eldagsen Mordthat, wie ein Kind im Mutterleibe; aber dieser Mensch, dieser vierfache Mörder, der, um den Großen zu spielen, die schrecklichsten Verbrechen begangen, der mich, den Unschuldigen, in die Ketten gebracht, sei nicht werth, daß man ihn anspiele!“ Damit wandte er sich verächtlich von ihm ab. Der Präsident verwies dem

Zeugen seine Ausfälle, allein er müsse sie selbst als entschuldigbar ansehen. — O möchte dieser neue Fall die Gerichte doch zur Vorsicht mahnen und möchten sie sich lange besinnen, ehe sie über einen Menschen das Beil verhängen, wenn nur der Schein wider ihn spricht.

Anekdoten.

Theurer Schlaf.

In Pesth lebte vor mehreren Jahren ein Sonderling, der so kümmerlich lebte, daß er später, so zu sagen vor Hunger zu Grabe ging. Sein Gewand war zudem so abgeschabt, daß man einen Bettler vor sich zu haben glaubte. Der Sonderling galt jedoch als wohlhabend, ja man konnte ihn selbst reich nennen, hatte er doch an 100,000 Fl. bei einem Banquier in Wien liegen. Eines Tags kam der abgeschabte Mann, der sich in Geschäften nach Wien begeben, zu dem erwähnten Großhändler, um sich mit ihm in Geldangelegenheiten zu besprechen. Letzterer meinte im Laufe des Gesprächs, der Sonderling müsse auf sehr wohlheiltem Fuße leben. Dieser aber antwortete gelassen: „Am Tage brauche ich freilich nicht viel, aber mein Schlaf, Herr Banquier, der ist kostspielig, der ist theuer.“ — „Wie so?“ lautete die Antwort. „Sie wissen ja, daß ich mein Kapital bei Ihnen zu vier Prozenten liegen habe, ich könnte es jedoch zu zehn Prozenten anderswo anlegen, dann aber würde ich aus Angst vor Verlust gar nicht mehr zu Bette gehen. Mein Schlaf, Herr Banquier, der ist kostspielig, der ist sehr theuer!“

In Paris ward am 18. März der aus Konstantinopel gebürtige Gelehrte Alexander Tinconi in seiner Wohnung in der Rue des Vieux-Augustins 7 todt gefunden. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß der gelehrte Mann verhungert war, nicht aus Mangel, sondern weil er den Körper über den Geist vergessen hatte. Seine Leiche ward auf einem Haufen von Büchern und Manuscripten liegend gefunden, sein Zimmer war ein Chaos von Büchern aller Völker und Sprachen. Alexander Tinconi sprach mit Leichtigkeit zwölf Sprachen und las noch weit mehr. Noch ärger, als mit seiner Wohnung, stand es mit seinen Kleidern, da er seit zwei Jahren Wäsche und Kleider nicht mehr gewechselt hatte. Sein Körper war völlig vertrocknet. Man fand bei ihm eine Menge von Seltenheiten und Kostbarkeiten, orientalische Waffen, echte Damascenerklingen, Malaienkrise, Antiquitäten, Autographen u. s. w. In seinem Testamente vermachte er sechs seltene Manuscripte der Mazarin'schen Bibliothek; sein Vermögen vermachte er der Kirche der Minoriten. So berichtet das „Droit.“

Auf dem glänzenden Ball, den kürzlich der französische Finanzminister gab, wurde Marschall Canrobert, kaum daß er eintrat, von einer reizenden Dame in einem Rosengewande, mit einem Kranze von Maßliebchen geschmückt, mit den Worten zu dem nächsten Contre-Danse aufgefordert: „Marschall, betrachten Sie mich als einen Russen, zwingen Sie mich zu tanzen.“ — „Unmöglich, mein Fräulein, es ist ja Waffenstillstand!“ — „Dann bitte ich um Amnestie für meine Kühnheit.“ Dabei streifte den Marschall ein Blick so feurig, daß er der Decharge einer ganzen Batterie gleichkam. Canrobert bot der Schönen den Arm, um sie in den Saal zurückzuführen. Zum Glück stieß er auf einen jungen Offizier, berühmt als Polka- und Walzer-Tänzer. „Tanzen Sie,“ sprach der General, „gefälligt als mein Stellvertreter mit dieser jungen Dame, aber vergessen Sie nicht, daß heute Nacht ein Marschall einen Unterleutnant benedicte.“

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die H. Geng'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnowiz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentl. 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 17.

Neubrandenburg, den 27. April.

1856.

Aus dem Leben eines alten Militärs.

Unter den vielen mehr oder minder interessanten, oft wahrhaft originellen Personen, mit denen mich das Tages- und Dienstleben zusammenführte, erinnere ich mich vor allen an eine Persönlichkeit, welche zu den eigenthümlichsten und seltsamsten gehört, denen man vielleicht überhaupt auf der Erde begegnen kann.

Kein Stand in der Welt ist so geeignet, scharfe und besondere Charaktere entstehen und sich ausprägen zu lassen, wie der Soldatenstand durch seine feste Gliederung, durch sein bestimmtes Herkommen, durch seine Regeln und Gesetze. Natürlicherweise bleibt trotz alledem der Individualität noch Spielraum genug, sich besonders und selbständig zu entwickeln. Ebenso natürlich aber ist es, daß diese Individualität, wenn sie wahrhaft kräftig und selbständig auftritt, nirgends sich so scharf zu zeigen und auszusprechen vermag, als auf der Folie eben jener Regeln, jener Allgemeinheit. Und bei dem festen Zusammenhange der Armeen in sich selbst, bei dem oftmaligen Wechsel der Offiziere, die überall nicht nur ihre Kameraden, sondern auch bereits Bekannte antreffen, kann es nicht ausbleiben, daß ein solcher vorzüglich selbständig ausgeprägter Charakter mit all seinen besondern Zügen und Eigenheiten bald allen bekannt wird, in aller Munde ist.

Es war der General G., an den sich noch manche Kameraden erinnern werden, wenn ich es hier aus mancherlei Gründen auch vorziehen muß, ihn nur mit einem Buchstaben zu benennen. Von ihm will ich mir erlauben zu erzählen.

Er war, wie zu jener Zeit mehr oder weniger alle, im frühesten Lebensalter und mit der damals für nothwendig gehaltenen sehr geringen Bildung in die Armee getreten, hatte gedient, gelebt, sich geschlagen und seine Karriere gemacht, ungefähr auch wieder wie alle, und war dabei nach und nach bis in die entlegendsten Garnisonen bekannt geworden. Schon von dem Major G. erzählte man sich überall, und als man nun gar in den letzten Kriegsjahren gegen Frankreich stets in großen Massen bei einander war und mehr Gelegenheit fand, mit ihm zusammen zu sein, während er selbst natürlich in solchen Tagen mehr Gelegenheit hatte, alle Seiten seines Charakters zu zeigen, da schwoll der Schatz von Anekdoten so an, da war er so in aller Munde, daß man dreist sagen kann: er war die Unterhaltung aller, wo man sich zu einem ruhigen, heitern Kreise zusammenfand. In

der That zeigte er die originellste Mischung von Gutmüthigkeit und einer übermenschlichen Grobheit, von Humor und Naivität, von den witzigsten und ungeheuerlichsten Einfällen, die man sich denken konnte; eine Dienststrenge, die bis ans Grausame streifte und sich sogar bis in seine Familienverhältnisse erstreckte; eine Pünktlichkeit, ja Feinlichkeit in der Verwaltung des ihm untergebenen Commandos, und daneben wieder andrerseits eine — Fidelität im Umgange und eine Unordentlichkeit in seinen häuslichen Angelegenheiten, die kaum zu begreifen, geschweige denn zu beschreiben ist.

Während der Kriege commandirte er zuerst ein Regiment, dann die Brigade und ging mit Wunden und Ehren in den Frieden hinüber. Denn wie man ihn auch ansah, brav war er wie sein Degen. Ein paar schwere Kopfwunden machten ihn beinahe unfähig für den activen Dienst. Und da man den alten Mann, der mit Leib und Seele Soldat war und seinen Abschied kaum überlebt hätte, nicht weh thun und ihm auch auf gute Manier eine ausreichende Befoldung zuwenden wollte, so machte man ihn zum ersten Commandanten von S. mit der Beförderung zum General.

Dort lernte ich ihn, von dem ich so gut wie jeder genug gehört, auch persönlich kennen, als ich nach der Rückkehr aus Frankreich zu dem in der Festung garnisontirenden Regiment versetzt wurde.

Mein Empfang bei ihm war nichts weniger als freundlich oder auch nur höflich, im Gegentheil war der Alte barsch bis zur Unartigkeit, ohne daß ich mir irgend einen Grund zu denken vermochte, und machte sich mit einem Wesen von mir los, das man in der Garnison bereits zur Genüge kannte und benannte. Ich war, wie man es hieß: „zur Thür hinausgeworfen worden.“ Es war der Sache nach in der That auch nichts andres. — Bei anderen, denen er es Anfangs nicht anders gemacht, hatte es später sich gegeben. Mir aber ward es nicht so gut; er konnte mich mit einem Wort nicht leiden und saß mir, wie man das zu nennen pflegt, überall auf dem Hacken. Ueberall lief ich an, überall war er parat mit Flüchen und Nasen oder auch mit beiden zugleich.

Das Kommandanturgebäude ist in jener Festung auf der Citadelle, welche über der Stadt auf einer Anhöhe liegt; die Wache in derselben wurde dazumal von einem Zuge unter dem Befehl eines Lieutenants bezogen; die Reihe kam an mich ungefähr acht bis zehn Tage nach meiner Ankunft, nachdem sich die Abneigung des Alten bereits bei mehr als einer Gelegenheit

mir deutlich zu erkennen gegeben hatte. — Natürlich brachte ich den Abend dieser ersten Wache nicht allein zu; manche Kameraden und ein paar andere, schnell gewonnene Bekannte waren von mir zu einer Bowle eingeladen; wir aßen schlecht, spielten sehr mäßig und tranken trefflich, und es ist begreiflich, daß dabei nicht gerade an dienstmäßige, ehrbare Stille gedacht wurde. Den Leuten hatte ich eine Kleinigkeit gegeben mit den gewöhnlichen Ermahnungen. Allein man weiß, wie es damit geht, und so geschah's, daß, wer es sonst nicht wußte, an dem Abend hören konnte, wo in der Citadelle die Wache sei. Unser Trost dabei — denn einige von uns waren sich des Uebermaßes sehr wohl bewußt, konnten natürlich aber nicht helfen — war einzig der, daß der General in der Hinterseite der Kommandantur schlief, und noch am Nachmittag frisch und gesund gewesen war, d. h. dann sicher Nachts einen Schlaf wie ein Murmeltier hatte.

Gott weiß aber, war er spioniren gewesen oder litt er plötzlich an Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit, — genug, gegen Mitternacht ward mir seine Ordonnanz gemeldet, die der Bursch vor dem Gewehr sehr verständiger Weise nicht hatte hinein lassen wollen. Ueberdies waren die Leute draußen zufällig einige Minuten ziemlich still und auch wir höchst eifrig bei einer interessanten Taille gewesen. Also ging ich leichten Herzens hinaus. Der General ließ mich nach dem „Grunde des Lärms und seiner etwaigen Dauer“ fragen und mir zugleich „auf die höflichste Weise von der Welt sagen“ — rapporte buchstäblich die Ordonnanz, — „daß das hier zum Kreuz Donnerwetter nicht Mode sei.“ — Ich erwiderte artig, das müsse eine Irrung sein. Auf der Wache sei kein Lärm; habe der General solchen vernommen, so rühre er sicher vom kleinen Wirthshaus am Citadellenwege her. Ich habe soeben eine Patrouille hinschicken wollen. — Damit ging die Ordonnanz. Dann drängte ich die Freunde zum Gehen, ließ aufräumen, lüften, schickte eine Patrouille ab, da sich wirklich unten Lärm erhob, und war in der besten Verfassung von der Welt, als der Alte richtig zehn Minuten darauf erschien und murrend wieder abzog.

Ich sollte bald erfahren, daß es besser gewesen, ihn die Wahrheit sehen zu lassen und ihm vielleicht keck und dreist ein Glas und eine Karte anzubieten, wo es dann leicht möglich gewesen, daß er es angenommen und zwischen uns Wintern selbst munter geworden. Jedenfalls wären wir mit einem: „Himmel-Hunde-Sackerment!“ davon gekommen. Jetzt rächte er sich und jagte uns allen keinen geringen Schreck ein. Denn am folgenden Mittag gab es folgenden Kommandanturbefehl:

„Er habe mißfällig bemerkt, daß wider die Ordre allerlei Militär- und gar Civilpersonen unbefugter Weise sich Abends auf der Wache einfänden und einen „bestialischen“ Lärm trieben. Mit dem erneuerten Verbot verbinde er daher die Bestimmung: um neun Uhr werde das Gatter geschlossen. Wer ohne Befugnis in der Citadelle sei, bleibe da, werde als Arrestant betrachtet und ihm am Morgen gemeldet. Wer herein wolle, werde, mit Ausnahme von besonders dringlichen dienstlichen Fällen, abgewiesen, habe die Nacht am Gatter stehen zu bleiben und, wolle er sich entfernen, so habe der Posten auf ihn zu schießen. Meldungen in Betreff solcher Vorfälle verbitte er sich während des Abends und der Nacht ein für allemal.“

Das war nicht zu ertragen. Wir alle kamen in die größtmögliche Aufregung; die Garnison fluchte, die Stadt lachte. Man ließ den Alten durch seine Freunde bestürmen; es half nichts. Man schickte ihm einen seiner Lieblinge zu mit der Bitte des gesammten Offizierkorps. Er sagte nein. Er erklärte, er werde unnachlässig auf Befolgung der Ordre halten und wenn sich Stadt und Garnison darüber auf den Kopf stellten.

So quälten wir uns acht Tage auf das Bitterste hin, bis in einer gesegneten Stunde ein Kamerad einen Einfall hatte, der so viel Beifall fand, daß man ihn sogleich zur Ausführung zu bringen beschloß. Es galt, den Alten seinem Willen nach auf seinen thörichten harten Kopf zu stellen und sogar zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Alles war auf's Beste

vorbereitet und der Erfinder — ich will ihn Erpen nennen — auch zur Ausführung bestimmt. Er war ein lustiger wilder Patron, aber von der besten Tournüre, mit stets paratem Witz, einer unzerstörbaren Ruhe und einem vortrefflichen Schauspieler-talent. Am nächstfolgenden Tage hatte er die Citadellenwache zu beziehen.

General G. hatte in seiner langjährigen Ehe eine einzige Tochter, eine bereits ältliche junge Dame von nicht besonderer Schönheit, aber von desto unendlichen Präensionen und einem unglaublichen Hochmuth, — der Schreck der unglücklichen Teufel, die auf den Offiziersbällen oder bei sonstigen Gelegenheiten ihr nahen und mit ihr zu konversiren versuchen mußten; denn sie wurden auf das schönste behandelt und durften doch nicht davon. Auf sie hatten wir es als auf die zweite Fliege für unsere Klappe abgesehen.

Am Morgen jenes gesegneten Tages erhielt Fräulein von G. eine Einladung zu der einzigen Familie, die sie in der Stadt ihres Umgangs würdigte. Sie ward angenommen; die Dame ging zur rechten Stunde, und um acht Uhr Abends folgte ihr der Diener, um sie wieder nach Hause zu begleiten. Um neun Uhr war das Gatter befohlenermaßen geschlossen und der Posten instruiert. Fräulein von G. war noch nicht zurück; denn man hatte in die Familie drunten ein paar Kameraden einzuschmuggeln gewußt, welche noch am meisten Gnade vor ihren Augen fanden und heute den Auftrag hatten, alles aufzubieten, um die Gesellschaft bis nach neun Uhr zusammen zu halten. Und so erschien die Dame denn auch erst gegen halb zehn Uhr am Gatter und ließ Einlaß fordern. Es war keine angenehme Nacht, sondern windig und hie und da mit einem leichten kalten Regenschauer, wie es eben im Herbst zu sein pflegt.

Als der Posten natürlich den Einlaß verweigerte, belehrte sie ihn selbst, daß sie Fräulein von G., die Tochter des Generals sei; er sollte daher rasch öffnen. „Ich darf nicht,“ versetzt der Bursch phlegmatisch. — „Bring dich nicht in Ungelegenheiten!“ schiebt der Diener ein. — „Geht mich alles nir an, ich darf nicht!“ spricht der andere. — „So meld' es dem Offizier,“ sagt das Fräulein zornig. — „Was gib't's da?“ ruft indem Erpen, der aus dem Fenster gelauscht. „Wer spricht da? Was unterstehtst du dich, Bursch? Weißt du nicht, daß du auf Posten nicht reden darfst?“ — „Herr Lieutenant, es sind Leute am Gatter, die herein wollen.“ — „Du kennst die Ordre, genug.“ — „Melde meinen Namen, Posten,“ spricht das Fräulein. — „Herr Lieutenant, ich soll Ihnen melden, es sei die Tochter des Herrn Generals und ein Diener.“ — „Dho!“ ruft Erpen, „nun, ich werde gleich dort sein!“ Und in der That erscheint er einen Augenblick drauf am Gatter.

„Herr von Erpen,“ redet ihn die Dame hastig an, „was soll dies bedeuten? Ich bin in Gesellschaft gewesen, und jetzt will mich der Mensch da nicht hineinlassen. Ich hoffe, Sie werden das bestrafen.“ Im Zorn hatte sie ganz vergessen, daß das Thor noch immer verschlossen blieb und sie draußen stand. „Gnädiges Fräulein,“ versetzt Erpen, „von Strafe kann keine Rede sein, da der Posten nach Befehl handelt. Nach neun Uhr darf er niemand hereinlassen.“ — „So öffnen Sie jetzt geschwind!“ ruft sie. — „Ich bin in grausamer Verlegenheit,“ entgegnete er mit seiner besten Verbeugung, „allein ich kann Ihren Willen nicht erfüllen. Die Ordre lautet ganz bestimmt: nach neun Uhr wird niemand eingelassen.“ — „Dieser lächerliche Befehl kann doch auf mich keine Anwendung finden?“ spricht sie mit bebender Stimme. — Erpen zuckt die Achseln. „Ihr Herr Vater wird an einen solchen Fall nicht gedacht haben, gnädiges Fräulein. Jetzt ist leider keine Ausnahme erlaubt.“ — „Nun,“ sagt sie und zieht den Mantel fester um sich zusammen, „dies wird mehr als ridicul. Lassen Sie den Fall also meinem Vater melden, Herr von Erpen, denn ich mag hier nicht länger wie eine Narrin stehen.“ — „Ich bin in Verzweiflung, gnädiges Fräulein,“ erwidert Erpen, „aber ich darf auch das nicht. Der Herr General hat ausdrücklich jede Meldung während der Nacht

bei drei Tagen Arrest verboten." — „Herr Lieutenant," ruft sie drohend, „Sie verhöhnen mich. Aber verlassen Sie sich darauf, daß ich mich beklagen werde." — Gnädiges Fräulein," spricht Erpen seufzend, „Ihre Ungnade drückt mich zu Boden, aber ich darf nicht, ich darf ja wahrhaftig nicht!"

„Wohlan," redet die Dame nach einer Pause weiter, „Sie wollen oder können nicht, und es bleibt mir daher nur übrig, in die Stadt und zu H. S. zurückzukehren. Lassen Sie dies morgen dem Vater melden. Komm' Er, Johann." — „Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein, gehen Sie nicht!" ruft Erpen mit der Geberde und dem Ton des höchsten Schreckens. „Ich bin in tödtlichster Verzweiflung! Ich darf Ihnen auch das nicht erlauben!" — „Herr von Erpen — Sie sind wahnsinnig!" bricht die Dame aus. — „Ja — ich — kann's — werden!" versetzt er mit ungeheuern Seufzern und indem er wie ein Verzweifelter die Hände ringt und auf und nieder rennt. „Sie dürfen nicht gehen! Wenn jemand sich vom Gatter entfernen will, soll der Posten auf ihn schießen! — lautet die Ordre."

„Hätten Sie schießen lassen, wenn sie doch gegangen wäre?" fragten wir ihn später. — „Nun oh! Bei Gott!" gab er zur Antwort. „Und so dicht über ihre Köpfe hin, daß sie die Kugeln pfeifen hören mußten."

Auf seine letzten Worte drückte die Dame das Tuch gegen die Augen und brach in Thränen aus. Das war fatal und unberechnet; bei bewandten Umständen ließ sich die Sache jedoch nicht mehr ändern, und Gott weiß, was daraus geworden, wäre nicht nach kurzer Zeit die Ordonnanz erschienen, um in der Stadt nach der Tochter des Generals zu sehen. Mit der Meldung des Geschehenen kehrte er in die Kommandantur zurück und überbrachte alsbald eine schriftliche Ordre, das Fräulein und den Diener einzulassen.

Drei Tage darauf ward der unglückliche Befehl widerrufen, und der General, der zur Parole kam, klopfte beim Auseinandergehen Erpen auf die Schulter und sprach mit seiner lustigsten Grimasse: „Brav herausgekommen, mein Lieber, hab's mir heim gebracht und meiner Tochter auch. Selbst zu meiner Zeit gab's keinen bessern Streich. Liebe die Ueberrälle und das Beschleichen, und vergeb's. Aber wenn ihr mir ein A für 'n U machen wollt, wie der da neulich auf der Wache, — da irt ihr euch. Ich kann auch noch Streiche angeben." (Hausbl.)

Eine Heimkehr.

Eine Bauerhütte in B., einem Dorfe in der Uckermark, ist jüngst der Schauplatz einer seltsamen Heimkehr geworden. Mann und Frau, Beide schon hochbetagt, sitzen dort beisammen in ihrer Stube, als plötzlich die Thür aufgeht, und ein Graukopf hereintritt, der kaum: „Guten Abend!" sagt und sodann ohne Umstände in den Großvaterstuhl am warmen Ofen Platz nimmt. Das alte Ehepaar sieht einander verwundert an.

„Kennst Du den alten Mann?" fragt sie.

„Nein! Und Du?"

„Ich auch nicht."

„Oho!" schallt es vom Großvaterstuhl her. „Sieh' mich nur 'mal recht an!"

Die Frau mustert den Graukopf eine Weile und sagt endlich: „Ei ja, das Gesicht kommt mir bekannt vor."

„Nicht wahr? Ist freilich lange her, daß wir uns nicht gesehen, seit Anno 1812."

Wie die Frau diese Jahreszahl hört, macht sie plötzlich große Augen, sieht dem Graukopf schärfer in das verwiterte Gesicht und schreit auf: „Meiner Trenn! der Melchior!"

„Was? Dein erster Mann?" ruft ihr zweiter. „Ich denk, der ist lange todt."

„Was Ihr Euch denkt!" antwortete Melchior, seinen weißen Schnurrbart drehend.

„Aber ich hab's ja vom Gericht," sagt die Frau.

„Daß ich todt bin?" fragt Melchior kalt.

„Es hat Dich für todt erklärt, weil Du, obwohl es Dich öffentlich aufgerufen, doch viele Jahre lang nichts von Dir hören ließe."

Soll Einer was von sich hören lassen," brummt' der Verschollene im Großvaterstuhl, „wenn er da hinten in Sibirien steckt."

„In Sibirien? Aber wie bist Du denn dahin gekommen?"

„Als Kriegsgefangener, nachdem ich mit den Franzosen Anno 1812 nach Rußland gemußt. Ich sage gemußt, denn freiwillig wär' ich gewiß nicht mitgegangen. Das weißt Du. Indes, da ich einmal dort war, gefiel mir's ganz gut, den weiten Marsch abgerechnet. Und ich dachte, eh' Du den weiten Weg retour machst, lieber bleibst Du, wo Du bist. So wurde ich denn Soldat in Rußland, wurde vor zwei Jahren mit nach der Kreim geschickt, dort nahmen mich die Franzosen gefangen und schickten mich hinwiederum nach Frankreich. Da blieb ich denn, bis ich mit ausgewechselt wurde, und sollte nun wieder nach Rußland geschickt werden. Aber jetzt hatte ich das Schicken satt, ich sagte, ich bin ein preussisches Landskind und will nach Hause. Jetzt bin ich zu Hause, und den will ich sehen, der mich wieder von hier fortschickt. Auf einen Platz im Großvaterstuhl werd' ich wohl noch Anspruch haben in meinen vier Pfählen." Und dabei knarrte der Großvaterstuhl unter ihm, so fest setzte er sich darauf."

„Na," sagte der andere Alte, „wenn er weiter keine Ansprüche macht."

„Ein Bißchen Essen wird sich wohl auch noch finden," fuhr der Verschollene fort.

„Ja wohl," stimmte Jener bei, „wo Zwei satt werden, da wird's am Ende auch noch der Dritte."

„Das denk' ich auch," meinte der Veteran, „und ein halb Pfund Tabak täglich kostet ja auch keine Million. 'S braucht ja nicht gerade welcher von Bieraden zu sein. Gewöhnlicher Uckermärkischer thut's auch. Wird mir die Kehle trocken," so erzähl' ich den Bauern von meinen Kriegsthaten und Abenteuern, daß ihnen Hören und Sehen vergeht, und verdiene mir so meinen freien Trunk."

In dieser Weise kamen die drei alten Leute friedfertig mit einander überein. Und der Heimgekehrte behauptet, wie wir hören, heute noch seinen Ruhestuhl im Großvaterstuhl. (N.P.Z.)

Eigenthümlicher Gehörsinn.

Aus Demmin wird berichtet: Als Pensionär des hiesigen Taubstummen-Lehrers Gemms befindet sich hier ein im September v. J. bei Kl. Teusin angetroffener Knabe von 11 Jahren. Derselbe trug, als man ihn fand, ein grauleinenes Habit, ein sehr schönes Plättchen mit den Buchstaben K. H. gezeichnet und gestricke Tragriemen. Er ist von angenehmem Aussehen, zartem Knochenbau, hat einen sehr wohlgeformten Kopf und tief schwarzbraune Augen von lebhafter Gluth, mit denen er noch im Dunkeln zu lesen vermag. Im Armenhause, wo er eine Zeit lang untergebracht war, legte man ihm, da er taubstumm war und seinen Namen nicht angeben konnte, die Namen Carl Christlieb bei. Man bemerkte, daß er beim Läuten einer Glocke Schmerzen in den — Füßen bekam. Bei Herrn Gemms hat er nun wunderbare Fortschritte gemacht und es steht jetzt fest,

daß er nicht stumm und auch nur relativ taub ist. Er kann jetzt sprechen, lesen, singen, schreiben und rechnen. Eine eigenthümliche Erscheinung (berichtet die „S. Z.“) ist die Empfindungsweise seines Gehörs. Wenn sein Lehrer artikulirte Wörter zu ihm spricht, indem beide sich gegenüberstehen, so versteht der Knabe dieselben sogleich, nicht aber wenn der u. Gemms die bloßen Lippenbewegungen jener artikulirten Wörter macht, wie er es bei den übrigen Taubstummten zu thun pflegt. Hiernach ist das Gehör des Knaben ohne Zweifel empfindlich; dennoch ist der Umstand befremdend, daß, wenn man dem Knaben den Rücken zugewendet hat, man so laut als möglich sprechen kann, ohne daß derselbe ein Wort versteht. Waltete wiederum hierbei ein Betrug ob, so würde der Knabe bei dem täglichen Umgange mit seinem Lehrer doch gewiß einmal aus der Rolle gefallen sein, was indeß niemals geschehen ist. Sobald dagegen der Sprechende seine Hand auf den Kopf des Knaben gelegt und letzterer die Hand des ersteren mit der seinigen fest umfaßt hat, so versteht letzterer Alles, wenn auch sein Gesicht von dem des Sprechenden abgewandt ist. Eben so versteht der Knabe das gesprochene Wort auch bei abgewandtem Gesicht, wenn er seine Hand an den Rückenwirbel des Sprechenden angelegt hat. Nach dem ärztlichen Urtheil des Doctor . . . r hört der Knabe nicht durch die Ohrmuschel, sondern durch die Knochenröhren, was auch dadurch dokumentirt wird, daß er bei Berührung einen starken Druck mit der Hand ausübt, wie wenn er dadurch um so besser verstände. (P. 3.)

Anekdoten.

Jüngst kam ein Gast in die Restauration eines Hotels, um sich zu restauriren. Der Kellner war aber so ungewöhnlich phlegmatischer Natur, daß er wie eine Bildsäule starr vor dem Ofen stehen blieb, sich um den Gast nicht kümmerte und dem *dolce far niente* seines rückseitigen *Exterieurs* mit Volllust nachhing. In Ermangelung einer Klingel, um den Schlafwachen aus seinen süßen Träumen zu wecken, der sich immer noch nicht rührte und gänzlich die sonst angeborne Kellnerzubringlichkeit verleugnete, frug der Gast in sehr gereiztem Tone: „Haben Sie vielleicht Hämorrhoiden?“ Nun regte sich der Dienstleister des Erquickungsjünglings und er stotterte verlegen: „Ich weiß es nicht, ich will aber die Speisekarte nachsehen!“ — Ein homerisches Gelächter erschallte von Seiten des Gastes, der höflich für das Gericht dankte und seine Lachmuskeln durch einen halben Schuß zur Ruhe brachte. — Eine ähnliche Geschichte gab neulich einer Gesellschaft ebenfalls Stoff zu ungemeiner Heiterkeit. Die junge Welt unterhielt sich, wie immer, um geistreich zu scheinen, von den letzten Erscheinungen der Literatur und brachte auch das naturwissenschaftliche Capitel in Anregung. Humboldt's Kosmos war die Parole, den vielleicht die ganze Gesellschaft nur dem Namen nach kannte. Eine junge Dame, um ihrer Verlegenheit zu Hülfe zu kommen, frug einen neben ihr sitzenden Herrn, der bislang ziemlich theilnahmlos in die Gesellschaft geschaut hatte und mehr Gefallen an den niedlichen Gesichtern der Damen als an dem wissenschaftlichen Disput finden mochte: „Kennen Sie den Humboldt'schen Kosmos?“ — „Ja wohl, er ist sehr piquant!“ — „Woher wissen Sie das?“ — „Ich habe ihn schon öfter genossen und sehr delicat gefunden!“ Ob nun der junge Merkur nur ironisch sein und die bornirte Jugend dupiren wollte, wissen wir nicht; genug, die höchst zweideutige Antwort ward herzlich belacht.

Kürzlich kaufte eine Frau von einem Landmanne eine Gans. Diese schien besonders fett zu sein, so daß einem das Herz im Leibe lachte, wenn man sie ansah. Auch war der Preis nicht eben zu hoch, und die Frau berechnete schon im Geiste, wie viel Schmalz sie wohl daraus gewinnen könnte. Aber wie oft wird dem armen Menschenkinde seine Freude zu Wasser! So auch hier, und zwar diesmal im buchstäblichsten Sinne des Wortes. Denn kaum hatte die schöne Hand dem köstlichen Braten das Messer in die Brust gesenkt, so drang mit großer Behemenz eine Fontaine in die Höhe — die Gans war wassersüchtig, und der vorhin so stolze Bauch derselben schrumpfte gar jämmerlich zusammen! Das fehlte bei der theuren Zeit noch, daß die Gänse statt der Fett sucht die Wasser sucht bekommen!

Mittel gegen die Gicht. Der Leidende setzt einen Hut auf, dessen Einfassung aus Kupfer besteht, und zieht ein Paar mit Zink eingesäumte Stiefeln an, die sofort mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt und durch einen Metalldraht mit dem Kupfer des Hutes in Verbindung gesetzt werden. Im Entstehungsmomente der galvanischen Strömung beginnt der Patient, durch diese unwiderstehliche Kraft getrieben, en *carrière* zu laufen, über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, bis nach Zurücklegung mehrerer Meilen die Schwefelsäure erschöpft ist, und er nun Ruhe findet, in seine Heimath zu schreiben, daß er vollkommen von seinem Uebel geheilt sei.

Der englische Dichter Roy hatte sich durch seine satyrischen Einfälle viele Feinde gemacht, und einige waren sogar so weit gegangen, ihn dafür thätlich zu mißhandeln.

Einst befand er sich des Abends mit einem Bekannten in einem Wirthshause, und die Gesellschaft war so heiter, daß sie erst um Mitternacht aus einander ging.

Roy bat seinen Bekannten, ihn zu begleiten; doch dieser weigerte sich sehr änglich. „Warum wollen Sie denn nicht mit mir gehen?“ fragte ihn Roy. „Freund, es ist Mitternacht, und Sie wissen ja, das ist die Stunde der Stockschläge.“

Ein Offizier der asiatischen Compagnie machte seinem General ein Geschenk mit einem Faß Madeirawein.

Nach einiger Zeit fragte der Officier seinen Chef, wie ihm der Wein geschmeckt habe?

„Ich glaube, es ist ein Saft aus Weiberzungen und Löwenherzen; denn wenn ich mich darin satt getrunken, so konnte ich nicht aufhören zu schwagen und hatte Muth zu fechten wie ein Teufel.“

Die Abschlagszahlung. „Sie, Herr Siebelmeier wann frieg ich denn mein Geld von Ihnen?“

„Ja so! Wie viel macht's denn nur g'schwind aus?“

„A elf Gulden und vier Groschen.“

„So? Hm! Nun da werd' ich Ihnen halt einmal die vier Groschen geben, und mit die lumpigen elf Gulden müssen's schon noch Geduld haben.“

Ein Gastwirth kündigte eine Illumination an und bemerkte dabei, daß an diesem Abend Alles bei ihm transparent sein würde.

Als sich einige seiner Gäste über das dünne Bier, den dünnen Wein und die dünnen Brode und Fleischschnitte beklagten, antwortete er ganz kaltblütig: „Ich hab's ja angekündigt. — Alles transparent.“

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die H. Geng'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnewitz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 18.

Neubrandenburg, den 4. Mai.

1856.

Bilder aus dem Leben eines Arztes in Amerika.

— Ich war noch ein ganz junger Mann. Ich hatte mich in Concord etablirt, und meine Eltern hatten mir das lebenswürdigste Mädchen von der Welt zur Frau gegeben. Für einige Zeit waren wir beide unaussprechlich glücklich. Wir lebten von Liebe und Hoffnung, zwei schönen Dingen, aber nicht hinreichend, um das Glück zweier Gatten lange zu unterhalten. Mehrere Monate lang kam Niemand, meine Dienste in Anspruch zu nehmen, ausgenommen eine alte Dame, die mich rufen ließ, um ihr einen Zahn ausziehen, und die mir als Honorar dafür einen Vierteldollar zahlte. Nach Verlauf von vier Monaten des Wartens begann die Verzweiflung sich meiner zu bemächtigen. Ich verbarg meinen Kummer so viel als möglich vor meiner Frau und gab mir Mühe, ihr stets nur ein heiteres Gesicht zu zeigen. Eines Abends endlich kam ich auf den Boden meiner Börse. Zehn Pence waren mein ganzes Vermögen. Ich war traurig und überlegte bei mir selbst die Mittel, das drohende Elend abzuwenden; meine Frau war ausgelassen lustig.

„Mein lieber James,“ sagte sie, „wir wollen heut Abend einen Spaziergang machen; es ist so herrlicher Mondschein. Und dann, — Du weißt, daß ich nicht verschwenderisch bin — aber ich möchte wohl, daß Du mir das hübsche Häubchen kauftest, welches wir in der Auslage der Wd. Durdridge sahen; es kostet nur vier Dollar.“

Vier Dollar, und ich hatte nur vier Sous! Aber wie durfte ich wagen, das zu gestehen? Ich wollte meiner Frau nicht das Herz brechen.

„Ich werde es Dir in wenigen Tagen kaufen,“ sagte ich; „aber heute habe ich mein ganzes Taschengeld ausgegeben. — Gehen wir spazieren! — Vielleicht,“ sagte ich bei mir selbst, „bietet sich auf diesem Spaziergange irgend ein unerwartetes Glück.“

Die Promenade that mir sehr wohl; der Abend war köstlich; die frische Nachtluft kühlte mein Blut ab und beschwichtigte die fieberhafte Aufregung, die mich den ganzen Tag gequält hatte. Meine Frau war ebenfalls sehr heiter und pries unbefangen die Schönheit der Nacht. Die Natur breitete rings um uns her ihren Balsam und ihre Tröstungen aus. Ich fühlte mich relativ glücklich, und dennoch fuhr ich fort, mich innerlich zu fragen, wie ich es anfangen sollte, um meiner Frau die Haube zu schenken, die ihr an dem Schaufenster der Wd. Durdridge so

sehr gefallen hatte. Ich überlegte die Sache längere Zeit und beschloß endlich, meine Uhrkette zu versetzen, um die Laune meiner Frau zu befriedigen, die erste, die sie seit unserer Verheirathung geäußert hatte. Wenn sie mich fragen sollte, wo die Kette hingekommen wäre, beschloß ich, sie dadurch zu täuschen, daß ich ihr sagte, ein einfaches schwarzes Band sei viel geschmackvoller. Als dieser Entschluß einmal gefaßt war, fühlte ich mich ganz ruhig.

Auf dem Rückwege machte ich meine Frau auf ein Haus aufmerksam, das ziemlich gut aussah und mit einem gewissen Geheimnisse umgeben war. Der Eigenthümer desselben sei reich, sagte man, und lebe in der größten Zurückgezogenheit mit einer jungen Dame und einer Erzieherin. Sie hielten mit Niemand Umgang, und wenn sie zufällig die Stadt besuchten, so geschah dies in einer altmodischen Kutsche, welche auf alterthümliche Weise durch einen Menschen geschlossen wurde, der ihr Diener und Gärtner war, dennoch aber mit ihnen in keinem Verkehr stand und nie in das Innere des Hauses drang. Während ich noch damit beschäftigt war, meiner Frau alle näheren Umstände über dies geheimnißvolle Haus zu erzählen, hörte ich eine sehr scharfe, schneidende Stimme, welche einem Diener befahl, eiligt in die Stadt zu gehen und den ersten Arzt herbeizuholen, den er finden würde. Ich erinnerte mich der Worte der Hoffnung, die ich wenige Stunden zuvor ausgesprochen hatte:

„Vielleicht bietet sich irgend ein unerwartetes Glück!“

Ich rief den Diener an, der mich mit mürrischem Tone fragte, was ich wollte.

„Entschuldigen Sie,“ entgegnete ich; aber hörte ich nicht eine Dame Ihnen sagen, daß Sie so schnell als möglich einen Arzt herbeiholen möchten?“

„Vielleicht wohl,“ erwiderte der Bediente mit beinahe wilder Verbheit. „Run! Was weiter? Es ist ein Glück, daß Sie sonst nichts gehört haben. Die Hörer an den Thüren hören selten gut von sich sprechen.“

„Ich horchte nicht,“ sagte ich; aber ich hörte den Ihnen ertheilten Befehl, indem ich mit meiner Frau von einem Spaziergange zurückkehrte.“

„Dies ist nicht der Weg, den ehrenhafte Leute gewöhnlich zu ihren Abendpromenaden wählen,“ sagte der Mensch mit spöttischem Tone.

Meine Frau beugte sich erschrocken zu mir und flüsterte mir in das Ohr:

„Laß uns gehen, James; das Gesicht dieses Menschen gefällt mir nicht.“

Aber ich war nicht in der Laune, mich durch so Wenig abschrecken zu lassen. Ich erinnerte mich an den alten Spruch: „Ein Ertrinkender klammert sich an einen Strohhalme!“ und wendete mich daher wieder an den Bedienten. Ich sagte ihm, daß ich Arzt wäre und ihm daher den Weg ersparen könnte. Er blieb unentschlossen stehen, und nach einigen Augenblicken des Schweigens sagte er:

„Ich kenne Sie nicht, vielleicht sind Sie ein Spitzbube?“

Ich fühlte das Blut in meinen Adern kochen; aber ich hatte ein festes Ziel vor Augen und verschluckte auch noch diese Demüthigung. Ueberdies war der Brummhär mit einem gewaltigen Stocke bewaffnet und hätte mich im Fall der Noth in seinen Armen erdrücken können. Es gelang mir daher, mich zu beherrschen, und ich antwortete ihm sanft, indem ich auf meine Frau zeigte:

„Ich hätte geglaubt, Herr, daß mein Gesicht, um noch nichts von dem dieser Dame zu sagen, hingereicht haben würde, um mich gegen dergleichen Vermuthungen zu schützen. Ich wiederhole Ihnen, daß ich Arzt bin, daß ich seit wenigen Monaten in Concord wohne, daß ich zufällig einen Arzt verlangen hörte und daß ich Ihnen meine Dienste anbot, weil ich weiß, wie wichtig schleunige Hülfe in gewissen Fällen ist.“

Der Mensch zögerte noch einen Augenblick; endlich schien er von der Wahrheit dessen, was ich sagte, überzeugt zu sein und antwortete mit weniger rauher Stimme:

„Wenn Sie Arzt sind, so sehe ich, Alles wohlzuvorsorgen, nicht ein, weshalb ich zu dieser Stunde der Nacht umherlaufen soll; aber hören Sie, wenn ich Sie auch zu dem Hause führe, so will ich deshalb noch nicht darauf schwören, daß die alte Gouvernante Sie einläßt. Indes können wir es versuchen.“

„Darf ich Sie fragen, wer in dem Hause krank ist? Jemand von der Herrschaft, oder einer von den Dienern?“ fragte ich, denn ich glaubte, daß es nicht ohne Wichtigkeit sei, für den Fall, daß meine Dienste angenommen würden, im Voraus zu wissen, an wem ich meine ärztliche Kunst üben sollte.

„Ich weiß nicht — von der Herrschaft oder von den Dienern.“ sagte der Mensch, indem er seinen rauhen Ton wieder annahm. „Sie werden das erfahren, wenn man Ihre Dienste annimmt.“

Da ich sah, daß aus dem Menschen nichts herauszubringen war, folgte ich ihm, ohne weiter ein Wort zu sagen, bis zur Thür. Er klingelte, und wir sahen beinahe augenblicklich die alte Gouvernante.

„Thomas, Ihr seid schon zurück?“ sagte sie. Mir scheint, Ihr habt kaum Zeit gehabt, nach der Stadt zu gehen und zurückzukehren.“ Dann sah sie nach ihrer Uhr, und während ich sie dabei neugierig betrachtete, glaubte ich in ihrem Blicke etwas Auffallendes und Verstöres zu erkennen.

„Ihr müßt auf den Flügeln des Windes geflogen sein,“ fuhr sie fort. „Das erinnert mich unwiderstehlich an die Worte der Schrift: „O, wenn ich die Flügel der Taube hätte, so würde ich entfliehen und die Ruhe suchen.“ — Vorwärts! Vorwärts! Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Es gehen sonderbare Dinge auf diesem sublunaren Planeten vor. Habt Ihr den Doctor mitgebracht?“

„Hier ist er, Madame,“ sagte der Mensch, der mit dem Namen Thomas angeredet worden war. „Ich habe ihn unterwegs getroffen.“

„So werden die Schätze oft an dem Orte entdeckt, an welchem man sie am wenigsten vermuthet;“ entgegnete die Dame. „Treten Sie ein, mein lieber Herr, und besuchen Sie meinen Bruder. Sehen Sie zu, was Sie thun können, um die Unruhe seines Geistes zu beschwichtigen. Darf ich es wagen, an Sie die Worte des unsterblichen Shakespeare zu richten: „Kannst Du einen kranken Geist erleichtern?“ — Wenn Sie es können, sind Sie doppelt willkommen. — Lavinia, zeigen Sie dem Doctor das Zimmer Ihres Vormunds. — Aber was!“ sagte sie, indem sie auf meine Frau einen wüthenden Blick richtete. „Ich bedarf

keines Weibes zur Vertrauten! Es ist genug für mich, meinen eigenen Kummer zu tragen und ihn in meinem Herzen zu verbergen. Gehen Sie, Madame, gehen Sie, und besudeln Sie dieses Haus nicht durch Ihre garstige Gegenwart.“

„Diese Dame ist meine Frau,“ sagte ich. „Wir machten zufällig einen Spaziergang, als ich hörte, wie Sie die Dienste eines Arztes verlangten, und da ich selbst Arzt bin, glaubte ich, daß ich Ihnen vielleicht nützlich sein könnte. Indes können Sie aus Concord den Hausarzt holen lassen.“

„Das ist unnöthig, mein lieber Herr,“ entgegnete die Dame, welche ungefähr vierzig Jahr alt zu sein schien. „Ihre Entschuldigungen sind hinreichend. Ich bitte Sie, gehen Sie zu meinem Bruder. Während dessen werden Ihre Frau und ich einige Stunden in einer sehr angenehmen Unterhaltung zubringen, in der Unterhaltung sympathischer Geister. Können Sie das verstehen, Doctor? Doch nein, Ihr Männer seid von zu grober Natur. Lavinia, mein Herzchen, stellen Sie den Doctor Ihrem Vormund vor und sagen Sie ihm, daß das Abendessen Punkt acht Uhr bereit sein soll.“

„Gut!“ dachte ich. „Die gute Dame ist vollständig verrückt! — Es ist nichts zu befürchten, liebe Susy,“ flüsterte ich meiner Frau, die etwas erschrocken war, in das Ohr. „Bleibe bei der Dame, während ich den Kranken besuche. Erwinnere Dich an das, was Du mir so oft gesagt hast, Liebchen: Es wird irgend etwas geschehen, wenn wir es am wenigsten erwarten. Hoffen wir, daß dieses sonderbare Abenteuer, das so unerwartet kam, so wenig von uns aufgesucht wurde, der Grundstein unseres künftigen Glückes sei.“

Ich ging die Treppe hinauf, der jungen Dame folgend, die mit dem Namen Miß Lavinia bezeichnet worden war. Sie war ein schönes, junges Mädchen und höchstens achtzehn Jahr alt. Ein eigenthümliches Wesen des Trübfinnes, das über ihre ganze Person verbreitet war, widersprach ihrer Jugend und ihrer Schönheit; aber sie sagte nichts und bezaugte sich damit, mich zu dem Zimmer ihres Vormundes zu führen. An der Thür verließ sie mich, und ging, oder glitt vielmehr mit der geräuschlosen Anmuth einer Fee, die Treppe hinab.

Ich klopfte leise an die Thür, und eine Stimme, welche die eines artigen Mannes von guter Erziehung zu sein schien, rief herein. Ich drehte den Drücker und trat leise ein. Wie groß war meine Ueberraschung, als ich statt eines Kranken auf dem Bett oder in einem Lehnstuhle einen bejahrten Gentleman mit Silberhaar und mit einem wohlwollenden Gesichte mitten im Zimmer vor einem großen Spiegel erblickte, damit beschäftigt, sich den Bart einzuseifen. Er grüßte mich vertraulich und sagte:

„Sie haben lange gezögert, Doctor. Ich fing schon an, die Geduld zu verlieren und mich selbst zu rasiren. Jetzt können Sie sich an das Geschäft machen.“

Ich war sehr erstaunt. Obgleich ich die Züge des alten Herrn nicht zu unterscheiden vermochte, da sie zum Theil unter der Seife verdeckt lagen und das einzige Licht, welches auf dem Kaminsimse brannte, nur ein Halbdunkel in dem Zimmer verbreitete, vermuthete ich doch, daß er eben so verrückt sei, wie die Dame, welche ihn ihren Bruder nannte. Ich versuchte es, mich davon zu überzeugen, indem ich seine Augen betrachtete, denn ein Wahnsinniger, der ein Rasirmesser in der Hand hält, ist keine sehr angenehme Gesellschaft. Der Greis richtete abermals das Wort an mich, indem er sagte:

„Weshalb fangen Sie nicht an? Haben Sie denn Ihre Instrumente nicht mitgebracht?“

„Ich fürchte, daß ein Irrthum stattfindet, mein lieber Herr,“ sagte ich, „denn ich bin Arzt und nicht Barbier.“

„Sehr gut; das erinnert mich übrigens daran, daß ehemals beide Geschäfte vereinigt waren, und ich meines Theils bedauere, daß man sie getrennt hat. Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, Doctor, so bin ich das Opfer einer Verschwörung. Der alte Diener, den ich nach Concord geschickt habe, um Sie zu holen, pflegte mich sonst zu rasiren; aber er ist von einer

Gesellschaft Barbieri in dem Staate Massachusetts bezahlt, mir bei der ersten Gelegenheit den Hals abzuschneiden, um sich eines Geheimnisses zu bemächtigen, das mich viele Jahre beschäftigt hat und durch welches ihre Profession zu Grunde gerichtet werden wird. Sie sehen wohl, daß ich mich die ganze Woche nicht rasirt habe, da ich mich meinem Diener nicht anvertrauen kann und nicht will, daß mir ein Barbier zu nahe kommt, und wäre es auch auf die Entfernung einer Meile. Deshalb habe ich mich endlich entschlossen, einen Ihres Standes rufen zu lassen, um mir diesen kleinen Dienst zu leisten. Und jetzt, Doctor, aus Werk."

Ich war jetzt überzeugt, es mit einem Verrückten zu thun zu haben, und ich glaubte, daß das Klügste sein würde, seinem Verlangen zu genügen. Ich machte mich daran, den Wald zu fällen, der sein Kinn bedeckte. Die Aufgabe war schwierig, so wohl wegen meiner geringen Erfahrung in dem Geschäft, als wegen des Halbdunkels, das in dem Zimmer herrschte. Dennoch gelang es mir, mich meines Geschäftes so ziemlich gut zu entledigen. Der alte Herr stand auf, rieb sich das Kinn, drückte mir die Hand, indem er erklärte, ich sei für das ganze Leben sein Freund, denn durch mich wäre er in Zukunft vor seinen Feinden geschützt. — "Jetzt," fügte er hinzu, "muß ich Ihnen Ihr Honorar geben, Doctor." — Und indem er das sagte, ließ er in meine Hand fünf Stücke von fünf Dollar gleiten und verabschiedete mich, indem er mir das Geheimniß empfahl.

Am Fuße der Treppe fand ich die junge Dame, die mich hinauf begleitet hatte, und die Neugier bewog mich, einige Fragen über ihren Vormund an sie zu richten. Ich zögerte indes aus Furcht, unbescheiden zu erscheinen; da fragte sie mich, in welchem Zustande ich ihren Vormund verlassen hätte, und ob ich glaubte, daß die Goldminen eine gute Speculation wären.

"Sie auch!" dachte ich bei mir. "Sollte dieses schöne, junge Mädchen an derselben Krankheit leiden, wie ihr Vormund und die alte Dame?"

Ich sah ihr forschend in die Augen und glaubte darin einen frankhaften und träumerischen Ausdruck zu entdecken.

"Ich verließ Ihren Vormund in guter Gesundheit," entgegnete ich; "doch von den Goldminen hat er nichts gesagt."

"Dann athme ich freier. Wissen Sie wohl, daß ich fürchtete, Sie möchten ein Emisär des Königs von Siam sein? Dieser Monarch ist gewaltig neidisch auf meinen Vormund, weil derselbe gewisse Rechte auf die Minen seines Landes besitzt; aber ich sehe, daß ich mich getäuscht habe, denn Sie tragen keinen Turban und haben keinen Bart. Vielleicht," fügte sie hinzu, "sind Sie ein Barbier, und in diesem Falle ist mein armer Vormund verloren!"

"Ich bin nicht Barbier," entgegnete ich lachend, "aber um die Wahrheit zu sagen, habe ich Ihren Vormund eben doppelt barbirt." (Ich spielte auf das Honorar von fünf und zwanzig Dollar an.)

"Ach, dann ist Alles verloren. Ich sehe Blut auf Ihrer Hand! (Ich bemerkte in der That auf meiner Hand einen kleinen Blutstreck, der von einem unbedeutenden Schnitte herrührte.) Thomas! Thomas!" rief sie. "Dieser Mensch hat Eurem Herrn die Kehle abgeschnitten. Lasset die Hunde auf ihn los! Zu Hülfe! Ein Mörder! Zu Hülfe!"

Ich versuchte das junge Mädchen zu beruhigen, aber einen Augenblick darauf stürzte ein großer Hund unter entsetzlichem Geheul auf den Flur, und selbst mit dem tüchtigen Stocke, den ich trug, konnte ich ihn nur mit großer Mühe abwehren. Zugleich erschien der fürchterliche Thomas, mit einem Gewehre in der Hand, das er auf mich anlegte, um dem Befehle seiner jungen Gebieterin zu gehorchen, während von der andern Seite die alte Dame herbeistürzte, indem sie meine halb ohnmächtige Frau hinter sich her zog, sie beschuldigend, daß sie die Spießgesellin der Räuber und Mörder sei, welche beabsichtigt hätten, das Haus zu berauben und dessen Einwohner umzubringen.

Zum Glück für mich kam in eben dem Augenblick, als ich

in Gefahr stand, von dem alten Diener niedergeschossen oder von dem Hunde, der eben so toll zu sein schien, wie seine Herren, in Stücke gerissen zu werden, der alte Gentleman in Schlafrock und Pantoffeln die Treppe herab und befreite mich. Er sprach mir in diesmal sehr vernünftigen Worten sein Bedauern über dies Mißverständniß aus, und nachdem er mir eine gute Nacht gewünscht hatte, befahl er Thomas, mir die Thür in der Hofmauer zu zeigen und sie hinter mir zu verschließen.

Die frische Luft beruhigte meine arme Frau, die ungeheuer erschüttert war. Die Erinnerung an meine fünf und zwanzig Dollar ließ mich bald die Gefahren vergessen, denen ich ausgesetzt gewesen war, und als wir nach der Stadt kamen, kaufte ich meiner Frau die ersehnte Haube.

Einige Zeit darauf ließ ich eine Anzeige in die Zeitungen rücken und empfing aus Neu-Orleans einen Brief, der mir das ganze Geheimniß erklärte. Der alte Herr und die alte Dame waren Bruder und Schwester, und das junge Mädchen die Tochter des Ersteren. Der Wahnsinn war erblich in ihrer Familie. Sie waren aus Jamaika, wo der alte Herr bedeutende Pflanzungen besaß. Nachdem er mit der Verschlagenheit, welche Wahnsinnigen sehr oft eigen ist, seine Besitzungen höchst vorthellhaft verkauft hatte, war er mit seiner Tochter und seiner Schwester nach den vereinigten Staaten entflohen, wo man sie bisher nicht hatte entdecken können. Thomas war ein alter Diener der Familie, dem sich der Wahnsinn seiner Gebieter mit der Zeit mitgetheilt hatte. Diese Geschichte nahm ein tragisches Ende. Auf die Anzeige, welche ich hatte in die Zeitungen rücken lassen, wurden die drei Wahnsinnigen durch ihre Familie zurückgefordert. Der alte Herr bildete sich ein, er sei ein Opfer der Verschwörung, die er so sehr fürchtete, und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Die beiden Frauenzimmer sperrte man in ein Irrenhaus, und Thomas wurde mit einem sehr ansehnlichen Jahrgeld entlassen, den er als Lohn der verschrobenen Dienste empfing, welche er seinen verschrobenen Gebieterinnen geleistet hatte. (N. 3.)

Roman aus dem Holsteinischen.

Der Bauer Drös Tieffen hatte in der Stadt Kiel seine „wittbunte Kuh" gut verkauft und kehrte reinen Herzens, denn so war er gekommen, zu dem Dorfe seiner Väter und seiner Mutter, der treuen Gattin, eilenden Schrittes zurück. Doch eigentlich nicht eilenden Schrittes, denn Drös war zu sehr Philosoph, um an den Dingen der Außenwelt, z. B. Ecksteinen, begegnenden Handwerksburschen und dergleichen gleichgültig vorüberzuhüpfen — nein, Alles mußte betrachtet, beobachtet, über Jedes sich ein Urtheil gebildet werden — so verstand er es, in dem Einzelnen das All zu erfassen!

Wie Drös Tieffen so dahin philosophirte, begegnete ihm ein Herr mit einem sehr großen, schönen Hunde bewaffnet. Was war natürlicher, als daß Drös, den der Hund offenbar interessiren mußte, sich umdrehte, stillstand und dem Herrn die bescheidene Frage vorlegte: "Is de Hund sien, Herr?" — Der Herr aber drehte sich halb um und antwortete kurz, halb entrüstet: "Ne, ick bin de Hund sien Herr!" und schritt dann unbekümmert weiter. — Drös Tieffen stand wie versteinert. Was hatte er gesagt? und wie paßte das, was er gesagt hatte, zu der Frage, ferner wie so? — Dies waren die Fragen, die sein Gemüth durchbeben, wie der Sommerabendwind durch Aeolsharfensaiten mitunter zu beben die Gefälligkeit hat. Da stand er und grübelte — ging weiter — stand wieder still — grübelte abermals und verstand es nochmals nicht; und dabei muß bemerkt werden, daß Drös gar nicht das war, was man

„auf den Kopf gefallen“ nennt; Gott bewahre: dies zu sein, war ihm nie eingefallen, und wäre er es gewesen, so müßte er doch selbst zuerst diese Bemerkung gemacht haben . . . Aber nein, er verstand es nicht! Alle möglichen Stellungen nahm er ein, wie sie nur seit Pythagoras von großen Denkern angenommen worden sind. Er legte den Stockknopf unter seine römisch geformte Nase, so hatte er es von dem Doctor gesehen, wenn er meditierte — es half nichts. Er setzte sich auf einen Chausseestein — half nichts; er ging in eine verwegenere Position über, — half nichts; um seines Geistes Schärfe noch mehr zu schärfen, ging er endlich zu einem Mittel über, das man eigentlich ein unerlaubtes nennen müßte, wenn nicht der Zweck ein so edler gewesen wäre; er recapitulirte sich an den Fingern die zarten Reminiscenzen seiner Jugendbildung und hegte die gerechte Hoffnung, dadurch in eine gewisse gelehrte, hellsehende Stimmung zu kommen; ach, es war Alles vergebens! — — —

Spät, verstört und Aussehens trat er in seine angestammte Kathe, Antje hatte die Klöße und den Speck schon lange warm halten müssen. — Drös setzte sich in die Ofenecke. „Will Batter nich eeten?“ fragte die besorgte Gattin. „Ne—h“ war die Antwort. Dies war ein Dolchstoß für Antje's theilnehmenden Busen; sie war ein zartfühlendes Frauenzimmer, sie war die Frau ihres Mannes, ja die Mutter ihrer Kinder! Oh, welche eine Welt tiefen Kammers lag in diesem „Ne—h“ . . . sie drang in den Gatten, bat ihn, sein Herz zu erleichtern durch Mittheilung — lange vergeblich; endlich öffneten sich die Lippen Drös Tieffen's und er erzählte ihr mit der Einfachheit der Uebergerzeugung, mit der ganzen Uebergerzeugung der Einfachheit:

„Ik goh lengs de Schauseh, da kommt dor en Herr an mit'n groten, wummerschönen Hund; na, ik frag em denn je — — — überst neh“, fuhr er sich selbst unterbrechend fort, „so kann ik dat ni rech vertellen; Antje, Du mußt mi mol fragen, wat mi de Hund tohört.“

Antje, sich schnell in die Rolle hineinversetzend, fragte den Mann ihrer Wahl leise, bescheiden: „Is de Hund Dien, Batter?“

„Ah wat, ik bin de Hund sien Batter!“ brüllte Drös Tieffen, daß die Fensterscheiben klirrten.

Eine Lusteisenbahn.

Wie amerikan. Blätter erzählen, hat H. B. Miller in Bordeaux den Plan zu einer Lusteisenbahn entworfen. Das System besteht darin, daß eine Dampfmaschine sich über Pfeiler und eine Reihenfolge von Bogen bewegt, die durch zwei parallel laufende Eisentäue gebildet werden, welche von Strecke zu Strecke auf höheren Punkten oder Thürmen aufliegen und in den Zwischenräumen dem Gewicht ihrer eigenen Schwere überlassen bleiben. Statt gleich den gewöhnlichen Eisenbahnen aus zwei auf festem Boden liegenden Eisenschienen zu bestehen, würde der Weg also aus zwei Reihen von Tauen gebildet werden, die fortgesetzte Bogen bilden, deren convexe Seite sich gegen den Boden wendet. Aus dieser Anordnung folgt, daß die Maschine, welche im Beginn auf die Höhe eines dieser Bogen gestellt wird und sich durch die Schwingkraft fortbewegt, bis zur Höhe des nächsten Bogens emporhebt, indem sie auf dem inneren Theile der Bogen ruht und drückt. Ist man über einen Pfeiler oder Thurm hinweg, so wird eine leichte Vermehrung der Kraft hinreichen, die Maschine abwärts und wieder hinauf bis zur Spitze des nächsten Bogens zu tragen, und so fort. Die Thürme oder Pfeiler, fest aus Holz oder Eisen erbaut, werden durch Tauen noch stärker befestigt. Die Entfernung von einem Pfeiler zum andern soll einen Kilometer betragen und ihre Höhe 260 Meter. Sie

werden von Blitzableitern überragt, welche die ganze Strecke der Lusteisenbahn, sowie die darunter liegenden Ebenen, in einem Raume, der zwei Mal ihrer Höhe gleich kommt, gegen den Blitz schützen.

Felsgipfel, Berge, Hügel u., welche unübersteigliche Hindernisse für gewöhnliche Eisenbahnen sind, würden dagegen für diese Lusteisenbahn sehr nützlich sein, da diese natürlichen Erhöhungen mit Vortheil die Pfeiler und Thürme ersetzen.

Nach dem Urheber des Planes soll diese neue Eisenbahn allen bereits bestehenden weit überlegen sein und ihre Errichtung viel weniger kosten. Eine Lusteisenbahn von Paris bis Bordeaux würde z. B. nur 40 Millionen Francs kosten.

Ein feuriger Fluß.

Wenn man auf dem grünen Flusse in Kentucky (Vereinigte Staaten) reist, hört man nicht selten die Schiffer den Angstgeschrei ausrufen: „der Fluß steht in Flammen!“ und in der That wird das Dampfschiff dann durch einen Strom bläulicher Flammen umwallt. Trägt man nicht Sorge, die Thüren der Maschine zu schließen, oder wird ein brennendes Licht auf das Deck gebracht, so bricht augenblicklich an Bord das Feuer aus, aber wenn man das Dampfboot zum Stehen bringt, entfernt sich die Feuerfarbe von selbst. Dieses außerordentliche Phänomen findet eine sehr natürliche Erklärung. Der Boden des Flusses ist mit einer Lage vegetabilischer Ueberbleibsel mehrere Fuß hoch bedeckt; von dieser Lage hat der Fluß seine Farbe und seinen Namen. Ist der Wasserstand niedrig, so setzt die Fahr des Dampfbootes diese Masse von Trümmern in Bewegung, es entwickelt sich eine Menge Gas, und dieses ist es, welches den Brand hervorbringt.

Anekdoten.

Im promptu. In einer Gesellschaft wurde einem Schöngestirnten mosaischen Glaubens die Definition des Wortes Liebe aufgegeben, welches er folgendermaßen auslegte:

„Langer Irrthum eines Betrogenen Ehemannes.“

Eine Dame derselben Gesellschaft gab dasselbe rückwärts buchstabirt so zurück:

„Einfältige Bemerkung eines Jüdischen Lämmels.“

Der alte Heim ging in ein Weinhaus, um sich geschwind durch ein Gläschen Wein zu stärken. „Bringen Sie mir auch ein Glas Wasser,“ sagte Heim dem Kellner. — „Wozu das Wasser?“ fragte der Kellner verwundert. „Ich will den Wein damit mischen,“ erwiderte Heim. „Oh,“ sagte der Kellner, „da ist schon Wasser genug drin!“

Eine Carambolage eigener Art. Ein Friseur stieß in der Eile einen würdigen General. Ohne sich zu entschuldigen sagte er bloß: „Carambolirt!“ Der General steckte ihm eine derbe Ohrfeige, daß er in eine Pfütze fiel, und sagte: „Und den Weißen gemacht!“

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die P. Geng'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnewitz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 19.

Neubrandenburg, den 11. Mai.

1856.

Eine Kosaken-Geschichte.

Die alten Bekannten saßen fröhlich beisammen in der Bierstube und schmauchten und zechten, als der Briefträger die Zeitung brachte. Sie wurde schnell durchgelesen und mit einmal saß man, aus der harmlosen Unterhaltung herausgerissen, mitten in der Politik und es dauerte nicht lange, so kamen sich die besten Freunde wegen der Politik einander in die Haare. Die Russen-Freundlichen schimpften über die englischen Krämer-Seelen und die französischen Ruhestörer; die Anhänger der West-Mächte hingegen wünschten diesen die russische Knute und kosakische Einquartierung. Da der Streit immer lebhafter wurde und der Wortwechsel immer heftiger zu werden drohte, so benutzte ich eine kleine Pause, in welcher, wie man sagt, die Engeln durch die Stube flogen, um wie einen beschwichtigenden Engel eine launige Geschichte dazwischen zu schieben und dem Gespräche dadurch eine andere Wendung zu geben. Dieses gelang mir denn auch und zwar auf folgende Weise.

Ja, Alpropos! ad vocem „Kosaken!“ Da fällt mir eine fräpzigte Kosaken-Geschichte ein. — In den sogenannten deutschen Befreiungs-Kriegen gab es bekanntlich in Deutschland fast überall Kosaken, die von den regulären Truppen zum Vorposten-Dienst und Staffetten-Reiten gebraucht wurden und die dabei gelegentlich mausten und raubten was ihnen unter die Hände kam. Besonders liebten sie das blanke Geld und schöne Kleidungsstücke. Ein solcher Kosak befand sich nun auch bei dem preussischen Freicorps, welches in unserer Stadt lag, und wurde derselbe eines Tages beordert, einen Brief an einen Nachbar-Ort zu befördern, weshalb er sich auf sein kleines Pferdchen schwang und ganz gemächlich die Straße dahin ritt. Neue Hosen und Jacke hatte er sich bereits zu verschaffen gewußt. Nur das Stiefelwerk war so schadhast, daß es eines Ersatzes sehr dringend bedurfte. Als er so langsam einen Berg hinauf reitet, kommt ihm ein Mann mit einem Schubkarren entgegen. Es war ein sogenannter Schmiermann, d. h. ein solcher, welcher mit Wagenschmiere handelt und deshalb auf dem Schubkarren ein Fäßchen mit Wagenschmiere bei sich führte, das er in der Stadt zu verkaufen hoffte. Dergleichen Leute gibt es in Thüringen sehr viele, und da sie als Handelsleute weit und breit herumkommen, so sind sie in der Regel ziemlich gewandt und pfliffig. Der Mann sah nach seinen Fabrikate sehr schmierig aus. Allein

ob er dieses sein Fabrikat dazu verwendet oder irgend ein anderes — genug, er trug ein Paar große, schöne Wickelstiefeln und diese glänzten wie — Speckschwarte.

Wie der Kosak diese glänzende Stiefeln bemerkte, sah er mit Ingrimm auf sein miserables Schuhwerk, und die Stiefeln des Schmiermanns erregten seine volle Begierde. Mit einem Satz sprang er deshalb vom Pferde und mit der Rechten den Kantischuh schwingend, wies er mit der Linken auf des Mannes Füße. Der Mann, zum Tode erschrocken, wußte erst nicht, was der bärtige Krieger damit meinte. Doch nach und nach wurde ihm die handgreifliche Geberden-Sprache immer verständlicher, und obschon er auch noch einigen Zweifel anfangs hegen wollte, so ward es ihm doch nach einigen unzweideutigen Knutenhieben zur Gewißheit, daß diese russischen Ausdrücke zu deutsch nichts anders sagen sollten, als „Kerl, gib Deine Stiefeln her!“

Da er nicht Lust hatte auf diese Weise längeren Unterricht in der russischen Sprache durch den Sprachlehrer Kantischuh zu erhalten und der Kosak schon Miene machte, auch den Säbel zum Dolmetsch in Bewegung zu setzen, so blieb dem Schmiermann, wohl oder übel, nichts weiter übrig, als von seiner glänzenden Fußbekleidung Abschied zu nehmen. Er setzte sich deshalb an einem Rasen-Rande nieder, um die Stiefeln ausziehen. Ob es aber wirkliche Anhänglichkeit dieser Getreuen an ihrer legitimen Herrn war, oder ob es nur daher kam, daß die Stiefeln etwas zu eng gemacht, genug, der Schmiermann konnte sie anfänglich fast gar nicht von den Füßen bringen, bis der Kosak seine Knute abermals und zwar als Stiefelknute versuchen wollte, worauf dann die Stiefeln mit einem Rucke wie von selbst herunter waren. Der Schmiermann trennte sich von diesem seinen glänzendsten Besitztum nicht ohne Wehmuth. Dagegen funkelten die kleinen feurigen Augen des Kosaken bei dem Anblick dieser langersehnten Beute wie die Augen der Eidechse. Hastig ergriff er die beiden Gefangenen, schleuderte sein fast von selbst abfallendes Schuhwerk leicht von sich und setzte sich an denselben Rande nieder, um die Stiefeln anzuziehen, an welchem der Schmiermann sich eben erst niedergelassen hatte, um sie anzuziehen. Um sich das Geschäft des Anziehens zu erleichtern, hing der Kosak die Knute an das Pferd und ließ das Thier frei an dem Rasen-Rande fressen, denn dasselbe war so an seinen Herrn gewöhnt, daß eine Gefahr des Ausreisens nicht zu befürchten war. Wenn aber die Stiefeln schon schwer von den Füßen des Schmiermanns herunter zu bringen waren, so

war es mit noch viel größerer Schwierigkeit verbunden, sie an die Füße des Kosaken hinan zu bringen. Denn wie man sonst wohl behauptet, Rußland sei ein Kolos mit thönernen Füßen, so glich der Kosak vielmehr einem thönernen Männchen mit Füßen wie ein Kolos, und deshalb konnte er mit Mühe kaum in die Schäfte hinein kommen.

Der Schmiermann vermochte seine Schadenfreude nur schwer zu unterdrücken, wie er den härtigen Räuber seines Eigenthums sich so vergeblich abmühen sah mit dem Geschäft des Stiefel-Anziehens. Und wie dem sich also Quälenden diese Anstrengung ganz dicke und fette Thränen auspreßte, welche wie große Schnapstropfen aus der engen Mündung der Feldflasche aus den kleinen Augenhöhlen herausquollen und ihm über den ungekämmten Bart rollten, da mußte sich der Schmiermann wegwenden, um die Thränen zu verbergen, welche ihm das Entzücken über diese Scene in die Augen drängte. Die Wuth des Kosaken wurde aber aufs Aeußerste getrieben, als er es mit Gewalt durchsetzen wollte und deshalb beide Strippen an dem Stiefel, mit welchem er eben beschäftigt war, zu gleicher Zeit und so schnell abriß, daß der arme Teufel sich beinahe wie ein zu hastig steigender Gaul überschlagen und den steilen Abhang selbst hinunter gestürzt hätte. In diesem Augenblicke wandte sich sein ganzer Zorn gegen den bisherigen Besitzer dieser Widerspenstigen, als ob derselbe die Schuld des mißglückenden Unternehmens trage und die ungehorsamen Stiefeln vielleicht gar behert habe. Er knirschte ihm entgegen mit seinen großen weißen Zähnen und wies mit der geballten Faust nach der Knute, die an dem Pferde hing, das sich seitabwärts das schöne Gras ganz wohl schmecken ließ, indem der vor Wuth Schäumende schon Miene machte, sich aufzurichten und seinen ledernen Zuchtmesser herbei zu holen. In dieser neuen Gefahr durchzuckte den bedrohten Schmiermann ein Gedanke. — Rasch winkte er dem sich Erhebenden, ruhig sitzen zu bleiben, und gab ihm zu verstehen, daß er ihm helfen wolle. Ohne zu fragen, ob der Fremdländische ihn verstehe oder nicht, rief er ihm zu — „wer gut schmirt, der fährt gut!“ und öffnete das Fäßchen, in welchem er seine Wagenschmiere hatte. Von dieser Wagenschmiere nahm er nun einen tüchtigen Löffel voll und schmierte damit nicht nur die Füße des Kosaken gehörig ein, sondern auch das Innere der Stiefeln, und machte dabei die Bewegung wie das Rad um die Axt, um dem Kosaken anzudeuten, wie das Wagenrad um die Axt gehe, wenn gehörig geschmirt sei, ebenso werde der Fuß leichter in den Stiefel gehen, wenn vorher Beides seine gehörige Schmiere erhalten hätte.

Der Kosak verstand dieses sichtlich und sein freundliches Lächeln bewies, daß er dem glücklichen Gedanken seinen Beifall zolle. Hatte er doch selber öfter in gleichen Fällen einen ähnlichen Versuch mit Seife und Fett gemacht. Bereitwillig ließ er es daher geschehen, daß der Schmiermann ihm Füße und Stiefeln auf das Reichlichste einschmerte und sodann beide Stiefeln zugleich an die Füße steckte. — Anfangs rutschte auch der rechte Fuß, mit welchem das Experiment zuerst versucht wurde, ganz prächtig in den Schaft hinein; als er aber mitten darinnen war, wollte es abermals nicht weiter gehen. Da dieses aber derselbe Stiefel war, welcher beide Strippen verloren hatte, so deutete er dem Kosaken an, daß dieses die Schuld sein möchte und setzte seine Versuche weiter an dem linken Fuße fort. Allein wie der Fuß mitten in dem Schaft steckte, war es wie bei dem rechten, und nach einigen ferneren Anstrengungen staken beide Füße mitten in den langen Schäften so fest und waren durch die klebrige Masse vollends so angeklebt, daß trotz aller Anstrengung die Füße weder vorwärts noch rückwärts zu bringen waren.

Als der Schmiermann sich davon vollkommen überzeugt hatte, sagte er sich, daß der Moment der Entscheidung erschienen sei, und ohne sich deshalb noch länger zu besinnen, faßte er den Kosaken entschlossen bei der Brust und warf ihn den Rand hinunter, so daß er eine weite Strecke den Berg hinab stürzte.

— In diesem selben Augenblicke aber schwang er sich auf das nahebei grasende Pferd des Kosaken, nahm den daran hängenden Kantschuh zur Hand, und des Reitens aus früherer Zeit schon nicht ganz unkundig, jagte er mit dem flüchtigen Thiere auf der Höhe des Berges mit einer Schnelligkeit davon, daß Kosake und Schubkarren ihm bald aus den Augen verschwunden waren.

Der Kosake, als er am Ziele seiner Kollerung endlich angekommen, raffte sich mit Mühe auf, denn mit den Füßen, durch die Versuche aufzutreten in die engen Schäfte nur noch fester eingeklebt und festgerammt, konnte er kaum aufrecht stehen, geschweige denn daß er im Stande gewesen wäre auch nur einen Schritt vorwärts zu gehen. Wie er nun den infamen Schmiermann indessen oben auf dem Berge mit seinem zweiten Ich, dem unentbehrlichen Pferde, schnell wie der Wind davon jagen sah, da wurde ihm klar, daß der schlaue Kerl die Sache listig so berechnet hatte und für die ihm geraubten Stiefeln sich auf diese Weise zu rächen und bezahlt zu machen suchte. — Der Kosake machte deshalb alle Versuche sich aufzuraffen und nachzusetzen, sowie er aber auftreten wollte, knickte er in den halb-angezwängten Stiefeln zusammen und stürzte die Länge lang an den Boden.

Jetzt suchte er seine Wuth durch Fluchen und Schimpfen auszulassen, und wer alle die Kraftausdrücke hätte niederschreiben und verstehen können, der würde die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die russische Sprache wenigstens in dieser Richtung einen Reichtum besitzt, der dem der deutschen Zunge nicht im Geringsten nachsteht. — Bald aber erkannte der Wüthende, daß auch die Pfeile seiner Flüche den Dobongeflohenen nicht mehr erreichen konnten, darum wandte sich sein Zorn jetzt im Geiste gegen sein Pferd; denn ob schon dasselbe ihm sonst auf den Büß folgte, so war es dieses Mal doch nicht zurückgekehrt, ob schon er mehr als einmal seine am Kartusch hängende Pfeife laut hatte erschallen lassen, woran das arme Thier aber offenbar durch die noch stärkeren Püsse der Knute durch seinen verzweifeltten Reiter war verhindert worden. — Endlich dachte er daran, wie er sich aus seiner schändlichen Lage befreien könne, und da er das Taschenmesser erbllickte, das er in der Wuth gezogen, um damit den Pferderäuber zu erwürgen, so fiel ihm dabei ein, daß ihm wohl keine andere Hülfe übrig bleibe, als die zwar trefflichen, aber so ganz untauglich sich bewiesenen Stiefeln zur Strafe ihrer Unzufamkeit von den Füßen abzuschneiden. —

Dicht unter der Stelle, bis wohin die Füße gedrungen waren, schnitt er deshalb die Schäfte durch, worauf die nach Freiheit sich sehenden Fußsohlen auch sofort wieder zu Tage kamen, und es war ihnen anzusehen, daß sie der russische Schuh nicht halb so gedrückt als der deutsche, woraus man die Moral ziehen kann, daß überall, wo von Druck die Rede, dieser nicht sowohl die Folge einer bestimmten Form des Schuhes, als vielmehr des Mißverhältnisses zwischen Schuh und Fuß ist. —

Damit soll nun keineswegs behauptet sein, daß der Kosake in dieser Lage ebenfalls dergleichen geistreiche Betrachtung über den Druck im Allgemeinen angestellt habe; denn dazu ließ ihn wohl schon die Wuth über den Pferde-Raub nicht kommen. Allein daß er jetzt doch schon weiter dachte, ging daraus hervor, daß er die Schnapshulle mehrmals sehr fest an den Schnurrbart ansetzte und so nachhaltig, daß er sichtlich dem Grunde derselben bald sehr nahe war.

Er nahm deshalb zunächst die abgeschnittenen Theile der Stiefeln an sich, um bei gelegener Zeit damit neue Erziehungs- oder vielmehr Anziehungs-Versuche zu machen. Da er aber doch auch nicht gern barfuß mit den übergezogenen Schäften seinen Wiedereinzug in die Stadt halten wollte, so entschloß er sich, seine verstoßenen Landsleute, d. i. die zu voreilig von sich geworfenen alten Stiefeln, wieder in Gnaden aufzunehmen und anzuziehen, da diese zumal so bequem, daß er recht gut die alten über die neuen Schäfte überziehen konnte. — Die alten Getreuen hatten auch nach echt-russischer Weise die Verstossung nicht übel genommen, sondern fügten sich an den ge-

wohnten Fuß nach wie vor so folgsam, als wäre nichts vorgefallen.

Nun war der Kosake nur noch zweifelhaft, wie er es mit dem Schubkarren und dem Fäßchen mit Wagenschmiere halten sollte.

Dem Schmiermann nachzusetzen, schien ihm vergeblich, da er am Besten wußte, wie schnell er sich mit dem flüchtigen Renner davon machen konnte, nachdem das Zurückrufen mit der Peise nichts geholfen hatte.

So ungern er sich daher auch an den verhassten Karren selbst vorspannen wollte, so glaubte er doch dafür einige blankte Geldstücke noch lösen zu können, und diese Aussicht entschied.

Allein er hatte kaum das Tragband über die Schultern genommen, als er bei seinem feinen Gehöre fernes Pferdegetrappel vernahm und deshalb schnell seine Blicke nach jener Stelle hinwandte, welche, merkwürdig! dieselbe war, wo er sein Pferd zuletzt gesehen hatte.

Und — welch ein Freudenrausch! — als er dort wirklich seinen getreuen Kriegsgefährten, das muntere Steppens Pferd glücklich wieder sah! Er selbst hatte vor Freude noch keine Worte finden können, als das gute Thier beim ersten Wiedersehen seines alten Herrn ihm schon freudig entgegen wieherte.

Der gebahnte Weg war ihm deshalb zu weit um; querfeldein kam es den steilsten Abhang herab geradesten Wegs auf ihn zu und wedelte mit dem langhaarigen Schwanz, als wolle es ihn wegen der abgenöthigten Untreue tausend Mal um Verzeihung bitten. Ja, vor ihn hin stellte es sich, als sei es bereit, geduldig die gerechte Strafe zu empfangen, zu welchem Behufe es sogar die harte Knote wieder mit gebracht zu haben schien, und um nur Veröhnung zu erlangen, legte es ihm das struppige Gesicht.

Doch der Kosake war über die unerwartete Erscheinung so verwundert, daß er es anfangs weder streicheln noch strafen mochte. Tragend sah er dem Thiere nur eine lange Zeit still und stumm in die Augen, als sei er doch zweifelhaft, ob es auch sein alter Kampfgenosse wirklich sei, bis ihm das liebe Thier sogar den rechten Vorderfuß hinreichte, was es, von ihm gelehrt, so geschickt machte, wie der bestdressirte Hund. Da konnte sich der alte Eisenfresser nicht länger halten, er faßte das treue Thier wie einen wiedergefundenen Bruder beim Kopfe, umhastete es und Thränen der Rührung wuschte er sich mit den langen Mähnen aus den Augen.

So hatten sie beide an einander gelehnt lange Zeit wie ein paar Waffenbrüder auf dem Posten neben einander gestanden, als der Kosake plötzlich, wie aus einem bösen Traume aufsprang.

Er sah sich um, als solle Niemand bemerken, was er that, und als er sich ganz unbemerkt glaubte, hob er vorsichtig die in einem großen Schaffell bestehende Schabracke des Pferdes in die Höhe und zog darunter einen langen lederen Beutel hervor. Rasch öffnete er ihn, um dessen Inhalt herauszuschütten, doch welch Entsetzen! — nichts war darin, als ein kleines beschriebenes Zettelchen, das er aber leider nicht lesen konnte.

Bei dieser Entdeckung ergriff ihn neuer Ingrimm und fast noch stärker als früher. Er warf den Beutel an die Erde und trat ihn mit Füßen. Dann warf er den Karren mit der Wagenschmiere über'n Haufen und wollte eben unbarmherzig auf das arme Thier losprügeln, als trage es die Schuld davon. — Da kam plötzlich ein preussischer Husar auf ihn zugesprenzt und zwar mit der Nachricht, daß die Franzosen im Abzug seien.

Dem Kosaken blieb deshalb nur noch so viel Zeit, sich schnell in den hohen Sattel zu schwingen und mit dem Husaren über Hals und Kopf davon zu sprengen. Als sie aber in Nummer Sicher waren und, um die angestrengten Pferde etwas verschnauben zu lassen, langsam über die Hochebene ritten, welchen Weg früher auch der Schmiermann eingeschlagen hatte, fiel dem Husaren auf, daß der Kosake so aufmerksam nach allen Seiten spähte, als ob er nach der Nähe eines Feindes forsche.

Der Husar frug deshalb den Forschenden, was er so eifrig suche, und darauf erzählte ihm der Kosake die ganze Geschichte mit dem Schmiermann, so wie wir sie eben gehört haben, nur noch ausgeschmückt mit einigen ganz neuen Kosaken-Blüthen.

Bei der Schilderung, wie der Kosake aus den fremden Stiefeln nicht wieder heraus konnte und gleich einem Betrunknen auf den Schäften laufend hin und her taumelte, hätte der Husar vor Lachen vom Pferde fallen mögen.

Da der Kosake aber nicht gesagt hatte, was in dem Beutel gewesen sei, so frug ihn der Husar danach, und darauf gestand der Steppemann, daß er in dem Beutel seine ganze Beute aufbewahrt gehabt habe, nämlich baare fünfzig Stück Doppellouisd'or, die er nach und nach in dem lieben Bundeslande Deutschland zusammen gemaußt und geplündert hatte.

Bei diesem Geständniß knirschte er abermals mit den Zähnen, und als wolle er das Bittere desselben schnell wieder von der Zunge wegschellen, setzte er einen gewaltigen Schluck Schnaps darauf aus der Feldflasche, welche dadurch vollends leer wurde, und reichte dem Husaren das Zettelchen, das er in dem leeren Beutel gefunden hatte.

Der Husar las. Auf dem Zettel stand geschrieben:

„Fünfzig Stück Doppellouisd'or, welche unser lieber Militär aus Rußland von Deutschland sich als Handgeld ausgeben, von meinem Freunde Kosake im Namen des Deutschen Vaterlandes für ein Paar Stiefeln und einen Schiebkarren mit Wagenschmiere richtig erhalten zu haben, bescheinige hierdurch dankbar quittirend.“

So geschahen Schmiere den 1. April.

1813.

N. N. Schmiermann.“

Die Mehrheit der Gesellschaft lachte über diese schnurreige Kosaken-Geschichte herzlich. Einer der Russen-Freunde dagegen wollte sie tendentiös finden und deshalb derselben sogleich eine „Löffelgarden-Geschichte“ entgegen setzen. — Während man aber noch das Thema verhandelte, daß Deutschland sich am Besten vor den Gästen aus Ost und West hüten möge, trat die Polizei ein und bot Feierabend. Alles Weitere mußte deshalb für ein ander Mal aufgespart werden. (Nv.-Ztg.)

Jacobsohn Goldschmidt's Gedanken an Rosaura, beim Untergang der Sonne.

Schwermetzig in der verschmäh't hobenden Liebe wiederver-
schmähender Verachtung

Und der hinunter verscheidender westlicher Abendsonne Betrachtung
Verloren — stah ich hier und es bricht mir der innere Schranken
Von des graun' Repositorium der Gedanken! —

Es lagern sich Schotten uf de dämmerungsbenebelte Wiese
Und ä stilles Wehmüthche schleicht sich wie uf Socken in de
Herzens - Remise;

Der Himmel und de Wolken brilljiren illüstrirt in schainer Pier,
Und um de Wolken herum lauft ä sollbreites Goldpeppier.
Gold! O Gott, was künn' mer empfinden vor Entzücken,
Wenn mer Gold, Gold! Gold!! künn erblicken!
Was soll mer aber helfen das Gold aller Welt,
Wenn mer das friehere Leben der Jugend des reiferen Alters
ist geworden vergällt

Durch Falschheit, welche verschlungen hat meine Wonne,
Wie de Nacht verschlingt das Gold der Sonne! —
Rosaura! Als ich erglüht geworden bin fü dir, du falsches
Posementirlosen-Mädchen,
Als mir dein Blick verwirrt durcheinander umfogen mit tausend
Fädchen,

Als ich gewaint in mein Innres und geschrie'n

Allein in der Nacht in mein Logie in den Hirsch in die Kloster-
straße in Berlin,
Daß mer dein Blick ä honigsüßer Dolch in meine Seele sei,
Daß mer hot gehört sehn Häuser weit mein Geweimer und
Geschrei,

Da hast du gestrebt mit kühler Kälte in dein innerstes Innere
zu deponiren

Dein Gesiehl, wie de Sonne thut sich im Westen logieren.

Jetzt, as de bist verblüht und zusammengedörft,

Wie ä Stocfisch, und von de Rünzeln verferret,

Und möchtest lassen dir von Rindsbrüh beregnen,

Jetzt thust du mir fluchen, statt zu segnen

Und sprichst: Hätt' ich den Jacobsohn Goldschmidt nimmer gesehn,

So braucht ich nisch mit Krebse nach Jerusalem zu gehn.

Nü?! Worüm host du mir gestaun von dir mit Antipathie,

As ich hob gelegen vor dir verschwefelt off de Knie? —

Worüm host du mir geschmissen unüberlegt retour

Den dir in Liebe verehrten, mit Stiderei gestickten Pümpadur,

Mit des wohlgetroffene Pärträ von Salamo, den weisen König,

Welcher mer gekostet hat swei Tholer, zwölf Silbergröschon,

sechs Pfennig — ? —

Worüm biste verstummt und stille geschwiegen, als ich dir ge-
schwauere

Ewige Traie, dir, der schainsten Rosaure der domoligen sämmt-
lichen Rosauren?!

O gedenke an der Stunde, gedenke Rosaure,

Beflogenswerthbedauernswürdige, die ich bedaure! —

Jetzt laure, versaure, vermaure dir als Antike ohne Lebensspur,

Du frieher vormals gewesenenes Wesen höherer Natur!

Ist dir nisch davon in de Erinnerung behalten verwahrt ge-
blieben,

Wie ich gefrogt dir hob: „Rosaure, können Se, wüllen Se,
mögen Se mer lieben?

Worauf du gesogt: Jacobsohn Goldschmidt, was stehn Se, was
stehn Se,

Wissen Se, hören Se, machen Se, gehn Se!

Ziehn Se, fliehn Se von hier,

Bemühn Se sich nisch mehr um mir! — —

Und ich bin gezogen, uf und nieder, hin und surück

Von Berlin nach sehdenick und von sehdenick

Wieder nach Berlin surück,

Und von da surück wieder nach sehdenick,

Und von sehdenick treibt mir das Geschick

Wieder in deiner Näh in Berlin in mein Logie in den Hirsch,
in de Klosterstraße surück!

Jetzt soll ich dir nehmen, host du mir geschrieben,

As de hoffst, ich bin dir trei geblieben.

Aber nein! Jacobsohn Goldschmidt, nimmer wird er, niemals
nisch sich lossen bethören,

Es is vorbei, voriber und zehmal voriber, du wirsch mir nisch
befehren!

Fort mit Echoden, du bist ä verlegene Boorr!

Ich freie die Handlung Abraham Morgenroth et Cümpanie ihre
Lore!

Die wirksame Bittschrift.

Nachstehende Bittschrift, einst von einem Studenten für
mehrere sehr betrübte Bauern verfertigt, welche schon oft den
Erzbischof von Mainz vergebens um Vertilgung des überflüssigen
Wildprets angefleht hatten, gefiel diesem so sehr, daß er Befehl
gab, die Hirsche und wilden Schweine niederzuschießen. Sie
verdient deshalb gewiß aufbewahrt zu werden.

Ungerthanigste gehurschamste Bätte um das Wildpart, das uns die Hoore bale vom Kuppe frißt, tuud zu schießen.

Hürt, guadger Herr! laßt Uch met frummen Knien ärziehln
Mi künns Uch wärlisch nich, mi künns Uch nich verbieln
Kaan Jaeger sat's Uch nich, mi wissen nich wurüm,
Der Hersche sin zu veel, se brengen uns ball üm;
Der Hoosen sin sihr veel, se kumm'n in grunzen Haarden
Nid eener oder zwee, se kumm'n in grunzen Haarden
Se fressen unse Frucht mit Stump und Stiehle wäc
Und lossen uns im Fäld nisch übrig als den Dräc
Uch Haar! ärbormt Uch doch und säßt uns gnaadig oon
Mi sin ju bis in Toud getrüe Ungerthoon.

Anekdoten.

Einem blöden Menschen gab Jemand folgendes Räthsel
auf: Wer ist derjenige, der Ihres Vaters Sohn
und doch nicht Ihr Bruder ist? — Der Blöde wußte
nichts darauf zu antworten. Nun, versetzte der Andere, Sie,
Sie selbst sind es. — Ach gehen Sie weg, erwiederte der Blöde,
das glaube ich nicht. — Man erklärte ihm nun, wie er der
Sohn seines Vaters und doch nicht sein Bruder sei. — Endlich
glaubte er es, ohne jedoch davon überzeugt zu sein, und da er
in einer Stunde darauf in eine Gesellschaft kam, gab er einem
Fräulein dasselbe Räthsel zur Lösung! Wer ist Ihres
Vaters Sohn, mein Fräulein, — fragte er schmun-
zelnd, — und ist doch nicht Ihr Bruder? Das Fräu-
lein dachte ein wenig nach und antwortete dann: Wenn ich ein
Mann wäre, so wär' ich's selbst. — Ey Gott behüte, — ver-
setzte der Dummkopf, — ich bin es, ich!

Ein Husarenoffizier, der sich im Schauspielhause einer kleinen
Stadt befand, wo eben eine wandernde Truppe ihre Vorstellung
gab, sah sich die Aussicht nach der Bühne durch die etwas
buschige Perücke eines Mannes gesperrt, der vor ihm stand und
mit dieser lockenreichen Zierde in ewiger Bewegung war. Er
bat ihn einigemal höflich, doch ruhig zu sein und nicht so viel
Beweglichkeit zu zeigen, da er aber nichts ausrichtete, übermannte
ihn endlich der Zorn und er riß dem Starrkopf die ihm so
ärgerliche Perücke ab und warf sie mitten ins Parterre. Der
Kahlkopf drehte sich jetzt schnell herum und sagte mit drohender
Gebärde: „so was hätten Sie mir vor sechs Monaten nicht
thun dürfen?“ — „Warum nicht?“ fragte der Offizier. —
„Damals trug ich noch keine Perücke.“

Anzeige.

Auf die in Nr. 49 der Neustrelitzer Zeitung erlassene Anzeige
der Herren Ahrendt & Brunn hieselbst erlaube ich mir —
ohne ein weiteres Urtheil zu fällen und um Irrungen vorzubeugen
— meinen geehrten Gönnern und Geschäftsfreunden wiederholt
mitzutheilen: daß ich nach wie vor meine **Lithographische
Anstalt** Verhältnisse halber auf gemeinschaftliche Rechnung
mit Herrn C. Hoepfner fortsetze, meine **Buchdruckerei** hin-
gegen auf eigene Rechnung führe.

Meine Wohnung ist beim Kaufmann Herrn Buttermann
am Markt.

Neubrandenburg, 9. Mai 1856.

S. Geng.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die H. Geng'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnewitz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentl. 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Sour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 20.

Neubrandenburg, den 18. Mai.

1856.

Mussa und Hassan.

Türkisches Charakterbild.

Es gab einmal zwei Muselmänner, Namens Mussa und Hassan, die sich in dem Stadtheile, in welchem sie wohnten, durch den unversöhnlichen Haß auszeichneten, welchen sie gegen einander hegten. Mussa und Hassan wohnten in einer und derselben Straße einander gerade gegenüber und ihre Feindschaft hatte niemals Gelegenheit in den Hintergrund zu treten, denn sie begegneten einander fortwährend und ihre Wuth ward durch diesen gegenseitigen Anblick immer wieder von neuem angestachelt.

Niemand kannte die Ursache der Feindschaft zwischen den beiden Muselmännern, denn sie waren niemals mit einander bekannt gewesen und Niemand wußte, daß sie jemals Geschäfte mit einander gewacht oder auch nur ein Wort gewechselt hätten.

Aber dennoch war ihr gegenseitiger Haß allen ihren Freunden und Bekannten völlig klar, denn Mussa pflegte, so oft er Hassan auf der Straße begegnete, auf den Boden zu spucken und sich umzudrehen, während er zugleich ein verächtliches Wort murmelte. Hassan that, wenn er Mussa sah, dasselbe, das heißt er spuckte ebenfalls auf den Boden und stieß ein Schimpfwort aus. Selbst aus ihren Fenstern, wenn sich ihre Blicke begegneten oder wenn irgend Jemand den Namen des andern erwähnte, pflegten sie auf den Boden zu spucken und Verwünschungen auszustößen.

Alles dies verursachte unter den Nachbarn eine Zeit lang viel Verwunderung und Neugier, da aber Mussa und Hassan beide sehr zurückgezogene und mürrische Männer waren, so wagte Niemand, sie näher anzufragen.

Endlich ward Mussa krank und so krank, daß seine Freunde fürchteten, er werde sterben. Als Hassan hörte, daß sein Feind Mussa krank geworden sei, legte er große Freude an den Tag; als er aber endlich hörte, daß sein Feind dem Tode nahe sei, ward er ernst und schweigsam und zeigte eine theilnehmende Miene. Hassan spuckte nicht mehr auf den Boden, wenn Mussa's Name genannt ward, und schien sich überhaupt über seine Krankheit nicht mehr zu freuen, im Gegentheil erkundigte er sich eifrig nach seinem Feinde und schien sehr betroffen zu sein, als er seine Gefahr vernahm.

Endlich nach mehreren unruhig verbrachten Tagen konnte Hassan sich nicht mehr bezähmen. Er rief seinen Diener und befahl ihm, nach Mussa's Hause zu gehen und ihn zu bitten,

er möge seinem Nachbar Hassan erlauben, ihn zu besuchen, ehe er stirbe, denn er sei erfüllt von Mitleid mit seinem traurigen Zustand und wünsche mit ihm Freundschaft zu machen.

Hassan's Diener that wie ihm geheißen worden, begab sich in Mussa's Haus und wünschte ihn zu sprechen; Mussa's Diener aber sagte, sein Herr sei auf den Tod krank und könne Niemand sprechen. Hassan's Diener ließ sich indeß durchaus nicht abweisen und wurde endlich vorgelassen. Der Kranke fragte ihn woher er käme und was für dringende Geschäfte er habe, daß er auf diese Weise die letzten Augenblicke eines Gläubigen störe.

„Herr,“ sagte der Diener, „ich komme von dem Nachbar Hassan.“

Bei Nennung dieses Namens richtete sich der Kranke wüthend in seinem Bette empor, spuckte auf den Boden und sank erschöpft von diesem Ausbruch seiner Wuth wieder nieder.

Hassan's Diener fuhr fort: „Herr, ich komme von Deinem Nachbar Hassan, welcher wünscht Dich zu besuchen und sich mit Dir auszuföhnen, denn Dein Zustand betrübt ihn sehr.“

Nicht sobald hörte dies Mussa, als er wieder zu rasen und zu toben begann und auf den Boden spuckte. Dann rief er seinen Diener und befahl ihm, Hassan's Diener zum Hause hinauszumwerfen, während er zugleich dem letzteren verbot, jemals wieder seine Schwelle zu verunreinigen.

Als Hassan hörte, wie sein Diener behandelt worden und daß Mussa seiner Bitte kein Gehör schenken wollte, ward er bekümmert und niedergeschlagen.

Witternde begann es mit Mussa wieder besser zu gehen, denn seine Krankheit hatte von dem Augenblick an, wo durch den Besuch des Dieners sein Zorn gegen seinen Nachbar erregt ward, eine günstige Wendung genommen. Binnen wenigen Tagen war Mussa wieder ganz wohl und zeigte sich auf der Straße. Hassan sah nicht sobald Mussa außerhalb seines Hauses und wohlauflauf, als sein alter Haß zurückkehrte und er wieder auf den Boden spuckte und fluchte. Eine Zeit lang fuhren die beiden Muselmänner fort, ihren Haß gegen einander auf dieselbe Weise an den Tag zu legen wie vorher.

Endlich war Hassan krank und zwar so, daß seine Freunde fürchteten, er werde sterben. Als Mussa dies hörte, ward er sehr bekümmert und man sah ihn das Haus seines Nachbarn Hassan mit mitleidigem und besorgtem Gesicht betrachten. Endlich konnte er sich nicht länger halten, sondern schickte seinen Diener zu seinem Nachbar Hassan und ließ ihn bitten, daß er ihm erlauben möge, ihn zu besuchen und sich mit ihm auszuföhnen,

weil ihn sein trauriger Zustand tief rühre. Als aber Mussa's Diener in Hassan's Zimmer trat, raste und tobte Hassan, ebenso wie früher Mussa, und spuckte auf den Boden und befahl dem Diener, sich zu entfernen, wenn er nicht aus dem Hause geworfen sein wollte.

Als Mussa dies hörte, ward er sehr betrübt und man hörte ihn sagen:

„Ach, mein armer Feind Hassan!“

Mittlerweile begann es mit Hassan ebenfalls besser zu werden, denn sein Zornesausbruch bei dem Erscheinen von Mussa's Diener hatte eine heilsame Erschütterung verursacht, die seine Krankheit sofort hob. Nach wenigen Tagen war Hassan wieder so wohl, daß er seinen Geschäften nachgehen konnte. Als Mussa an seinem Fenster stehend Hassan gesund und wohl auf die Straße heraustreten sah, ward er wieder von Wuth ergriffen und er fluchte, spie auf den Boden und wendete sich verächtlich ab.

So gingen die Dinge wieder wie früher und alle Nachbarn machten es sich abermals zum Vergnügen, die Kundgebungen des Hasses zwischen den beiden Muselmännern zu beobachten. Nach Verlauf eines Jahres, während welcher Zeit Hassan und Mussa sich beide durch die verschwenderische Vergeudung ihres Speichels sowie durch die immerwährende Aufregung ihrer Galle heftige Verdauungsbeschwerden zugezogen hatten, wurden sie beide krank.

Die Nachricht davon verbreitete sich bald in der ganzen Straße und die Nachbarn sprachen von nichts als von diesem sonderbaren Zusammentreffen.

„Scht,“ sagten sie, „Mussa und Hassan sind nun beide gleichzeitig krank.“

Und einige der Nachbarn nahmen sich vor, einen Versuch zur Ausöhnung der beiden alten Leute zu machen, „denn,“ sagten sie, „es wäre eine Schande für uns, wenn wir diesen beiden Männern gestatten wollten, sich mit diesem Haß gegeneinander in das Grab zu legen und dadurch ihr Seelenheil in Gefahr zu bringen.“ Demgemäß besprachen sie sich mit einander und als Hassan in Folge eines ihm von seinem Arzte gereichten Trankes in tiefem Schläfe lag, schaffte sie ihn in das Haus Mussa's und stellten sein Bett neben das Bett seines Feindes.

Am nächsten Morgen erwachten die beiden Muselmänner, die heftige Schmerzen duldeten, gerade in einem und demselben Augenblick. Man denke sich das Erstaunen der beiden Feinde über die Lage, in der sie sich befanden. Sie setzten sich im Bette empor, rieben sich die Augen und stierten einander erstaunt und unglaublich an. Einige Augenblicke lang konnten sie gar nichts weiter thun.

„Hassan!“ sagte Mussa, „beim Propheten!“

„Mussa!“ sagte Hassan, „beim Propheten!“

Ihr Erstaunen schien zu gewaltig für sie zu sein und so sanken beide auf ihren Pfuhl zurück, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Nach einer langen Pause richtete sich Hassan wieder auf und in demselben Augenblick auch Mussa. Nachdem sie sich lange und schweigend wieder angeschaut, sprachen sie nochmals:

„Maschallah!“ sagte Hassan.

„Maschallah!“ sagte Mussa.

Und beide sanken wieder zurück, anscheinend ganz erschöpft vor Verwunderung.

Diese lächerliche Pantomime wiederholte sich mehrmals, wenn beide von einem gleichzeitigen Impulse getrieben eine Bewegung machten, um aus dem Bett zu steigen.

Nachdem sie einander in sitzender Stellung eine Zeitlang betrachtet, standen sie endlich auf und thaten einen Schritt vorwärts. Der Anblick der beiden Türken in ihren Nachtkleidern, während sie so durch das Zimmer schritten, war ziemlich drollig. Da aber keine Zeugen dabei waren, so ward der Ernst dieses Auftritts durch nichts gestört. Als sie einander bis auf einen Schritt nahe gekommen waren, sanken sie sich auf einmal in die Arme.

„Mein Freund Hassan!“ rief Mussa.

„Mein Freund Mussa!“ rief Hassan.

Von diesem Augenblick machte ihr beiderseitiges Unglück sie zu innigen Freunden und als sie erfahren hatten, auf welche Weise sie so zusammengebracht worden, befahl Hassan seinem Diener, alle seine Habe in das Haus seines Freundes Mussa herüberzuschaffen, weil sie beschloßen hätten, in Einigkeit und Freundschaft bis an das Ende ihrer Tage zu leben. Demgemäß wurden Hassan's Sachen in Mussa's Haus geschafft und zu dem Erstaunen der ganzen Nachbarschaft ward verkündet, daß die eingefleischten Feinde Hassan und Mussa unter einem und demselben Dache wohnen.

Die beiden Muselmänner fuhren fort, ein und dasselbe Zimmer zu bewohnen und die Bethenerungen ihrer Liebe und Achtung wurden eben so heftig, als früher ihr Haß gewesen war. Wenn der Arzt kam, um ihnen etwas zu verschreiben — denn sie waren beide noch sehr krank —, so fand stets ein freundschaftlicher Streit zwischen ihnen statt, wer zuerst bedient werden sollte. Wenn der Arzt beim Eintreten auf Mussa's Bett zuschritt, so sagte dieser: „Nein, gehe zuerst zu meinem theuren Freund Hassan,“ und wenn er an Hassan's Bett trat, so sagte dieser: „O nein, gehe zuerst zu meinem theuren Freund Mussa.“ Sie theilten auch ihren Reichtum und jeder bemühte sich, bei den außerlesenen Nahrungsmitteln, die ihnen gestattet waren, dem Andern die Auswahl zu lassen. So lebten die beiden Muselmänner viele Monate in vollkommener Liebe und Eintracht zusammen.

Nach Verlauf eines halben Jahres begann Mussa sich ein wenig zu erholen und war allmählich im Stande, eine Zeitlang des Tags sein Bett zu verlassen und auf einem Stuhle zu sitzen. Hassan begann um dieselbe Zeit unruhig zu werden, und als Mussa den ganzen Tag auf seinem Stuhle sitzen konnte, verrieth ersterer unverkennbare Spuren von Gereiztheit. Mussa jedoch fuhr fort, große Liebe und Zuneigung für Hassan zu zeigen, der immer noch krank war und sein Bett nicht verlassen konnte.

Endlich war Mussa so wohl, daß er auf die Straße gehen konnte. An diesem Tage sah Hassan den Anstalten seines Freundes zum Ausgehen mit großer Ungeduld zu. Mussa kam und umarmte ihn, aber Hassan stieß ihn unsanft von sich und als er hinaus war, richtete er sich in seinem Bett auf, spuckte auf den Boden und schüttelte die Faust in der Richtung der geschlossenen Thür. In Mussa's Abwesenheit fühlte Hassan, daß es plötzlich mit ihm besser ward, und ehe sein Freund zurückkam, war er aufgestanden und angekleidet. Man denke sich das Erstaunen Mussa's, seinen kranken Freund so plötzlich wieder genesen zu sehen.

Von diesem Augenblick an begann die Freundschaft der Muselmänner sich wieder zu lösen. Sie waren nicht mehr darauf bedacht, einander den Vorrang zu lassen, sondern es schien im Gegentheil ein Jeder verdrießlich und ärgerlich zu sein, wenn der andere eher bedient ward als er. Mit beiden ward es immer besser und eben so schnell, wie es mit ihnen besser ward, erwachte auch in ihnen wieder der alte Haß. Wieder fingen sie an, zu fluchen und zu schimpfen und auf den Boden zu spucken und als sie im Verlaufe der Zeit wieder zu Kräften kamen und stärker wurden, kam es sogar zu Schlägereien. Nun war das Haus ein förmliches Babel. Sie zankten und stritten sich den ganzen Tag warfen sich zuweilen in der Hitze ihres Zornes die Geräthschaften umher und zerbrachen viele werthvolle Gegenstände.

Endlich kam es zu einem furchtbaren Handgemenge und sie würden einander die Hälse abgeschnitten haben, wenn man sie nicht mit Gewalt auseinander gerissen hätte. Hassan schaffte seine Sachen sogleich wieder fort, spuckte Mussa ins Gesicht — die Gerechtigkeit gegen diesen verlangte, zu erwähnen, daß er dieses Compliment bestens erwiderte — und begab sich zurück in sein Haus.

Die ganze Nachbarschaft erstaunte nicht wenig, zu sehen, daß Hassan wieder in sein Haus zurückgekehrt war und daß der

alte unverföhnliche Haß zwischen ihm und Mussa wieder auf Neue Platz ergriffen hatte. Die beiden Türken waren jetzt bei guter Gesundheit und haften einander im Verhältniß zu ihrer Stärke. —

Einige Zeit nachher brach in Folge der Unbeliebtheit des Großveziers in der Stadt eine Empörung aus. Die Sache ward so ernsthaft, daß die Regierung sich genöthigt sah, Truppen in die Straßen zu schicken, um die Insurgenten zurückzutreiben. Bei diesem Kampfe schlugen sich unsere Freunde Mussa und Hassan zu verschiedenen Parteien. Hassan erklärte sich für die Sache des Großveziers und Mussa für die des Volkes.

Eines Tages geschah es, während eines Handgemenges zwischen den Soldaten und dem Volke, daß Hassan und Mussa sich plötzlich gegenüber standen. Sie waren, wie wir nun hinreichend wissen, Todfeinde und standen jetzt auf einem Boden, wo sie ihrem Rachedurst die äußerste Befriedigung verschaffen konnten. Als ihre Augen sich begegneten, zogen die beiden Muselmänner jeder unwillkürlich ein Pistol aus dem Gürtel; gleich darauf aber schienen sie sich die Sache anders zu überlegen, steckten diese Waffen wieder ein und zogen die Säbel. Nun gingen sie mit furchtbarer Wuth auf einander los; da sie aber beide geschickte Fechter waren, so dauerte der Kampf lange, ohne daß einer von beiden verwundet worden wäre. Endlich zerbrachen ihre Säbel und sie zogen daher wieder ihre Pistolen und gaben Feuer. Hassan ward ein Ohr abgeschossen und Mussa in den Hals getroffen. Sie sanken nicht nieder, sondern standen da und sahen einander bluten. Endlich als sie ihre Augen einer an des andern herabrieselndem Blute geweidet hatten, griffen sie zu ihren Dolchen und stürzten wieder auf einander los. Sie stießen die Dolche einer in des andern Brust und standen dann noch einen Augenblick da, während dessen sie sich mit starrem gläsernen Blick betrachteten.

„Hassan!“ sagte Mussa mit matter Stimme.

„Mussa!“ sagte Hassan.

Mit diesen Worten taumelten sie vorwärts, umarmten einander und ihr zorniges Blut mischte sich im Staube.

Wer weiß, was sie im Begriff standen einander zu sagen, als der Tod ihre Herzen packte und eine ewige Schranke zwischen ihnen aufrichtete.

Sucht der Leser eine Moral? Ganz gewiß liegt in der letzten Scene eine solche. Der Hauptzweck dieser Erzählung aber ist die Veranschaulichung einer Wahrheit, nämlich: daß die Liebe dem Mitleiden nahe verwandt ist. A. K.

Alphons Karr und sein flötender Nachbar.

Ich besuchte eines Tages das Boulevard de la Madeleine, da zeigte mir mein Cicerone eine unscheinbare Dertlichkeit, an welche sich einige ganz allerliebste Erinnerungen knüpfen. Vor allem wohnte hier Alphons Karr, nachdem er sich mit nicht geringem Schmerz entschlossen hatte, den Blumen des Montmartre Lebewohl zu sagen, um seine Verbindung mit dem Figaro zu festigen, um die Pariser Sitten zu studiren und seine neuen Functionen als Journalist zu beginnen. Er lebte daselbst mit einem Freunde, der Musikk trieb; den größten Theil des Tages brachten die zwei Freunde in einem Schifflein zu, inmitten zwischen den Weiden, welche die Gestade der kleinen geheimnißvollen, zwischen Saint Ouen und Saint Denis gelegenen Inseln bekränzen. Den Rest des Tages — den kleinstmöglichen — widmeten die Freunde ihrer Arbeit. Sobald Alphons Karr den Fuß aufs feste Land gesetzt und sein Gemach betreten hatte, legte er einige Quartblätter unbeschriebenes Papier vor sich auf den Fußteppich und schrieb in dieser Stellung, was ihm sein sprudelnder Witz und seine lebhafteste Phantasie eingaben.

Eben tauchte damals — eine Lächerlichkeit sonder Gleichen — die Secte der Saint Simonisten auf. Dieser hatte Alphons Karrs Witz den Krieg erklärt und führte ihn mit der Lanzettenspitze seines reichen Geistes mit so entschiedenem Erfolge, daß von jener Zeit sein Ruf datirt.

Während sein Freund auf seinem rastrirten Notenpapier die halben, ganzen, viertel und achte Noten irgend einer neuen Composition in Hast hinschrieb, schickte sich A. Karr an, seine Brouillons zu copiren und die Gesängsbatterien seines kernigten Witzes und seiner beißenden Satire zu ordnen.

Hatten sich die zwei Freunde müde gearbeitet, daß ihnen die Füße einzuschlafen begannen, so machten sie eine Tour mit den Rappieren, und dann — zündeten sie ihre laugen türkischen Pfeifen an, um ihre unterbrochene Arbeit fortzusetzen. Nachdem diese vollendet war, eilten sie wieder nach Saint Ouen und schaukelten in ihrem Schifflein lustig dahin. So lebten sie ein gemüthliches Leben zwischen Arbeit, Geplauder, Rappierfechten und Rudern, während sich die Freundesgeelen immer inniger aneinander schlossen, so daß sie bald ein Herz und eine Seele zu sein schienen.

Eines Tages, der eben in voller Lebensfrische von den beiden Freunden begonnen wurde, als sie sich den Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit (denn A. Karr und sein Freund waren eben zwanzig Jahre vorüber) ergingen, rief Karr zu seinem Kameraden:

„Weißt Du, mein Theuerster, ich muß ein Buch schreiben, das alles dasjenige enthalten soll, was ich Dir so oft erzähle; ein Buch, das den Inbegriff aller meiner Jugenderinnerungen, die mitunter manches Eigenthümliche an sich tragen, bilden soll.“

Indem er nun seine Lieblingsstellung auf dem Teppich einnahm, begann er von Neuem zu schreiben.

Schon war eine ziemliche Weile im tiefsten Schweigen verfloßen und nur das Rascheln der Federn, welche über die Blätter und das Notenpapier dahinslogen, unterbrach das feierliche Schweigen, als plötzlich ein Miethsmann, der erst vor ein paar Tagen die nachbarliche Wohnung bezogen hatte, auf der Flöte zu spielen begann. Er debutirte mit einer bekannten Arie: Ach, Mutter, ich will dir sa..., die er aber nie zu Ende zu spielen im Stande war. Sobald er an die schwierige Stelle kam, die er nicht zu überwinden vermochte, machte er mit allem Aufgebot seiner Kräfte einen erneuerten Versuch, der ebenso erfolglos war, wie der frühere; die hartnäckige Flöte verweigerte ihn den gesuchten Ton, und gewöhnlich endete diese Musikprobe mit einer Reihe ohrenzerreißender sogenannter Kickser und falschen Töne, die Jeden, der das anhören mußte, zur Verzweiflung bringen mochten.

Ähnlich einem Springer, der ein Hinderniß nicht zu übersezen vermag und immer wieder von Neuem beginnend einen Anlauf nimmt und bei der verhängnißvollen Stelle stehen bleibt, so begann dieser Dorus in herbis stets wieder von vorne: Ach — Mutter — ich — will — dir — sagen — — da stockte es wieder, neue Anstrengungen, neue Kickser, und nun eine Tonleiter von Misttönen, die einen Stein zum Erbarmen getrieben hätten.

Karr betrachtete seinen Kameraden zuerst mit einem unbeschreiblichen Ausdruck in seiner Miene, und endlich brachen die beiden Freunde in homerisches Gelächter aus. Die Arbeit wurde bei Seite gelegt, man gab sich einer convulsivischen Lustigkeit hin, wie die Narren wälzten sich Karr und der Musikus auf dem Fußteppich umher, indem sie dem Virtuosen zuhörten, der eine halbe Stunde hindurch, ohne inne zu halten, sein: Mutter — ich — will — dir — sag — herabflötete, stockte, kickte und nun die falschen Töne hervordubelte.

Die Lustigkeit der beiden Freunde folgte aber bald eine fieberhafte — Ungeduld, eine nervöse Irritation, die sie nöthigte, das Haus zu verlassen, in das sie erst spät am Abend zurückkehrten.

Den nächsten Morgen mit Tagesanbruch begann der Virtuose sein Flötenkunststück von Neuem. Karr gerieth außer sich.

Da die Romanze den Tag über noch immer zu keinem Ende kam, sprang Karr auf und rief:

„Dem muß ein Ende gemacht werden, ich kann unter solchen Umständen nicht leben; willst Du dem Flöten-Virtuosen einen Brief von mir überbringen?“

„Ich wollte Dir eben denselben Vorschlag machen,“ entgegnete der Musikus.

„Um so besser,“

Karr schrieb nun:

„Mein Herr! ich versuche mich eben im Gebiete der Schriftstellerei, ich habe kein Vermögen und lebe von dem Ertragniß meiner Feder. Seit Sie die Flöte in diesem Hause spielen, das ich auch bewohne, bin ich nicht mehr im Stande zu schreiben und sehe mich also der Gefahr ausgesetzt, den Hungertod zu sterben. Ich ziehe einen schnellen Tod einer lange dauernden Agonie unbedingt vor. Schlagen wir uns also auf Tod und Leben oder — hören Sie auf, die Flöte zu blasen.“

Der Musikus überbrachte den Brief dem Flötenspieler und stellte sich als den Vermittler zwischen ihm und Karr, seinem Freunde, vor. Der Flötist seinerseits bat den Musikus, sich mit einem seiner Freunde betreff dieser Angelegenheit in Rapport zu setzen. Den kommenden Morgen erschien dieser Freund, ein zuckersüßes Herrchen, und fragte, ob es Herrn Alphons Karr Ernst mit dem Duell sei und ob es kein anderes Mittel gäbe, diese Affaire beizulegen.

„Ganz gewiß,“ erwiderte der vermittelnde Musikus. „Wenn mein Freund Karr übrigens seinerseits eine Concession macht, so muß auch Ihr flötender Freund seinerseits sich zu einer Concession verstehen.“

„Nichts weniger als billig.“

„Nun denn, wenn wir Ihrem flötenden Freunde das Recht, die Flöte zu spielen, einräumen, so muß dieser uns auch das Recht, in unserm Gemache zu arbeiten, zugestehen.“

„Dagegen läßt sich gewiß nichts einwenden.“

„Es giebt also hier nur ein Mittel zur Verständigung, Ihr flötender Freund möge sich verpflichten, nur jene Stellen in seinen Noten zu spielen, wo Pausen geschrieben stehen, und möge wohl darauf Bedacht haben, die übrigen auszulassen. So wird Jeder die gewünschte Ruhe haben, und wir haben ein Menschenleben geschont.“

Der vermittelnde Freund des Flötisten verstand von Musik nicht ein Atom. Er fand die Forderung, welche Karrs Freund stellte, nicht im Mindesten übertrieben. Er versprach, dieses Alles seinem Freunde vorzubringen und den nächsten Tag Antwort zu sagen. Aber er ließ sich nicht wieder sehen. Der wüthende Flötist reiste aufs Land und Karr und sein Freund hörten ihn nicht wieder.

Nun setzte Alphons Karr das Buch fort, das er zu schreiben begonnen, und in wenigen Tagen war der erste Theil vollendet.

Das Buch führt den Titel: „Unter den Linden.“

Wie die Gheleute sein sollen und wie sie nicht sein sollen.

Die Gheleute sollen sein wie eine Kuh, die den Tisch mit guter Milch versorgt, und wieder nicht wie eine Kuh, sie müssen keine Hörner ansetzen.

Sie sollen sein wie ein Acker, auf dem das Getreide lustig grünt und blüht, und wieder nicht wie ein Acker, sie dürfen kein Unkraut hervorbringen.

Sie müssen sein wie eine alte Jungfer, an die sich kein

Gesck wagt, und wieder nicht wie eine alte Jungfer, sie dürfen nicht der Leute Mäuler in Bewegung setzen.

Sie sollen sein wie ein Arzt, vorsichtig und bedächtig, und wieder nicht wie ein Arzt, sie dürfen nicht anderen Leuten an den Puls fühlen.

Sie müssen sein wie ein Polizeidiener, das Böse verfolgend, und wieder nicht wie ein Polizeidiener, sie dürfen das Böse nicht auffuchen.

Sie sollen sein wie eine volle Geldbörse, lieblich klingend, und wieder nicht wie eine volle Geldbörse, sie sollen keine großen Herren bei sich aufnehmen.

Sie müssen sein wie ein Schauspieler, ihrer Rolle gewachsen, und wieder nicht wie ein Schauspieler, sie dürfen sich nicht auspfeifen lassen.

Sie sollen sein wie ein Jahrmarktlieb, gedruckt in diesem Jahr, und wieder nicht wie ein Jahrmarktlieb, sie müssen mehr als sechs Pfennige werth sein.

Sie sollen sein wie ein Sperling, jedes Körnlein auffuchend, und wieder nicht wie ein Sperling, sie dürfen nicht schimpfen.

Sie müssen sein wie ein Kaufmann, artig und höflich, und wieder nicht wie ein Kaufmann, sie dürfen nicht falliren.

Sie sollen sein wie ein Hund, treu und wachsam, und wieder nicht wie ein Hund, sie dürfen nicht bellen.

Sie sollen sein wie eine Geige, rein und lieblich tönend, und wieder nicht wie eine Geige, sie sollen sich nicht auf allen Bällen blicken lassen.

Sie sollen sein wie die Schornsteinfeger, den Ruß wegwerfend, und wieder nicht wie die Schornsteinfeger, sie müssen in keine schmutzigen Kanäle kriechen.

Sie müssen sein wie ein Kalender, Sonnenschein und Wärme verkündend, und wieder nicht wie ein Kalender, sie dürfen keine Sonnen- und Mondfinsternisse, noch Sturm und Regen anzeigen.

Anekdoten.

Von den Bauchrednern werden manche belustigende Anekdoten erzählt. Hier nur einige:

Herr Comte aus Genf befand sich eines Tages auf der Landstraße zu Gevers mit einem Bauer, der auf einem Esel ritt. Plötzlich schien der Esel reden zu können und sagte: „Fort, fort, ich habe Dich lange genug getragen!“ Sogleich springt der Bauer herab, läuft davon und schreit, sein Esel sei vom Teufel befallen.

Als dieser Bauchredner durch Numly ging, war eben Jahrmarkt, wo er einer Bauernfrau begegnete, die ihr Schwein zu Markte brachte. — „Wie theuer wollt Ihr das Schwein verkaufen?“ fragte Comte. „Fünzig Francs,“ antwortete die Frau. „Spricht Euer Schwein?“ fragte er wieder. „Ei, wer weiß, vielleicht lernt es noch einmal so gut plaudern, als Ihr,“ sagte sie. „Das wollen wir gleich sehen,“ versetzte er und faßte das Schwein bei den Ohren, welches nun ganz deutlich folgende Worte zu grunzen schien: Das Weib lügt, ich bin nur zehn Livre zehn Sous werth. — Das Weib wäre beinahe vor Schrecken umgefallen; sie, mit vielen Andern, glaubte, ihr Schwein sei behert, und Niemand wollte es kaufen, trotz allen nachherigen Versicherungen des Bauchredners, daß er und nicht das Schwein geredet habe.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an in Neubrandenburg die H. Gens'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnewitz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentlich 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 21.

Neubrandenburg, den 25. Mai.

1856.

Der arme Poet.

„Wenn Sie meine Geschichte recht verstehen wollen, begann der alte Rector, „so müssen Sie mir zuerst einen Besuch in meiner Wohnung hinter dem Klosterplatz machen. Sie wissen doch, daß dort ein Haus aussieht, wie das andere, keines ist mehr als vier Fenster breit, aber alle stehen sehr hoch, tief und mit steilen, spitzen Dächern, gleich montirt neben einander.

Da ich außer meinem Pudel und meiner Haushälterin keine Familie habe, so bleibt mir Raum genug zu regelmäßigen Wanderungen unter meinem eigenen Dache. Mein besonderes, nie entweihetes Heiligthum ist aber der dritte Stock, von dem, ersten Baumeister schon weise in zwei Quartiere eingetheilt.

Vom Herbst bis Frühling bewohne ich die Hinterzimmer, weil sie nach der Sommerseite liegen; dann sehe ich vom Menschenleben wenig und verdiene es, wenn Ihr mich scherzweise den grauen Mönch nennt. Ich sehe dem gelben Laub zu, wie es von der Sonne verlassen abfällt und auf dem Weiher vor meinen Fenstern langsam umhertreibt; ich sehe den ersten Schnee auf den Bergen und nehme vom letzten erst Abschied, wenn in meinem Garten schon das Gras sproßt und die Bäume ausschlagen. Ja, früher blieb ich gar, bis die heißesten Tage kamen; denn noch vor fünfzehn, sechzehn Jahren war es dahinten viel schöner und stiller. Erst seit mir der Kaufmann Lanz seine Spinnfabrik mitten in mein Tempe hineingebaut hat, seit mich das vielstenrige Gebäude mit seinen steifen Gassen den ganzen Tag langweilig anschaut, ziehe ich weit eher, sobald ich nur die erste Frühlingsluft geschmeckt habe, in mein kühleres Sommerquartier nach der Gasse und beginne dann auch meinen Verkehr mit Welt und Menschen. Denn wenn ich nur zum Fenster hinausschere, ist schon Alles Leben um mich her; die Gasse ist so eng, daß ich mit einem langen Stock leichtlich an die gegenüberliegenden Häuser reichen könnte, welche auch gerade so schmal und so spitz sind, wie auf meiner Seite. Die ganze Reihe hinab aber, so weit ich sehen kann, kenne ich seit vierzig Jahren jede Familie, sah Kinder groß werden und Eltern sterben.

Diese Reihe ist nur an einer Stelle, mir schräg gegenüber, unterbrochen durch eine Mauer, welche ein Endchen Klostergarten abschließt; man sieht auch die Kirche selbst, doch nur wenig, weil der schmale Grasgarten überdies noch durch Lindenzweige überschattet wird, welche das Gotteshaus verdecken. Doch kann ich mich an den Orgeltönen regelmäßig erbauen und höre auch

selbst noch Wort für Wort, wenn der Pastor recht laut Buße predigt und die Sperlinge auf den Bäumen ihr Lob Gottes nicht zu lärmend vortragen.

Am meisten habe ich natürlich die beiden Häuser mir gegenüber ans Herz geschlossen, und besonders die Bewohner ihres dritten Stocks, der schon unter dem Giebel liegt und wo ich durch die vorhanglosen Fenster bis hinein an die Stubenthüre sehen kann. Namentlich aber erfreut mich zwischen beiden Dächern seit vielen Jahren die Erfindung eines Miethers, der sonst ein ziemlich alberner Mann war, aber bessere Tage gesehen hatte und nun jetzt wenigstens auch noch ein Stückchen Himmel sein nennen wollte, weil ihm die Güter der Erde unter den Händen zerronnen waren. Ich erinnere mich noch gern des Behagens, als ich vor langen Jahren mich am ersten Sommermorgen aus meinem Fenster legte, um meine Pfeife zu rauchen, bevor ich die lateinischen Exercitien meiner Scholaren corrigirte und zwischen beiden Giebeln einen neuen Balkon entdeckte, der schmucklos aus einigen Bretern mit Balken zusammengezimmert war.

Er schien zu beiden Häusern gemeinschaftlich zu gehören; denn kurz nachdem aus dem einen etwas erweiterten Dachfenster ein kleines Mädchen auf den Balkon getreten war und sich emsig daran gemacht hatte, an einigen aufgespannten Schürzen frisch gewaschene Taschentücher und Schürzen aufzuhängen, schwang sich von der andern Seite ein etwa zwei Jahr älterer Knabe heraus.

Er begrüßte sich kurz mit dem Mädchen und ging ihr dann hilfsreich zur Hand, wo sie nicht hinaufreichen konnte, weil die Schnur zu hoch gespannt war. Dann setzte er sich, schlug ein Schulbuch auf und begann, wie es mir vorkam, mit großer Anstrengung etwas auswendig zu lernen.

Das Mädchen ließ ihm aber nur so lange Ruhe, bis sie mit ihrer Arbeit fertig war; dann tanzte sie vor ihm herum, wie eine hartnäckige Fliege um den Schläfer und rief in allen Tönen, bald hoch, bald niedrig, lustig und traurig seinen Namen, daß ich zuletzt selbst lachen mußte, denn Mariechen war eine liebliche, kleine Here, beweglich wie ein Cichorn und frisch wie ein wildes Rösschen, mit blondem, gekräuseltem Haar und hellgrauen blühenden Augen.

Der Knabe versuchte erst lange Zeit ernsthaft zu bleiben, dann sagte er ärgerlich abweisend:

„Laß mich doch; wenn man nichts lernt, kann man nichts werden, und ich will etwas werden!“

„Ja auch,“ rief das Mädchen, „und ich will nichts lernen und werde doch ganz dasselbe, was Du.“ —

Der Knabe antwortete nicht; er sah verdrüsslich auf das Buch, fuhr aber wie von der Schlange getroffen auf, als das Mädchen vor ihn hintrat, sich wiegend seine beiden Hände faßte und lächelnd sagte:

„Was willst Du denn? — Ich und Du und Rudhards Frisken und noch viele andere Kinder, wir werden vom fünfzehnten Juni an Fabrikfinder, in der Spinnfabrik des reichen Lanz.“

Der Knabe fuhr empor, daß sein Buch zu Boden fiel, und rief erschrocken:

„Dann können wir ja aber nicht mehr in die Schule und nicht mehr hinter der Stadtmauer spielen.“

„Das thut nichts; die Mutter sagt, wir verdienen aber viel Geld und könnten am Sonntag den ganzen Tag spazieren. — Du vollends solltest erst recht froh sein; denn Du brauchst dann auch nicht mehr, gleich wenn die Morgenschule zu Ende ist, Dein Körbchen umzunehmen und nicht mehr an den Ecken zu stehen und Böcklinge zu verkaufen. Das sieht auch immer aus, als ob wir Bettelkinder wären.“

Das Mädchen wurde bei diesen Worten durch eine Stimme aus dem Innern des Hauses abgerufen; theilnahmlos eilte es fort und ließ den Gespielen sitzen, dem jetzt große Thränen aus den Augen schossen.

Ich ließ den Armen auch sitzen, machte mich an meine Arbeit, die Fehler meiner Jungen mit rother Tinte zu corrigiren, und nahm es doppelt scharf, weil mir die faulen Sünder heute zweifach tadelnswerth schienen, da sie so viel vor dem fleißigen Nachbarkind voraus hatten und es doch nicht zu nützen verstanden.

Denn dieser Knabe kam mir nicht aus dem Sinn; ja ich sprach sogar, als ich um sieben Uhr in das Lyceum ging, vorher bei dem Cantor in der Bürgerschule ein und fragte nach meinem Ernst Franke.

„Ach Gott!“ antwortete der Cantor gereizt; „es ist Schade um den Jungen; er hat einen guten Kopf und ein fermes Gedächtniß; aber der Vater, der die Obstgärten der Stadtkammerlei gepachtet hat, nimmt ihn alle Augenblicke Tage- und Wochenlang aus der Schule weg, daß er ihm beim Arbeiten und Waschen helfe, und ich kann nicht viel dagegen sagen, denn der Mann hat's nöthig und der Junge kommt trotzdem mit den Andern fort und gehört zu meinen Besten. Nun wird aber die Noth erst recht angehen; es sollen jetzt an die vierzig Kinder für die Spinnfabrik angeworben sein. Der Herr Lanz will freilich auch draußen eine Schule anlegen; aber wie sollen denn abgemattete Kinder noch etwas Rechtes lernen!“ —

Ich sagte ein Wort über den reichen Fabrikherrn, welches er nicht gern gehört haben würde; denn schon sein Bau hatte mich gestört und der Kinderkauf machte mich jetzt erst recht tückisch.

Allen konnte ich nicht helfen; aber meinen kleinen Nachbar wollte ich wenigstens aus diesen Händen retten. Das stand gleich fest, als mir zum Ueberfluß der Knabe auch noch auf dem Heimweg begegnete, sein Körbchen mit Böcklingen um den Hals und mit ganz verweinten Augen. „Bis dat, qui cito dat,“ sprach ich vor mich hin und stieg auch sogleich zu meinem Nachbar Franke empor. Ich traf Mann und Frau zu Hause, fand aber jetzt doch die Sache schwieriger, als ich gedacht hatte. Die Leute waren früher wohlhabend gewesen, auf eigenem Haus und Hof geseßen und sie gehörte zur Familie eines bekannten Schullehrers in der Umgegend. Da ist schwer zu verhandeln. Der Mann war durch schlechten Rath Anderer und eigene dumme Gutmüthigkeit heruntergekommen; deshalb nahm er jetzt gar keinen Rath mehr an und sagte zu Allem, was von einem Dritten kam, hartnäckig nein! Sie aber, sonst eine exemplarische Wirthin, war verbittert und hatte ihre ausgestandene Noth immer im Gedächtniß; darum schien ihr jeder Pfennig ein Capital, über welchem sie Alles vergaß, sogar ihre verletzte Eitelkeit, wenn der Enkel des Schullehrers als Fabrikfin einherging.

Kurz sie machten Beide Front gegen mich und ich richtete gar nicht aus; ja der Mann redete sogar grob von unbefugtem Einmischen und ich ließ es auch nicht fehlen, so daß ich, wieder vor meiner Hausthüre stehend, fast unmuthig über mich selbst war, denn ich hatte einen Frieden gestört, wo es mich nichts anging, und am Ende meinem Schützling das Leben nur noch schwerer gemacht, als zuvor.

Noch ein Paar Abende sah ich die Kinder auf ihrem Balkon; dann sah ich sie plötzlich nicht mehr.

Es war also geschehen; sie mußten schon vor vier Uhr Morgens in die Fabrik, weil die Kinder noch eher beginnen als die Erwachsenen, denn sie sind es ja, die noch vor der eigentlichen Arbeit die vielen Räder und Hunderte von Spindeln zu putzen und einzustellen haben. Zur Mittagszeit wich ich aber schon von Weitem aus, wenn ich die Herde unreinlicher, von Wollstaub und Dampst geschwärzter Kinder wild über die Wiesen nach der Stadt rennen sah, um hier mit Hast ein schmales Mittagsbrod hinabzuschlingen und sich dann wieder müde zu arbeiten bis Glock Achte. Des Abends mochten die armen Würmer wohl keine Lust zur Fröhlichkeit haben, denn wenn ich um Neun aus dem Bürgerverein nach Hause kam, war in den Nachbarhäusern kein Licht mehr.

So wurde es Mitte August. Eine unausstehliche Hitze wollte auch bei Nacht nicht aufhören und raubte mir allen Schlaf, daß ich endlich trotz meiner Angst vor Rheumatismen auf den Gedanken verfiel, alle Fenster zu öffnen und nur meine grünen Rouleaux herunterzulassen.

Dies erquickte mich etwas und ich ergözte mich noch eine Weile wachend an dem frischen Luftzug und dem hellen Mondenschein, welcher durch die Spalten der Vorhänge und die offene Thüre meines Studierzimmers hereinbrach.

Dabei war es mir aber, als hörte ich ganz in der Nähe knistern und flüstern, daß ich mich endlich, da es nicht aufhören wollte, emporrichtete und halb verdeckt vom Vorhange zum Fenster hinausschaute.

Mein kleiner Nachbar saß wieder auf dem Balkon und suchte im hellen Mondschein zu lesen; das Mädchen aber stand vor ihm und wollte es nicht dalassen.

„Du wirst Dir die Augen verderben,“ sagte sie; „ich kann auch nicht schlafen, es ist unter dem Dach zum Ersticken; aber laß uns lieber schwätzen. Es ist Alles schrecklich in der Fabrik; aber daß man kein Wort reden darf, ist von Herrn Lanz doch das Allerböseste.“ —

„Habe ich nicht Recht gehabt?“ unterbrach sie der Knabe; „da muß man Gott schon auf den Knien danken, wenn man für seine Paar Groschen Lohn nur jeden Abend die heile Haut ins Bett legen kann. Heute bin ich nur gerade noch so davon gekommen, sonst wäre es mir gegangen wie Rudhards Frisken. Das „Tausendrad“ hatte mich schon am Finger; es mußte mich auch den Arm kosten, wenn ich den Finger nicht rasch herauszog und Nagel und Fleisch darin ließ.“ —

„Ach Herr Jesus!“ schrie das Mädchen auf: „Laß sehen!“ —

Sie legte den verbundenen Finger des Knaben weich zwischen ihre beiden Hände, als wollte sie ihm den Schmerz besprechen und küßte schluchzend die heiße Hand.

„Es ist mir gar nicht so arg,“ meinte der Knabe; „der Herr Doctor sagt, es werde ohne Schaden heilen, und ich brauche vierzehn Tage nicht in die Fabrik zu gehen. Es ist ja nur die linke Hand, da kann ich wieder einmal schreiben und lesen, und meinen Wochenlohn erhalte ich doch; darum hat mich die Mutter auch nicht gescholten.“

Die Kinder bemerkten mich nicht, weil sie ganz mit sich beschäftigt waren, und setzten unbefangen ihre Unterhaltung fort, daß mir die Haare zu Berge standen; in kurzer Zeit war doch schon Unglück über Unglück geschehen. Dem einen Mädchen hatte „der Wellteufel“ die Hand abgerissen; kaum zwei Schritte von Mariechen entfernt hatte der Trommelriemen einen andern Knaben an die Spinnwelle herangezerrt, die ihn nun faßte,

mehrmals herumriß und dann erst gegen die Decke schleuderte, ehe er bewusstlos zu Boden fiel. Er war ganz abgeschunden und die leichtsinnige Erzählerin weinte noch beim Andenken an das Winseln des wieder erwachenden Knaben und an das Jammergeschrei seiner Geschwister.

Mir war erst wieder wohl zu Muth, als die Kinder endlich von diesem Gespräche absprangen; die sanfte Nacht benahm ihnen die Sorgen des Tages und sie vertieften sich in den Genuß der Märchen, welche jetzt der Knabe erzählte. Es fiel mir dabei die Art und Weise auf, wie er, wenn es ihm paßte, den Mond anredete und die Natur pries oder gar, wenn er von Prinzen und Prinzessinnen erzählte, mit glühender Leidenschaft das Mädchen umarmte, wobei sie sich in zärtlichem Neigen und Beugen nur zu leicht in ihre Rolle fand.

Endlich hörte ich sie nicht mehr; sie waren einander in die Arme gesunken und so eingeschlafen. Auch ich wollte noch einige Stunden ruhen und gab meine Beobachtung auf, zu meinem nicht geringen späteren Aerger, denn ich sah die Kinder jetzt lange Zeit nicht mehr. Ich mußte mein Winterquartier beziehen und hatte Anderes zu denken, so daß ich die Kinder redlich gestanden zuletzt vergaß.

So waren auch die Osterferien des andern Jahres vergangen, als ich meinen ersten Gang in das Lyceum wieder antrat. Ich hatte das Princip, weil ich an diesem ersten Morgen jedes Mal ganz neue Schüler vor mir sah, nicht alsogleich mit dem Unterricht zu beginnen; ich ging nur so in der Schule auf und nieder, sah mir die Gesichter an und prüfte mir in freundlichem Gespräch die Geister.

Gewöhnlich waren die Knaben an diesem ersten Morgen sehr schen und stumm; deshalb fiel mir dieses Mal besonders auf, daß sie, als ich eintrat, noch nicht an ihren Plätzen saßen vielmehr da und dort in Gruppen zusammenstanden und durcheinandersumstien, als ob irgend etwas Außergewöhnliches zugleich ihre Neugierde und zugleich ihren Unmuth erregt hätte.

Deshalb fragte ich mit strenger Stimme den ersten besten was es gäbe? erhielt aber von vielen Stimmen zugleich die Antwort: „Es hat sich ein Fabrikknabe unter uns gesetzt, der nicht hergehört und doch nicht fortgehen will.“

Ich war versucht, mit dem Stock unter die Zungen zu fahren, die den deutschen Hochmuth der Bildung schon mit der Muttermilch eingesogen haben mußten; ich besann mich aber eines Andern, als ich auf der hintersten Bank im letzten Winkel meinen kleinen Nachbar sitzen sah. Wenn ich mich innerlich auch freute, so sagte ich doch hart: „Wer bist Du?“ —

„Der Ernst Franke!“

„Was willst Du?“ —

„Ich bin nicht mehr in der Fabrik!“ antwortete der Knabe fest.

„So, so!“ sagte ich; „erst laßt Ihr ein Jahr in die Fabrik und verläßt die Schule; dann schicken Euch die Eltern wieder, als ob es so leicht wäre nach langer Zeit da wieder anzufangen, wohin man es mit Noth und Mühe gebracht hat. Hier kannst Du nicht bleiben; geh nur wieder zum Cantor.“

„Ich bin beim Cantor immer unter den Ersten gewesen!“ antwortete er fest, „und habe seither nichts verlernt, wenn ich schon nur ein Fabrikkind bin.“

„Ich darf Dich aber nicht nehmen, Du bist mir nicht im Examen mit übergeben,“ sagte ich eifrig: „geh nur!“ —

Er hatte sich niedergesetzt und weinte jetzt vor sich hin, machte aber keine Miene wieder aufzustehen und sich wegzubegeben.

Dies machte mich freundlicher; ein solcher Wissensdurst war mir noch nicht vorgekommen, und ich hielt jetzt den andern Knaben eine Standrede, daß sie sich dunkel schämten. Die Kinder sind immer noch besser, als die Alten, denn sie rückten nun dem Knaben wieder näher und nickten ihm freundlich zu, als sie vernahmen, daß ich dem Fabrikknaben erlaubte zu bleiben. Er lachte mit gespannter Aufmerksamkeit den ganzen Vormittag zu,

daß er ganz erblühte Wangen hatte, als ich meine Heerde endlich um Elf Uhr entließ, ihn aber, der zuletzt nach der Thüre ging, nochmals zurückrief. Er trug auch den Kopf wieder hoch und beklagte sich auf meine Frage mit kaum unterdrückter Heftigkeit, daß er bloß darum nicht zur Schule dürfe, weil er arm sei, und dafür könne er doch nichts. Auch erzählte er mir, daß sein Vater nichts von Allem wisse, ihn vielmehr in der Fabrik glaube; es bringe ihn aber Nichts in der Welt in die Fabrik zurück; er könne dort nichts weiter lernen und der Werkführer sei ein ungerechter Mann, der ihn ohne Ursache geschlagen habe.

Der Knabe dauerte mich, denn ich sah aus jedem seiner Worte ein unbändiges stolzes Wesen selbstzufrieden und ehrgeizig hervorbrehen; es war mir, als sähe ich Unglück auf die klare glatte Stirne geschrieben. Ich beschloß aber doch, mich seiner anzunehmen, und griff es diesmal klüger an. Die Obstbäume der Kammerei mußten in kurzer Zeit wieder neu zur Verpachtung kommen, deshalb konnte der alte Franke dem Bürgermeister, der eine Hauptstimme dabei hatte, nicht so barsch abschlagen, was er mir abgeschlagen hatte. Ich steckte mich deshalb hinter das Oberhaupt der Stadt, und des andern Tages schon war Alles in Ordnung.

Mein kleiner Nachbar ging von nun an, da ich ihn doch noch nicht brauchen konnte, zu dem würdigen Cantor in die Schule und ich freute mich von meinem Sommerquartier aus tagtäglich an dem Fleiße des Knaben, der, sobald er nur aus der Schule kam, auf dem Balkon saß und alle Bücher verschlang, deren er nur habhaft werden konnte.

Die Weisheit aber, welche er des Mittags gelernt hatte, trug er des Abends der kleinen Marie vor, wenn sie aus der Fabrik kam, ob er nun Städtenamen und Einwohnerzahl auswendig gelernt hatte oder mit glühenden Worten die Märchen von Wilhelm Hauff vortrug, von denen er einzelne Bändchen zu besitzen schien. Er ließ sich aber nicht abhalten, nach Belieben von seinem Eigenen hinzuzuthun, oder Anderes einzumischen, besonders Anfänge von Volksliedern und einzelne corrumpte Verse, deren Form sehr holprig war, deren Inhalt mich aber frappirte, weil ich mich nicht erinnern konnte, woher der Knabe die einfach schönen Bilder hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dampfnudeln.

Der alte Glaser Brittinger war doch ein verdammt pffiger Kerl! Er hörte zwar auf beiden Ohren nicht zum Besten, aber er hatte doch genug damit gehört, um zu wissen, wie man's anzufangen hat, um von der Welt so viel als menschenmöglich zu profitiren. Da hängte er eines Tages seinen Kasten um und ging auf das Land hinaus, um auf den Bauernhöfen die Fenster auszubessern. Heute kam er auch in ein Haus, wo die Leute grade über'm Mittagessen her waren. Die Schüssel voll Dampfnudeln, an denen die Krusten superb gerathen waren, schielte so einladend nach dem alten Glaser hin — und da schielte der alte Glaser natürlich auch wieder nach ihr, so lange bis ihm das Wasser auf die Zunge trat. Da hätte er es nun für sein Leben gern gehabt, daß Jemand gesagt hätte: „Nu, Alter, wollt Ihr's mithaben?“ Aber er wartete vergebens und sah eine Dampfnudel nach der andern in die offenen Mäuler hinunterfahren, wie Bergleute in einen Schacht.

Jetzt fing die Hausfrau, mir um des Redens willen, mit ihm ein Gespräch an und sagte recht laut, weil sie wußte, daß er harthörig war: „Es is heut kalt Wetter d'raus, he Alter!“ Da ging dem Alten ein Licht auf, und was rathet ihr nun, was er antwortete: „Ne,“ sagt er, „ich danke!“ und klopfte ruhig an seinem Fenster weiter — „Was hat er gesagt?“ sprach

die Frau und lachte und alle Andern mit, „der Mann wird doch alle Tage tauber — Versteht Ihr denn nit, Alter, kalt Wetter wär' d'raus, sagt' ich!“ „Ne, ich danke schön — ich han schon zu Mittag 'geessen!“ — Jetzt ging das Gelächter noch lauter an über den überzwergen Alten, und die Frau schrie ihm so laut sie konnte in's Ohr: „Hört Ihr denn gar nir mehr, Mann? kalt Wetter is d'raus, mein' ich!“ — „Nu,“ sagt er, „wenn's denn absolut sein muß!“ — und mit diesen Worten setzte er sich auch an den Tisch zu den Dampfnudeln hin und klapperte tüchtig mit, während die Andern über diese unerwartete Entwicklung des Spases verblüfft und stillschweigend d'rein-
hauten.

Sagen vom wilden Jäger.

1) Ein Bauer tappte mit einem seiner Knechte bei stockfinsterner Nacht durch den Wald, um Vorspann zu holen, denn er hatte sich bei der Holzabfuhr verspätet und sich mitten im Walde so fest gefahren, daß das Gespann den Wagen weder rückwärts, noch vorwärts bringen konnte. Der Bauer war darüber fuchswild und suchte und wetteerte auf dem Wege, daß es einem Christenmenschen ein Gräucl zu hören war. Vergebens ermahnte der fromme Knecht seinen Herrn, mit den Fluch- und Lästerworten nicht so um sich zu werfen, der ärgerliche, tobichte Bauer suchte und lästerte immer in die stille Nacht hinein. Noch hatten sie den Waldbrand nicht erreicht, als mit einemmale alle Bäume im Sturmwinde brausten und knackten und der wilde Jäger mit seinem höllischen Heere dicht über die Wipfel hinfuhr, als ob er alles zerbrechen und zertrachen wollte. Da schrie der vermessene, wüthende Bauer zu dem Hellsjäger auf: „Du ohle Bralshans un unnütze Herumdrüwer, wenn du mehr kannst as prahlen un freijailen, sau trecke mek minen Wagen ut den Dreck!“ (Du alter Bralshans und unnützer Herumtreiber, wenn du mehr kannst, als rufen und schreien, so zieh mir meinen Wagen aus dem Dreck.) Kaum hatte der Bauer zum Schrecken des Knechts die unbesonnenen Worte gesprochen, als hoch aus der Luft tausend und aber tausend Stimmen zurückschrien: „Da heste 'ne! Da heste 'ne!“ (Da hast du ihn!) und mit Rauschen und Donnerkrachen fuhr der schwer beladene Holzwagen zusammen den Pferden aus der Luft und traf zerschmetternd den Bauer. Der fromme Knecht blieb unverletzt, setzte, als er seinen todtten Herrn nicht unter dem Wagen hervorziehen konnte, laut betend und sich bekreuzend seinen Weg fort und machte das ganze Dorf wach. Vor Tagesanbruch wollte sich indeß keiner ins Holz wagen. Als aber die Früh- und Betglocken die Luft gehörig gereinigt hatten, suchte man den Wagen auf und fand den ganz zerschmetterten Bauer darunter. Hoch oben über dem Wagen hingen in der Eiche die Pferde, welche beim Herabschlagen des Wagens sich mit ihrem Geschirr in den Zweigen verwickelt hatten und hängen geblieben waren. Mein Eltervater, der diese Geschichte meinem Vater oft erzählte, hat die Pferde mit eigenen Augen in der Eiche hängen sehen; der Eltervater war dazumal noch ein geringer Junge.

2) Ein andermal schosß ein naseweiser Jägerbursche eine volle Ladung Schrot zwischen die wilde Jagd. Da schrie es hoch aus der Luft zurück: „Gut edropen! Gut edropen, min Junge!“ (Gut getroffen, mein Junge) und ein Hagel von Hirsch- und Pferdegerippen stürzte grad auf den Jägerburschen herab, so daß er übel zugerichtet wurde und lange zu Bett liegen mußte. Der hat sein Lebtag nicht wieder zwischen die wilde Jagd geschossen.

3) Der wilde Jäger ist der König von allen Gespenstern,

er gibt sich selbst nicht leicht mit einem Menschen ab, um ihn zu strafen, dazu ist er viel zu vornehm und hält sich seine Leute dazu. Leute hat er genug. Wenn er in sein Horn stößt, so antworten ihm die Eulen neun Meilen Wegs in der Runde, und dann muß sich alles, was den Hahnenschrei nicht ertragen kann, um ihn versammeln. Kurz vorher, ehe die französischen Völker ins Land fielen, zog der wilde Jäger, der sonst nur viermal im Jahre jagt, jede Nacht mit einem so wüthenden Lärm durch das ganze Stift, als ob hunderttausend Mann Fuß- und Pferdevolk durch die Luft rasselte. Da sagte mein Vater gleich, daß der Krieg vor der Thür stehe, denn er wußte von meinem Eltervater, daß es der Hellsjäger vor dem siebenjährigen Kriege auch so gemacht hatte. — Auch über die Schlachtfelder fährt der wilde Jäger und liest sich die gefallenen Soldaten auf, welche ein gottlos Leben geführt haben; davon hat er seine große Mannschaft an Fuß- und Pferdevolk. Auch böse Förster und Wildddiebe müssen nach ihrem Tode dem Hellsjäger dienen und mit ihm durch die Lüfte fahren. Mit Juden, Heren und Weibern aber gibt er sich nicht ab, die überläßt er alle des Teufels Großmutter.

Anekdoten.

Ein Schauspieler, welcher Nachts durch ein kleines Wäldchen nach Hause ging, wurde plötzlich von vier Individuen angefallen, welche seine Taschen durchsuchten und als sie nichts darin fanden, ihn zu mißhandeln anfangen. Er sagte ihnen: „Es thut mir sehr leid, daß Sie sich umsonst bemüht haben; aber ich bin Schauspieler und habe aus Gründen, die nur mir bekannt sind, nie Geld bei mir.“ — „Sie sind Künstler?“ erwiderte einer der Räuber; „wir sind es auch, nur in einem andern Genre. Kollegen sind sich Beistand schuldig; wenn Ihnen daher mit fünf Thalern gedient ist, hier sind sie.“ Der Schauspieler dankte dem edelmüthigen neuen „Kollegen“ und ersuchte später die Polizei, ihm seinen Dank wiederholt auszusprechen.

Ein langer, sehr hagerer Mann begegnet in Wien einem Trunkenen. Der Knochenmann blieb stehen und sagte: „Ei, ei Freund! ich glaube, Er hat ein Bißchen zu viel getrunken.“

„Und i,“ versetzte Jener, „i glaube, Sö hab'n z'wenig geessen!“

Anzeige.

Eine hübsche Landstelle,

kaum 1 Stündchen von den Vorstädten Hamburgs, in der Nähe der Berliner Chaussee, des reinbecker Gehölzes und Bahnhofs, der äußerst freundlich und romantisch belegen soll mit einem fast arrondirten Areal von **11,000 Quadratrußen** an Acker, **Nieselfwiesen**, Garten und Torfmoor (die Hälfte an einer **Becke**, die andre Hälfte unmittelbar am Garten und Hause) mit gutem anständigen Wohn- und Landhause nebst Scheune, mit regulair bestellten Saaten, mit guten Vorräthen und leben- den nebst todttem Inventare, 2 starke neue Wagen, Pflüge, Eggen, 2 Pferde, 6 Schaaf, 5 Milchkühe, Geflügel u. s. w., (alles zu 3800 Thlr. Court. verkauft werden. Mergel ist überall vorhanden, keine Erbpacht und kein Kanon belastet dieses Gehöft, Landesabgaben nur 28½ Thlr. Man adressire sich innerhalb 8 bis 10 Tagen) an Madame **Louise Seyfarth**, geb. Schröder (Schauenburger-Straße Nr. 16) zu Hamburg, welche den Besitz vorzeigen wird.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die H. Geng'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnow'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentl. 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 22.

Neubrandenburg, den 1. Juni.

1856.

Der arme Poet.

(Fortsetzung.)

Erst als der Confirmations-Unterricht in dem Knaben wirkte und er anfing seiner Nachbarin, die immer lieblicher aufblühte trotz Fabrik und Dunst, schener entgegenzutreten und ihr das Gehörte pedantisch auseinanderzusetzen, bemerkte ich, daß er die gebundene Liebe wählte, wenn sich das Mädchen zu langweilen schien; es war also der eingeborene eigene Geist des Knaben selbst, der sich abrang, eine dichterische Form für seine Empfindungen zu finden.

Dieses Talent machte mir meinen Schützling nur noch lieber und oft wälzte ich den Gedanken in meinem Innern herum, ob ich ihn nicht selbst unterrichten und weiter führen sollte; ich schrak aber immer wieder davor zurück, wenn mir der ungemeßene Ehrgeiz des Knaben entgegen trat, der jetzt schon seine ganze Umgebung und Lage verachtete, weil er sich für viel klüger und gebildeter hielt. Er mußte über kurz oder lang in einem quälenden Zwiespalt kommen und ich fürchtete mich diese Gefahr zu vergrößern, wenn ich ihm Geschmac an Früchten beibringen wollte, die doch unerreichbar über der Lippe des armen Dürstenden hängen bleiben würden.

Ich hütete mich deshalb ihn näher an mich heranzuziehen, wie lästern er auch nach meinen vollen Bücherborden herüberfah, wie oft ich auch hinter dem Vorhang hörte, wie er der kleinen Marie erzählte, daß er schon bei mir vor der Thüre gewesen sei, aber nicht das Herz gehabt habe, anzuklopfen.

Der Zufall wollte aber, daß er mir mit seinem Vater den Tag nach der Confirmation auf der Straße begegnete. Der Buchhändler wollte wohl Früheres wieder gut machen und redete mich deshalb an, um mir zu erzählen, daß er mit dem Knaben eben aus der Hartwig'schen Druckerei komme, wo sein Ernst künftige Woche als Seherlehrling eintreten werde. Ich freute mich sehr darüber, denn der Knabe hatte jetzt doch ein Ziel, welches er erreichen konnte, und schien selbst mit seiner Bestimmung zufrieden. Man sagt, daß kein Mann widerstehen könne, wenn ihn ein Mädchen, gegen welches er im Herzensgrund doch erst ganz kalt gefühlt war, immer und immer wieder liebend ansehe. Mir ging es ähnlich mit dem Ernst Franke, der, als sein Vater bereits grüßend weitergegangen war, noch einmal zurückkam, mir die Hand küßte und seine glänzenden braunen Augen, ohne ein Wort zu sagen, zu mir aufschlug.

Alle meine guten Vorsätze wurden zu Wasser; ich mußte ihn einladen, mich doch hin und wieder des Sonntags zu besuchen.

Er kam aber nicht; ich sah ihn nicht, weil er in dem Hause des Buchhändler Hartwig wohnte, und ich wahr im Herzen froh darüber, freute mich aber doch, als ich nach Jahr und Tag einmal wegen einer eiligen Correctur selbst in die Hartwig'sche Druckerei kam, den Ernst Franke fleißig hinter dem Setzkasten zu sehen. Er war hoch aufgeschossen und ein bildschöner Junge geworden, der durchaus nicht in Verlegenheit kam, als ich ihn fragte, warum er mich gar nicht besucht habe. Er sah mich nur lang mit lachenden Augen an und sagte erröthend: „Ich bin gewiß nicht undankbar, Herr Rector; aber ich will erst meine Sache richtig gelernt haben, ehe ich bei einem Gelehrten anpoche; dann komme ich gewiß.“

Er kam aber doch nicht, und wir rückten nochmals vom Jahr 1839 ins Jahr 1840 und vom Frühling in den Sommer. Ich lag in diesem Jahr länger als sonst in meinen Winterquartieren, weil ich meine griechische Grammatik erst ganz fertig schreiben und überhaupt von der Welt und ihrem Hirntollen Kriegs- und Rheingeschrei nichts hören wollte.

Es wurde deshalb Mitte Juli, bevor ich mich eines Sonntagsmorgens zum erstenmal in meiner vorderen Stube unter's Fenster legte. Es war noch festtäglich still, man hörte kaum eine Menschenstimme, obwohl in allen Nachbarhäusern die Fenster weit offen standen für die balsamische Morgenluft und da und dort bereits ein gepuztes Kind sich weit herauslegte, während die ältere Schwester noch den Hals verdrehte, um ihr schönes Haar vor dem Spiegel kunstgerecht zu flechten.

Auch Mariechen hatte ihr Rosakleid angezogen, das sie nur an hohen Festtagen tragen durfte und aus welchem sie etwas herausgewachsen war. Sie saß so recht frisch gewaschen und geplättet auf dem Balkon und band sich einen Strauß aus Blumen, welche ihr im Schooße lagen. Hin und wieder flog auch einer ihrer scharfen Blicke nach der Dachlucke des Nachbarhauses, aber der Erwartete kam nicht.

Er saß, wie ich sehen konnte, in der Stube vor einem alten Pulte seines Vaters, den Kopf in die Hand gestützt, dann wieder rasch schreibend, wieder ausstreichend und wieder schreibende. Neben ihm lag ein aufgeschlagenes Buch, in welches er das Blättchen, worauf er geschrieben, rasch verbarg, als sein Mutter mit dem Kaffeegeschirr zur Thüre hereintrat.

Es war aber zu spät. Denn kaum hatte die Frau die

Kanne niedergelegt und einige kleine Schalen von der Commode herabgelangt und ausgewischt, als sie trotz der abwehrenden Bewegung des jungen Menschen hastig nach dem Buche griff, das Blättchen herausnahm und es erst mit stiller Verachtung betrachtete.

Ich kann bis heute den spitzigen hochmüthigen Ton nicht vergessen, womit die Frau einige Zeilen, die wahrscheinlich leserlich geschrieben waren, laut abdeclamirte: auch sind mir die Worte des Gedichts geblieben:

Ob ich Dich liebe? —

Wie kannst Du noch fragen,

Was alle Blätter im Wald' Dir sagen,

Was alle Blumen am Bache bereden — —

„Wo reden denn die Blumen? Was ist das für dummes Gewäsch!“ sagte die Frau heftig: „wie oft muß ich Dir noch sagen, Du sollst mir das Scribeln und Liebeln lassen. Wir haben genug Unglück in der Familie gehabt mit broblosen Künsten, die sich für arme Leute nicht schicken und sie nur um eine gute Reputation bringen.“ —

Sie sah das Blättchen noch einmal an. Wahrscheinlich trug es die Ueberschrift: „An Marie,“ denn sie wiederholte mehrmals spöttisch: „an Marie, — an Marie! — Du solltest von dergleichen noch gar nichts wissen. — Ich habe an einem ungerathenen Sohne genug! — Das fehlte noch, daß mir einmal das faule, malproppe Ding als Schwiegertochter ins Haus käme; die kann ja keine Wassersuppe kochen und paßt in unsere Familie am allerwenigsten.“

Der junge Mensch sprach kein Wort, war aber todtbleich und wie gebannt auf seinem Stuhl. Nur einmal glitt ein bitteres Lächeln über seinen Mund, als die Mutter weinend niedersas und ausrief: „O ich unglückselige Frau, wenn man einen Sohn hat, der Uebeln hinaus will!“ — Sie fuhr wie eine Furie auf, zerris das Blättchen, welches sie immer noch in der Hand hatte, in tausend Stücke und schlug dem armen Jungen das Buch mehrmals um den Kopf: „Geh mir aus dem Gesicht,“ schrie sie: „wenn ich doch nur einmal Deine Heidenlieder finden könnte, wo Du sie versteckt hast, sie sollten mir alle ins Feuer und die Asche in alle Lüfte. Geh mir —“

Sie faßte ihn am Arme und führte ihn zur Thüre: „Geh in die Kirche; man läutet eben; bitte Gott, daß er den Hochmuthsteufel von dir nimmt.“ —

Dazu schlug sie die Thüre heftig hinter ihm zu und ging dann von Neuem suchend von Schublade zu Schublade. Als aber während dessen an die Thüre geklopft wurde, wischte sie sich rasch die Thränen ab und begrüßte mit dem freundlichsten Gesicht eine besuchende Nachbarin, welche sie zum Sonntagskaffee eingeladen hatte.

Ich selbst hätte für mein Leben gern die Ansichten der beiden Weiber über Poesie genossen, wurde aber in meinem Laufchen unterbrochen, weil es jetzt auch bei mir anklopfte und auf mein: „Herein!“ der junge Franke unter meiner Thüre stand. Er blieb zaghaft stehen; als ich ihn aber freundlich an der Hand faßte und hereinmüthigte, brach er in bittere Thränen aus und streckte mir, gleichsam zu seiner Rechtfertigung, ein saubergehaltenes Schreibbuch entgegen, in welchem ich blätterte und las, bis er sich etwas gefaßt hatte und mit unsäglich Angst in allen Gesichtszügen die Worte herausschrie: „Ist es denn wirklich wahr, daß aus mir nichts Rechtes werden kann?“

„Dies ist eine Gewissensfrage,“ entgegnete ich, „die Du Dir am Ende nur und einzig selbst beantworten kannst. Ein anderer Mensch hat noch kein Recht Dir Schlimmes vorzuwerfen, denn der Herr Hartwig lobt Dich und ich kann auch bezeugen, daß Du zu Hause immer fleißig bist. — So war es wohl auch nicht gemeint. Du wirst nur Nützlicheres thun sollen, als Du vielleicht thust; denn Verse kann man nicht essen und nicht trinken; wenn sie von Nutzen sein sollen, müssen sie überhaupt aus großen Seelen kommen, und das ist nicht Jedermanns Sache.“ —

„Man kann aber doch eine Gottesgabe, die ungerufen kommt wie der Morgen und der Abend, nicht zurückweisen!“ antwortet der junge Mensch leidenschaftlich.

Ich unterdrückte meine spöttischen Gelüste, die mir aufsteigen wollten, und sagte ernsthaft: „Das kommt darauf an, es sind am Ende alle Menschen Dichter, es ist am Ende Jeder mann erhaben, wenn er zu den Sternen aufsieht und in die aufgehende Sonne schaut; da lallt Jeder seinen Dank, Das Falles ist keine Kunst, aber das Sprechen, und dazu gehört mehr, als Du Dir denkst, von Bildung und Kunst. Wer es sprechen kann, ist ein Fürst und muß sich vor der Welt erst ausweisen als einen Fürsten. — Doch es wird sich ja zeigen; ich will Deine Gedichte lesen, als wären sie meine eigenen, und Dich loben oder warnen. Wer vom himmlischen Feuer weht, wird gehängt, wenn er nicht ein großer Dieb ist. Du weißt noch nicht, was es für ein Unglück ist, wenn sich ein armer Teufel in ein Königskind verliebt und es weder haben noch davor lassen kann.“

Er war aber nicht zu entmuthigen. Frei und klar schlug er sein Auge wider mich auf und sagte: „Gerade dasselbe hat der Großvater des Herrn Hartwig zu Schiller gesprochen! Man weiß es in unserer Druckerei wohl noch, denn Einer hat es dem Andern erzählt, daß der alte Herr damals angerufen hat: „Ich, ich sollte etwas von dem stets betrunkenen Studenten nehmen! Der wird etwas Gescheidtes zu Tage bringen!“ Und doch ist dieser verworfene Mann ein Cassier geworden.“

Mir wurde gar wehmüthig zu Sinn, wenn ich der Schmerzen gedachte, bis das Selbstbewußtsein meines Schützlings im Mühlgang des Lebens kleingeschrotet sein würde. Ich wagte aber den Hoffnungsreichen nicht weiter zu verlegen, ich wagte es nicht, ihn zu erinnern, welche andere Bildung unsere großen Dichter genossen hatten; er konnte ja nichts dafür, daß ihm Hacke und Werkzeug verfaßt war, seine eigenen Schätze zu heben. Ich tröstete ihn vielmehr, so gut ich konnte, und brachte ihn auch in kurzer Zeit so weit, daß er beruhigter anfang mir sein ganzes Herz auszusüßten.

Ich sah wohl, wie gerne er meine Gunst gewinnen wollte, und wunderte mich besonders darüber, daß die poetische Erhebung meines Nachbarn nichts weniger als eine vereinzelte Erscheinung war, daß er vielmehr von einem Kreise junger Handwerker, besonders Buchdrucker und Schriftsetzer, gehoben und getragen war, welche die Muse so heftig ergriffen hatte, daß sie einen Dichterverein regelgerecht gründen mußten, worin Einer den Andern hülfreich förderte und wo sogar auch eine selbstständige geschriebene Wochenchrift mit Recensionen und Productionen verfaßt wurde.

Diese Thatsache allein schon hätte mich vermocht, die Gedichte des Ernst Franke näher anzusehen, denn ein solches Ergreifen vieler vom Geist seht ja ein Bedürfnis der Seelen voraus, welches richtig oder unrichtig befriedigt Heil oder Trostlosigkeit bringen muß. Daß aber die Richtung falsch war, erkannte ich sogleich, als ich mir nach der Entfernung meines Gastes seine Gedichte schärfer ansah.

Ueber dem Ganzen leuchtete der Strahl des Gütlichen; er war aber überall gebrochen durch eine leere Sentimentalität und die Phrasen der politischen Verbildung.

Hier stand ein Gedicht, knorrig, voll gesunder Kraft, wie ein Spruch des Hans Sachs, Alles darin leibhaftig, wirklich und doch durchleuchtet; gleich daneben aber ein fades Jägerlied von einem Burschen, der noch nie eine Flinte geladen, Liebes-schmerzen ohne Gegenstand oder eine aufgepumpte Poesie des Bettelsacks und des Neids.

Am meisten erschreckte mich aber, daß die besten Gedichte, wo die eigene Erfahrung den Kern der Anschauung bildete, nur vernachlässigt hingeworfen schienen, während die sentimentalen Leerheiten mit besonderer Vorliebe und Kunst gedacht und geschrieben waren. Mein Dichter hielt die größten Stücke auf den Theil der Welt, der ihm fremd und verschlossen blieb, ver-

achtete seine Lebenslage, und seine Genossen theilten jedenfalls diese Ansichten, welche doch nur zu Mißgunst und Unzufriedenheit führen konnten.

Unmuthig schlug ich zuletzt das Buch zu. Wie ein Lichtblitz ging es mir auf, wie nothwendig für unsere deutschen nationalen Zustände und unsere aristokratisch abgestufte Bildung die Meisterjänger gewesen sind und noch wären. Ich sah aber auch ebenso klar, daß in meiner eigenen Vaterstadt, vor meinen Augen ein Anzahl idealisch erregter Seelen, die nach Wahrheit und Schönheit dürsteten, den tauglichen Weg schon nicht mehr finden konnten, weil sie vom Hochmuth der Verbildung bereits zerfressen und von ihrer Poesie mehr benurruht als beseligt waren. Denn als mein Schützling wiederkam und ich ihm milde und einfach zeigte, welche von seinen Gedichten gut und welche schlecht waren, verstand er mich schon nicht mehr und zog sich in das Schneckenhaus seiner Eitelkeit zurück. Der Beifall seiner Umgebung hatte ihm bereits zu süß als Honig geschmeckt; sein mißtrauisches und, weil unbeachtet, gekränktes Gemüth sah in meinen Worten nur Zopf und Neid.

Wir schieden unbefriedigt. Doch mußte er sich hinter seinem Sekretären noch eines Andern besonnen haben, denn als er nach einigen Wochen mich wieder einmal zu Hause traf, bat er mich demüthig die Reihenfolge seiner Lectüre zu bestimmen und ließ beim Weggehen ein Blättchen Papier auf dem Tische liegen, welches ich erst nach einigen Tagen fand, aber seither immer in meiner Schreibtischherumführe, um es jedesmal zu lesen, wenn ich mit unheimlichen Gedanken vor dem Räthsel der Natur stehe, warum sie so viele Blüthen ruft und so wenige Früchte reifen läßt.

„Ich habe Angst,“ hieß es auf dem Blatt, „mein Muth hängt nur noch an einem Faden; noch aber habe ich ihn nicht ganz verloren. Immer richte ich meinen Blick in die Zukunft, welche mein Glück, die Frucht meines Strebens gebären soll. Ich komme mir vor, wie ein armer Säng' er, der in Sturm und Regen auf der Straße liegt und Einlaß begehrt:

Es wird mir endlich doch gelingen
Trotz Hagel rings und Sturmgebräus;
Und sollt' ich bis ans Ende singen
Und ging mir selbst der Athes aus!
Und wollt Ihr drinnen mich nicht hören
Und stoßt Ihr kalt mich von der Thür!
Ich laß nicht ab Euch zu beschwören
Mit meinen Liedern für und für.

Es wird mir endlich doch gelingen!
Und sollt' ich harren noch so lang
Und sollten alle Saiten klingen
Von Sonnenauf- bis Untergang.
Ich find' ein Lied voll Lust und Schmerzen,
Das Euch die Seele rühren soll!
O laßt mich ein, ihr starren Herzen,
Ich bring Euch Grüße von Apoll.

Es wollte aber doch mit Freundschaft und Vertrauen nicht wieder werden, denn ich bin zu alt, um das Aprilwetter eines jugendlichen, in Zwiespalt gerathenen Gemüthes leicht zu vertragen, und fühlte nur zu gut, wie mein Wohlwollen ihm als Härte erscheinen mußte; es war dem Jüngling nicht zu helfen, weil er sich gegen den einzigen Weg, der ihn zum Heile führte, perrete und die Samen, welche ich in ihm ausstreute und sein guter Genius aufgehen ließ, immer wieder ausriß, um dem vuchernden Unkraut seiner falschen Richtung Platz zu machen.

Auch nahm ich Anstoß, als ich endlich zufällig bemerkte, daß seine Liebe zu der Nachbarin eine leidenschaftliche Form angenommen hatte, wie sie zwar weder ungewöhnlich noch auffallend ist, die aber meinen Schützling zu Boden niederziehen und den Hauch von seiner Seele wischen mußte, der mich immer wieder erquickt und mit seinen Fehlern versöhnt hatte.

(Schluß folgt.)

Traumbilder von W. Hanwig.

I.

„Allnächtlich“ wandelt am Schlosse
Ein bleicher Rittersmann
In weißem Mantel gehüllet,
Und schauet zum Fenster hinan.

Und setzt sich seufzend nieder,
Auf einen moos'gen Stein;
Und singt dies traurige Liedlein
Dumpp in die Nacht hinein.

„Du hast nicht Wort gehalten
Hast einen andern gefreit,
Hast mir die Ruh genommen,
Du ehrlos, falsche Maid.“

„O kämst du nur herunter
Von deinem Schloß alsbald,
Dein Glück, es hätt' ein Ende
Da drüben im dunkeln Wald.“

Doch nah't die zwölfte Stunde,
Dann schauert's in der Luft:
Dann steigt der arme Ritter
Zu seine Todtengruft.

II.

Es leuchten und flackern die Lampen
Dort oben im Hochzeitssaal;
Sie schmausen an reicher Tafel,
Und trinken aus gold'nem Pokal.

Ich steh so einsam hier unten,
Und schau wehmüthig zur Höh;
Da plötzlich ertönen Trompeten,
Mir thut's im Herzen weh.

Mein Liebchen tritt an's Fenster,
Die Tafel ist abgethan,
Und es beginnt zu schwärmen,
Die Polonäse hebt an.

Mein Liebchen tritt an's Fenster,
Und sieht im Mondenschein,
Mich stehen auf stiller Straße
Mit meinem Schatten allein.

Er reicht ihr seine Hände,
Sie schau't wehmüthig sich um;
Sie fangen an zu tanzen,
Und schieben sich borend herum.

III.

Es lächelt die holde Luna,
Aus silbernen Wolken herab,
Die Erde ruht so friedlich,
So stille, wie ein Grab.

Doch ich will einsam wandern,
Nach dunklen Bergeshöhn,
Und süße Lieder singen,
Dir Mädchen, wunderschön.

Es sollen die Blumen lauschen,
Und richten die Köpfe empor,
Und schweigen soll im Walde,
Der Nachtigallenchor.

Eine lustige Geschichte aus Paris.

Herr und Madame D. besitzen ein Landhaus an den Ufern der Loire, wo sie alljährlich die Sommermonate verleben. Während dieser Zeit bewacht der Concierge allein die pariser Wohnung, während die andere Dienerschaft mit auf's Land geht. In diesem Jahre blieb Herr D. einen Monat länger in Paris als Madame, um, wie er sagte, die Ausstellung zu sehen. Im Juni traf er auf dem Landhause ein, machte aber öfter Ausflüge und Reisen, ohne Madame über den Zweck derselben zu unterrichten. Da überfiel sie eines Tages die Eifersucht, und als der Gatte abermals verreist war, bestieg sie eiligst die Eisenbahn und kommt in Paris 11 Uhr Abends an. Sie verläßt den Fiaker an der Ecke der Straße, in welcher ihre Wohnung liegt, und erblickt, vor derselben angelangt, o Entsetzen!... Licht in ihrem Schlafzimmer! Sie schleicht wie ein Schatten bei der Portierstube vorüber, steigt die Treppe hinauf, öffnet mit einem mitgebrachten Schlüssel und erreicht den Speisesaal, wo ihr ein Licht noch die Reste eines Souper sin zeigt. Außer sich vor Zorn nimmt sie das Licht und tritt in den Salon. Hier findet sie auf den Fauteuils lauter Gegenstände von Frauen-Toilette. Bei diesem Anblick verlassen sie die Kräfte, sie muß sich niederlassen und fällt halb ohnmächtig auf einen Sessel, wo eine prächtige Mantille liegt. Diese Berührung verwundet sie wie brennendes Feuer, sie springt entschlossen auf und schreitet muthig nach dem unglücklichen Zimmer, wo sie das Bild ihres Unglücks erwartet. Im Augenblick, da sie mit krampfhafter Hand den Elfenbeinknopf erfassen will, ruft eine Stimme von innen: „So komm' doch; mein Freund, ich erwarte dich seit einer Stunde!“ — „Die Ruchlose!“ mit diesen Worten tritt Madame D. in das Zimmer und sieht eine Frau in ihrem eigenen Bette. — „Wer sind Sie? Zu Hülfe!“ schreit die Dame im Bette beim Anblick der Wüthenden und zieht mit aller Kraft die blauseidene, mit Tüll bordirte Glockenschür. — „Wer ich bin, gemeine Creatur?“ erwidert Mme. D., ich bin die Frau dieses Hauses und Sie sind nur die Mitresse meines Mannes!“ — „Eine Verrückte!“ schreit die Unbekannte und sucht sich so gut wie möglich mit den Kissens zu verbarrikadiren. Aber schon hat bei Mme. D. der Zorn dem Erstaunen Platz gemacht: die Dame im Bette war eine gute Sechszigerin und hatte graues Haar. Ein junges Mädchen stürzte in's Zimmer mit dem Rufe: „Was hast Du, Mama?“ — „Eine Verrückte! Ruf' den Vater, ruf' die Leute!“ — Mme. D., welche bereits ihr Mißverständniß eingesehen hatte, begann nun in einem anderen Ton: „Madame ich bin nicht verrückt, erschrecken Sie nicht und gestatten Sie mir, mich in meinem Hause niederzulassen, denn ich bin hier in der That zu Hause. Verständigen wir uns.“ — Man verständigte sich. Die Dame im Bette war Gräfin A., die Frau eines Präfecten, der mit seiner Familie nach Paris gekommen war, um die Ausstellung zu sehen. Er suchte eine Wohnung, und der Portier des Herrn D. hatte sich die Freiheit genommen, die seines Herrn an den Präfecten zu vermieten und zwar ohne Wissen desselben. Die geheimen Ausflüge des Herrn D. aber hatten keinen anderen Zweck, als eine seinem Landhause nahe belegene Besizung anzukaufen, um damit seiner Gattin eine Ueberraschung zu bereiten. (Pfennigbl.)

Anekdoten.

Mahnbrief eines Schuhmachers.

Auf drei an Sie gerichtete Briefe noch keine Antwort, das ist impertinent. Wenn Sie bei mir hätten so lange auf die Stiefeln

warten müssen, wie ich auf die Bezahlung, so hätten sie müssen barfuß laufen. Denken Sie vielleicht: ich finde das Leder hinter der Thür und füttere meine Gesellen mit abgerissenen Stiefelsohlen? — Als Sie von hier fortgingen, versprochen Sie mir das Geld umgehend zu schicken. Nennt man das Wort halten? Dem Conditor haben Sie bezahlt und daselbst gesagt: ich, der Pechhengst, ich könne warten. Schämen Sie sich, ein Mensch, der einmal Pfarrer werden will, solche Redensarten. Aber — Gott Strampach, Sie sollen mich kennen lernen, denn wenn ich wild werde, da geht's hahnebüchsen her. Ich verlange binnen acht Tagen Bezahlung. Wo nicht, setze ich ein Vergeltungsmittel in die Zeitung und gebe es durch die Blume, daß Sie noch bei mir hängen. Wenn Sie also noch Ehre im Leibe haben, so berappen Sie haar und richtig in genannter Zeit, wie es sich für einen reputirlichen Menschen schickt.

J. Grohmer.

Schriftlicher Heirathsantrag.

Mein Fräulein!

Was ich von Ihnen will, werde ich ohne lange Bräthe Ihnen gleich klar machen, denn ich hasse alle Umschweife. In der Schrift steht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Dieß sage ich auch, und aus diesem Grunde will ich mich verheirathen. — Mein Auge ist auf Sie gefallen, weil ich gesehen, daß Sie in der Wirthschaft so recht „schampetätsche“ sind und von früh bis Abends in der Küche und Stube herumputzeln. Andere Freier greifen immer zum Zeitungsblatt und suchen da aus Mangel an Bekanntschaft eine Frau. Das sind nur Schaffköpfe, denn Mädchen giebt's wie Sand am Meer, und daß sie anbeißen, wenn die Partie nur halbwege ist, na! darüber sind die Gelehrten einig. Auch heißt es manchmal: es wird nicht auf Vermögen gesehen. Das ist aber nur Redensart, ich kenne das, denn beim Heirathen ist Moos die Hauptsache. Ich sehe auf etwas Vermögen, ja, wo möglich etwas viel Vermögen. Sie besitzen solches, dies weiß ich von Ihrem Sachwalter. Zweitens war Ihr verstorbener Vater Getreide-Lieferant bei der Armee, und die Art ist nicht pauvre.

Was meine Person anbelangt, so bin ich ein verträgliche Mensch von ruhigem Character, der einen sichern Posten hat und im Nothfall eine Frau ernähren kann. Es ist aber besser, man sucht sich Eine, die etwas einzubrocken hat, denn man weiß nicht, wie es kommt. Ich weiß, daß ein paar Laffen um Sie herum schwänzeln und Jagd machen. Der Eine von diesen Süßholzraspeln hat Ihnen neulich zu Ihrem dreißigsten Geburtstage ein Gedicht gemacht und auf dem Titel gesagt: zum 22ten Wiegenfeste, das ist also ein Lügner und werth, daß man ihn zur Thür hinaussteckte. Der Andere klimperte Abends vor'm Fenster auf der Guittarre und sang: „Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!“ Ewig! der Dummich, so lange wie's Geld dauert, dann ist's aber mit der Ewigkeit aus. Aber weil die Kerle so recht adrett mit ihren gepumpten Röcken, mit gebrannten Haaren und großen Siegelringen einhergehen, weil sie die Worte sehen können, wiegedruckt, deshalb werden sie von Ihnen nicht ungern gesehen und Sie denken ein Glück zu machen. Nichts ist es damit; lauter Plattfuss; ich aber rede, wie mir's um's Herz ist und rücke gleich mit der Sprache heraus. Ich biete Ihnen also meine Hand an und dies mit Bedacht, es ist eine Verumftheirath, und eine solche ist zehn Mal mehr werth als ein Bündniß, wo blind hinein gerannt wird. Ich bin zwar nicht schön zu nennen, dies wäre auch Lurus, und in diesem Punkt könnten wir uns gegenseitig keine Vorwürfe machen. In die Jahre sind Sie auch, also keine Sperenzien gemacht und gesagt, was Sie Willens sind. Ich habe ein fixes Einkommen, dies ist viel werth, wenn's auch nicht gerade in großen Haufen ist, aber für uns Beide langt's und wenn's ja einmal knapp geht, so wissen wir wohin, die Zinsen müssen zuschießen.

Ueberlegen Sie sich die Sache bis morgen Abend um sieben Uhr, wo ich an Ihren Fenster vorbeigehen: ill. Schlagen Sie ein, so geben Sie mir ein Zeichen dadurch, daß Sie den alten Frigen, der bei Ihnen auf der Commode steht, auf das Fensterbrett stellen. Sehe ich den alten Frigen, so komme ich herauf. Wo nicht — gehe ich weiter, denn ich habe noch eine Andere auf dem Korne.

Christian Gradaus.

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die H. Geng'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnewig'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentl. 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postzuschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 23.

Neubrandenburg, den 8. Juni.

1856.

Der arme Poet.

(Schluß.)

Was aber dem Faß schließlich den Boden ausschlug, war die fatale Richtung auf politische Weltverbesserung durch Leute, welche noch in gar keinem Zusammenhang mit dieser Welt standen. Er brachte mir jetzt nur noch sinnlich glühende Liebeslieder und Freiheitsgedichte, von welchen ich kein Wort verstand, aber die mich anwiderten durch ihren Beigeschmack von Neid, denn mich auch oft der Idealismus rührte, womit wir Deutschen auch unter allen noch so trüben Erfahrungen immer und immer wieder der Hoffnung auf ein besseres Ginst die Hand küssen und unsere wärmsten Wünsche weihen. Es war mir unmöglich, dem jungen Thoren gegenüber meine ironischen Bemerkungen zu unterdrücken, wenn er gar zu frech über Dinge urtheilte, die er nicht begreifen konnte, schon weil es mich interessirte, das Wachstum des giftmischerischen politischen Hasses der Deutschen, der nicht in wirklichen Interessen, sondern in der geistigen Eitelkeit wurzelt, recht gründlich an einem frischen Exemplar zu studiren und die Tragweite dieses Hasses zu berechnen. Denn mein Ernst Franke haßte mich jetzt, wenn ihn auch die angeborene Dankbarkeit seines Gemüths und der Stolz und Draug, mit einem höher gebildeten Manne umzugehen, immer wieder, aber auch immer seltener und nach langen Zwischenräumen zu mir führte.

Aber er war jetzt nie mehr offen, und nur noch einmal, als er endlich als Geselle ausgeschrieben war und zur Wanderschaft Abschied nahm, drang der Quell seines Herzens aus dem Schutt seiner verkehrten Richtung glänzend und krystallhell hervor. Er berührte jetzt auch zum Erstenmal seine Liebe zu Marie und bat mich, mein Wohlwollen auch auf sie auszudehnen.

Das war nun freilich viel verlangt; ich that aber doch was ich thun konnte, und beobachtete das Mädchen, ohne klug aus ihr zu werden. Denn wenn ich sie selbst auf dem Balkon, jetzt immer allein und träumerisch, auf und niedergehen sah, als suchte sie etwas Verlorenes, kam sie mir still und eingezogen, wehmüthig und stets bescheiden vor. Wenn ich aber mit andern Leuten von ihr redete, so suchte man da und dort die Ahsel, doch ohne bestimmte nachtheilige Thatsachen angeben zu können, und ich ließ zuletzt die Sache auf sich beruhen, weil ich nie die Kunst besessen habe, das flexibile genus der Weiber besonders scharf zu durchschauen.

Doch schrieb Franke öfters an Marie und sie zeigte mir auch einmal, wie längst ein Jahr um war, seit er geschieden, einen Brief aus Lausanne in der Schweiz, worin er meiner dankbar gedachte und mir melden ließ, er hätte nach langen Kämpfen der Poesie Valet gesagt, weil er wohl einsehe, daß dies nur für Größere und Glücklichere sei.

Dieser Brief hatte etwas Gedrücktes, was auch das Mädchen zu fühlen schien, denn sie weinte und sagte: „Nicht wahr, wenn er so schreibt, muß er recht unglücklich sein; denn es war ja sein einziger Reichtum!“ — Sie beruhigte sich aber, als ich ihr auch die andere gute Seite dieses Entschlusses klar gemacht hatte, wenn ich gleich an diesen Entschluß selbst nicht glaubte und, wenn es dem jungen Menschen in der That Ernst damit war, nur noch mehr für ihn fürchten mußte; denn dann war er sicherlich in den Wirbel der geheimen Verbindungen hineingezerrt, die alles andere Interesse bei einem jungen Gemüth verschlingen. Dies wurde mir auch bald nur zu sehr durch einzelne Andeutungen in späteren Briefen, welche mir das Mädchen jetzt jedesmal zeigte, bestätigt, denn sie waren voll großer dictatorischer Redensarten und voll blinder Hoffnung auf eine glänzende Zukunft.

In diesem zweiten Jahr starb auch der alte Franke, und die Mutter meines Schüglings, die das kleine Geschäft energisch fortsetzte, vermiethte von nun an, weil das Logis sonst zu groß und theuer für sie gewesen, eine Stube nach Vorne an einzelne Herren.

Ich hatte jetzt alle Augenblicke andere Nachbarn, bis endlich ein junger Mann auf längerer Zeit einzog. Er kam eben von Universitäten zurück und war mir wohlbekannt, denn ich hatte ihn früher auf meinem Lyceum gehabt, wo er schon ungewöhnliches Talent zeigte, auch in seiner Weise viel gelernt hatte, nur das nicht, was zu einem regelrechten soliden Fortkommen dient. So mußte er es auch später getrieben haben, denn er schob sein Examen immer weiter hinaus und übernahm lieber die Redaction unseres Wochenblatts, durch dessen talentvolle Leitung er viele Freunde in der Stadt gewann.

Mir war das vis à vis fatal, denn ich kannte den lockeren, eiteln und boshaften Zeißig besser als andere Leute und ärgerte mich, wie besonders höflich er sich auch gegen mich benahm, schon in den ersten acht Tagen, weil er sogleich versucht hatte, eine Liebschaft mit der schönen Marie anzuzetteln, und es, als er merkte, daß sie einem Andern gehörte, so recht hinterlistig angriff, auf ihren leichtbeweglichen Sinn zu speculiren.

Er kam jetzt fast nicht mehr vom Balkon und ließ sich, wenn er nur das Mädchen zu fassen erhielt, in die theilnehmendsten Gespräche über ihren Liebsten mit ihr ein. Sie mußte ihm die Gedichte vorlesen, welche sie von dem jungen Menschen erhalten hatte, und er ließ sich, wenn sie sich endlich recht warm geredet hatte, die heißen Küsse geben, welche dem Fernen bestimmt waren.

In dieser heuchlerischen Bethörung ließ er sich auch nicht stören, wenn ich endlich empört und geräuschvoll die Rouleaur aufzog und unter das Fenster trat; ja einmal rief er sogar mit höhnischem Lachen um den feinen Schlangennuß zu mir herüber: „Ist es nicht wahr, Herr Rector, hat die Braut des poetischen Schriftsetzers nicht ein ganz griechisches Profil?“ — Ich war ganz stumm vor Aerger und schämte mich, wenn ein Nachbar die freche Rede gehört hätte. Am meisten aber empörte mich, als ich endlich auch noch wahrnahm, wie absichtlich die Mutter des Franke der Liebesgeschichte Vorschub leistete, bis auf Kosten ihres fernen Sohnes Alles im besten Gange war.

Freilich sah ich die Marie auch jetzt noch öfters mit verweinten Augen und hörte auch ihre Klage, daß der Geliebte gar nicht mehr schreibe, womit sie wohl ihre Untreue rechtfertigen wollte; allein sie redete mich jetzt nie wieder an, sondern floh, wenn sie mich nur von Weitem erblickte, lichtschau in das Haus zurück.

Die ganze Sache war mir zuletzt so widerlich, daß ich nichts mehr davon hören und sehen wollte und mich deshalb früher als gewöhnlich entschloß, meine Winterquartiere zu beziehen. Doch war ich in den letzten Tagen noch bestimmt, eine letzte Unterhaltung mit anzuhören, welche mich schließlich bewog, hinter dem Rouleaur näher heranzurücken und aufmerksamer zu horchen.

Die ganze Liebe des Mädchens zu meinem Schützling schien heute wiedergekehrt, wie ein neuer Frühling, denn er hatte, wie sie mit fröhlichem Munde erzählte, endlich doch und eben so treu geschrieben, daß er sich nicht wenig erspart habe und bereits zu ihr unter Wegs sei. Zugleich hatte er ihr jubelnd ein Bändchen gedruckter Gedichte geschickt unter dem Titel: „Knospen,“ welches ihm, wie er hoffte, alle Herzen gewinnen würde, ja welches ihm schon ganze Kreise gewonnen habe.

Sie las mit glühender Wange diese trostreichen Worte dem Candidaten vor, welcher sich mit vieler Theilnahme über sie beugte und, während er mit in den Brief einsah, den Arm um ihren schlanken Leib gelegt hatte und sie, ohne daß sie es wehrte, mehrfach auf den Nacken küßte.

Dann drehte er sie plötzlich lachend um und um, schaute ihr fest ins Auge und sagte, während er einen kleinen Tintenleck vom Mittelfinger wegwischte und dann die feine schlanke Hand noch weißer rieb: „Wie kannst Du nur so albernes Zeug glauben; ich kenne die Gedichte und habe sie schon gestern im Wochenblatt recensirt. Diese Naturdichterei ist eine pure blanke Narrheit eines hochmüthigen Schwindlers, der doch wie ein gebildeter Mensch werden kann, weil die Gebildeten nicht so leicht auf Bäumen wachsen. Wir haben uns schon gestern halbtodt über diese Gedichte gelacht; ich nahm sie mit ins Casino und habe die einfältigsten darunter vorgelesen. Daß ich aber unparteiisch bin, kannst Du schon daraus sehen, daß ich nicht wußte, von wem die Gedichte sind. Ich erhielt sie vom Buchhändler und Du kannst ja sehen, daß sie anonym sind. — Um eines solchen Stumpers willen lasse ich Dich nicht fahren; Du hast es mir einmal angethan.“ —

Die Thränen standen dem Mädchen in den Augen. Wehmüthig sagte sie: „O es ist abscheulich! — Gott sei Dank, daß er es nicht sehen und nicht hören kann; ich glaube, er thäte sich ein Leid an, wie der reiche Mann, der es nicht über sich gewinnen kann, plötzlich Betteln zu gehen.“ —

— Er sah es aber und hörte es, der arme Poet. — Bleich wie eine Bildsäule tauchte er am Dachfenster empor, warf einen wehmüthigen Blick auf sie, die ihn nicht sah, dann zu mir herüber und verschwand wieder lautlos, wie er gekommen. —

Dies war am Abend geschehen; als ich aber des andern Morgens aus meiner Hausthüre trat, um ins Lyceum zu gehen, rannte auch gerade die Frau Franke heulend und mit aufgehobenen Armen aus ihrem Hause heraus. Sie schien Willens zu sein zu meiner Nachbarin zu gehen; als sie mich aber erblickte, ließ sie auf mich zu: „Ach Gott, ach Gott, Herr Rector! — Helfen Sie, rathen Sie; ich habe den allerbesten Sohn verloren wegen der verdammten Verse und der verdammten Fabrikmamsell! — Ich weiß ja nicht, was ich thun soll! Ach, bester Herr Rector! Das Kind war so edel und so schön und jetzt ist es nach Amerika und läßt seine arme Mutter ganz allein. — Ja selbst sein Erspartes hat er mir zurück gelassen, und dies — dies ist Alles, was ich noch von ihm habe.“ —

Sie reichte mir einen zerknitterten Abschiedsbrief und ein kleines Gedicht.

Ich wollte das Gedicht zu mir stecken; sie riß es mir aber heftig aus der Hand, und als ich sagte: „Ei Sie ist ja selbst mit Schuld; Sie hat ihm ja sonst seine Verse so bitter verachtet!“ schrie sie wie wüthend: „Ja ja, Sie sind auch Einer von denen, die mir das Unglück bereitet haben; ja Sie, sollen das letzte Unglückslied auch aufheben, daß es Ihnen täglich heiß aufs Gewissen brenne!“ —

Sie warf mir das Gedicht fast ins Gesicht und rannte weiter.

Ach! wenn ich es doch begreifen könnt',
Daß sie mich nicht mehr liebt,
Ich weinte dann und klagte ohn' End'
Und wär' in den Tod betrübt.

Nun wein' ich nicht, begreif' es nicht,
Ob's Morgen oder Nacht;
Weiß auch nicht, ob das Herz mir bricht,
Ich habe darauf nicht Acht.

Die Bäume stehen schmuck und grün,
Ich schau's, doch seh' ich's kaum,
Seh' sie auch brechen und verblühen,
Doch Alles wie im Traum.

Mein Aug', mein Sinn ist nicht dabei,
Der stehet still und still, —
Als ob der ärgste Schmerz es sei,
Der nicht weiß, was er will.

So lautete das Gedicht. Den Dichter selbst sah ich nicht mehr, und auch das Mädchen kam mir bald ganz aus den Augen; später hörte ich, daß sie in Leipzig elend untergegangen sei.

Ernst Franke war über sechs Jahre ganz verschollen, kam aber plötzlich als ein ruhiger stätiger Mann wieder, der sich eine erkleckliche Summe erspart hatte, darauf die einzige Tochter des Buchhalters in der Hartwig'schen Druckerei heirathete und jetzt an die Stelle seines Schwiegervaters gerückt ist. Er lebt in Wohlstand und allgemeiner Achtung, aber er ist, nicht einmal zum Scherz an einem Freudentage, dazu zu bringen, auch nur Einen Reim von sich zu geben, und wie oft ich den höflichen wackeren Mann auch auf dem Bürgerverein treffe und mich gern mit ihm unterhalte: er hat die Vergangenheit noch mit keiner Sylbe berührt. (N. 3.)

Der gestiefelte Tenorist.

Einem Sänger bei einer reisenden Gesellschaft war das Geld ausgegangen, ein Fall, der sich auch bei Hoffhauspielern ereignet. Nach der Ansicht des singenden Menschendarstellers war dies jedoch besser, als wenn ihm der Ton ausgegangen

wäre, und somit beschloß er, bei einem Schuhmacher einen ehrlichen Pump zu riskiren, da er in seinem bisherigen ledernen Engagement im wahren Sinne des Wortes auf den Strumpf gekommen war und mit Grausen bemerkte, daß das einzige Stiefelpaar, das er besaß und ein sehr mystisches Ansehen hatte, ihm von Tag zu Tag immer mehr offene Verweise gab, daß sie zur Gesellschaft der Lichtfreunde gehörten. Die Biographie dieser auf den heißen Brettern zerlaufenen Stiefeln ist kurz, aber traurig. Die Absätze trugen deutliche Spuren der Befleckung, worüber die Sohlen den Mund aufthaten und Randglossen machten. Der eine dieser edlen Brüder hatte ungemeines Talent zum Baumeister, denn er machte in acht Tagen mehr Risse, als Vitruvius und Schinkel während ihrer ganzen Lebenszeit. Beim andern plagte das Oberleder ebenfalls, aber nicht vor Lachen, denn es hatte stets viel Wachs erhalten. Hätte ihn der Sänger von Zeit zu Zeit einmal geschmiert, wie gewisse Schauspieler, die Recensenten, wäre er sicherlich gut gefahren; so aber war immer gebürstet worden.

Der Tenorist war in Verzweiflung, er wollte durchgehen, hatte anderwärts Engagement und — keine Stiefeln.

Warum gerade mir diese Bürde von Häßlichkeit an meinen Füßen, die mich hindert, meine Laufbahn fortzusetzen? — O, so weit das Scepter des Credit's reicht, so weit der Schuster seine Stiefel sendet, habe ich keine Stelle, keine, wo ich mich dieser Schofeiner entlasten kann.

Er öffnete das Fenster und — frisch auf! es wehen kühle Morgenlüfte! zog er den Rock an und — Macbeth du verstehst mich — gleich einem Nachtgespenste geht der Pump an sein eutzelndes Geschäft. Der erste Schuhmacher aber, an dessen Thür er klopfte, gehörte nicht zu den weichen Seelen und schien durchaus nicht geneigt, die so in die Ferne gestellte Bezahlung der Stiefeln durch den Tubus der Barmherzigkeit zu betrachten, weil er wahrscheinlich schon öfters versohlt worden war. Da stand der Tenorist und senzte wie der Pfau, wenn er einen Blick auf sein Fußgestell wirft. Er faßte Muth und reug die Geschichte einem zweiten Schuster vor; aber auch diesem schien die Sache doch zu sehr auf die Spitze gestellt und er verspürte eine kleine Ahnung, daß der Sänger auf Zwecken gehe, die nicht Forscher waren. — Herr des Lebens! die Stiefelnoth wurde immer größer und kein Vorschlag wollte gelingen.

„Nun,“ rief er aus, „wenn Keiner von allen auf mein ehrliches Gesicht einen Absatz bezwecken will, so muß ich Einen recht schlagen. Noth kennt kein Gebot! Schicksal, gehe deinen Gang!“

Da führte ihn der Weg an einem Laden vorüber, wo durch die Glascheiben ein ganzes Stiefel-Museum zu schauen war, welche sämmtlich so blank gepuzt waren, daß sich die blinden Schlingel im Garderobe-Zimmer schämen mußten. „Ha!“ lächelte der Bedrängte, „der Mann hier ist in glänzenden Verhältnissen, der könnte dir auf die Beine helfen. Werke von Meisterhand, Stiefeln von Kalbleder, ausgelegt mit englischen Stiften. Nur ein, ein Paar auf Credit, der Meister könnte ein gutes Werk stiften. Wenn ich wüßte, daß er ein Seitenstück zum lustigen Schuster oder so ein Ableger von Johann den munteren Sausiedler wäre, so wollte ich ihm meine größte Bravour-Arie, ja meinetwegen den ganzen Figaro vorsingen. Der Sänger faßte abermals Courage, wahrscheinlich, weil der Schuster in seinem Leben öfters Figaro's gemacht und trat mit grandioser Zudröckung in den Laden.

„Guten Morgen! Ich wünsche ein Paar schöne nette Stiefeln zu haben.“ Hierbei rührte er das wenige Reisegeld, aber bedeutend viel taube Theatermünze in seiner Tasche um.

Der Schuhmacher nickte bejahend, holte ein Duzend Stiefeln herbei und fragte, ob es dem Herrn gefällig sei, ein Paar anzuprobiren.

„Anprobiren? Hier? — Meister, was muthen Sie mir zu. Nein! kommen Sie mit in meine Wohnung, sie ist gleich hier neben an.

„Mit dem größten Vergnügen!“

Sie gingen zur Probe. Wenn der Tenorist die Noten stets so getroffen hätte, wie heute die Stiefeln, er hätte dem Musik-director manchen Aerger erspart.

„Passen sie?“ rief der Schuhmacher.

„Herrlich, nur der linke kneipt etwas. Können Sie denselben nicht ein paar Stunden über den Leisten schlagen?“

„Wie Sie befehlen, mein gutes Herrchen! Wann müssen Sie ihn wieder haben?“

„Heute Nachmittag, Schlag drei Uhr. So wie Sie ihn bringen, erhalten Sie auch Ihr Geld, oder wollen Sie...“

„Bewahre! Sie sind mir sicher genug, und wenn Sie mir Ihre Kundschaft zuwenden wollen, so kann ich auch mit neu-modischen Schnürstiefeln aufwarten.“

„Geschnürt? Na, wir werden ja sehen, ich hoffe es. Hier, Meisterchen, nehmen Sie eine Priße!“

„Häsi!“

„Gott helf!“

Der Schuster ging und der Tenorist verschloß eiligst den Stiefel in seinen Koffer. Als er eben weiter nachsah, um die Farce zu vollenden, kam der Theaterdiener Hesse, der den Tenoristen zu Nachmittag drei Uhr in die Probe bestellte.

„Was ist angesezt?“

„Einen Jur will er sich machen.“

„Recht so! Heute will ich mit einer Wahrheit spielen, daß die ganze Stadt eine Woche lang darüber lachen soll. Hesse, gehe Er doch zu dem Schuhmacher, der draußen vor dem Thore links wohnt. Hört Ihr? nicht der hier neben an! Ich will mir von dem Manne ein Paar Stiefeln kaufen.“

„Gut! Aber der Mann ist theuer. Drei Thaler zwölf Groschen das Paar. Der Kerl will vom Leder Leder ziehen.“

„Geht nur! Ich bekomme sie wohlfeiler. Er soll etliche Paar mitbringen.“

Hesse erfüllte sein Begehr. Der Sänger präparirte vor Freunden über diesen glücklichen Gedanken seine Kehlenwerkzeuge durch etliche Präludien zu: „Heil sei dem Tag, an dem du bei uns erschienen!“ und rief dann: „Herrlich, herrlich! Komiker und Intriguant zugleich, Ja! auch eine Heldenrolle, denn ich bin Simson und schlage die Philister. Die linke Seite ist schon gewonnen, jetzt muß ich mich auf die rechte legen.“

Nach zehn Minuten erschien wiederum Hesse und Mar bringt gute Zeitung mit. — Der Schuster kommt. Das Tenoristenherz schlug Triller, als es die Fußfutterale erblickte. Ohne Säumen wurde wieder anprobiert. Herrlich! prächtig! aber — „was hinkt der Kerl auf einem Fuß?“ — „s hat Alles seine Ursache, wer kann was dafür?“ — jetzt kneipt der rechte Stiefel ganz gewaltig.

„Dem ist abzuhelfen!“ ruft Meister Flachs; „ich weite ihn ein Bißchen aus und schlage ihn über den Leisten.“

„Brav, Meister! Beginnen Sie ihr Waldwerk und ich hoffe mit Ihrer Leistung zufrieden zu sein.“

Der Schuster wollte sich über diesen Witz todtlachen und fragte, wann er den Stiefel wiederbringen solle.

„Heute Nachmittag, Schlag drei Uhr.“

„Da spielen Sie wohl Comödie?“

„Ja, eigentlich schon jetzt.“

„Ei, was denn? Ein Lustspiel oder ein Trauerspiel?“

„Beides zugleich. Für Sie wird es ein Trauerspiel sein.“

„Run! das ist nichts; Lustig muß es hergehen.“

Wenn nur einmal „Lumpaci Bagabundus“ oder „das Fest der Handwerker“ gegeben würde. Den Lumpaci möchte ich von Ihnen sehen.

„Ohne Sorge! geschieht vielleicht, ehe Sie es denken. Glaube aber nicht, daß ich zu Ihrer Zufriedenheit meine Rolle spielen werde.“

„Na, darum keine Feindschaft nicht! Leben Sie wohl! Um drei Uhr bin ich wieder da, ein Mann, ein Wort!“

Jetzt war er hinaus und der Tenorist vereinigte seine

Stiefeln. Welche Aehnlichkeit! „zwei Seelen ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag.“ — Wahrlich! Zwillingbrüder gleichen sich nicht so, wie die aus Ost und West zusammengeholte Fußbekleidung. Neue Stiefeln an den Beinen, den Paß in der Tasche und schönes Wetter. Das sind schätzenswerthe Dinge für einen armen Histrionen und der Zerissene von heute Morgen hatte zur Mittagszeit die Stadt längst hinterm Rücken.

Jetzt schlug es drei Uhr. Da kamen zwei Schuster die Straße herangestiefelt und fuhren zugleich in das Haus. Die Thür war verriegelt; das Nest leer.

Da standen sie da wie der ewige Jude, der auch ein Schuster war. Jeder einen Stiefel in der Hand, den Mund weit auf, wie ein Hecht. Als sich die Sprache wieder einstellte, zürnten sie über das Pech, das sie gehabt; dann aber lachten sie und — copulirten die Waisenfinder ebenfalls und zwar — auf gemeinschaftliche Kosten. (H. H. u. E.)

Merci! Von W. Hainroth.

In Lüttjwill, doa geit'n Bua
Moal rin no'r Apothek:
He stellt sich hen as uppa Rua.
De Apotheka spröck:
„Gob'n Tag, ler Mann, wat will he denn?“
„Ich will man wat betoal'n.“
„Denn sett he sich'n bäten hen!
Ich will mant't Bok iast hoal'n.“

„Acht Doala wißt de Räcknung ut;
Dat is doch nich to düa?“
De Bua, de rißt sich an de Schnut,
Und segt: „ich gew se via!“
„D, handeln loaten wi uns nich!“
De Apotheka segt.
De Bua, de schüat und raspat sich;
„Denn is mi't ok ganz recht!“

Un toalt em de acht Doala ut,
Aptheka segt: „Merci!“
De Bua wat falsch un segt halb lu't:
„Dat Wuat, dat argat mi!“
Un nimmt sin'n dicken Stock tohand
Un geit erboost to Hus,
Un seg to sinen Nachboa Sand:
„Ich denk, mi bitt no Lus.“

„De Apotheka sär: „Merci!“
As ich em Geld betoalt;
Dat Wuat, min Nachboa argat mi;
Denn ich bin ok besoalt.“
Hans Sand de segt: „he het bi schimpt,
Dat darf de Mann nich böhn.
Wenn he nu werra Geld ens nimmt,
Denn giff em ok'n Spohn.“

Noa korte Ziet, doa köst de Bua
Ens in de Apothek,
Boan Gröschén Pulwa to no Rua,
De Apotheka spröck,
As he den'n Gröschén nimmt: „Merci!“
„Wat is dat, segt de Bua?
De is Merci! sin Fro Merci!
Unt ganza Apothekakua!“

Anekdoten.

Dreizehn Eingeseifte. „Voriges Jahr,“ so erzählte ein Schauspieler, „logirte ich in Frankfurt im Weidenhofe. Ich hatte damals Geld; und wenn ich Geld habe, sticht mich der Hafer. Nun hatte ich kurz zuvor in Wiesbaden einen alten Barbier gespielt, und war mit Allem, was zu dieser Rolle gehört, vollständig versehen. So klopfte ich denn eines Morgens, vollständig als Bartfräher ausgerüstet, in dem Stockwerke, wo ich wohnte, rechts und links an zwei Thüren an. „Kein Barbier gefällig?“ „Wünschen der Herr rasirt zu werden?“ Ein Duzend Herren nahmen mich an: ich seifte sie kunstmäßig ein. „Mein Gott,“ rief ich dann, „ich habe auf Nummer so und so mein Messer liegen lassen, in einer Minute bin ich wieder hier.“ Nachdem so das Duzend glücklich eingeseift war, warf ich meine Perrücke ab, wechselte den Rock und bemalte mich selber. Mittlerweile waren meine Kunden auf die Hausflur gelaufen, und schrien nach dem Barbier. Ich mischte mich unter sie und tobte am ärgsten und stärksten unter Allen, indem ich vom Weidenhof Genugthuung für diesen Hohn verlangte. Der Wirth, die Kellner, die Stubenmädchen und die zwanzig andern Gäste eilten herbei, ja sogar die Barbier, die im Weidenhof die Bärte der Gäste abzunehmen pflegten, stellten sich, ihre Unschuld betheuernd, ein. Ein unermessliches Gelächter erhob sich bei dem Anblick der dreizehn Eingeseiften. Der Wirth bemühte sich vergebens, mich zu besänftigen. Man fragte, forschte hin und her, aber die Sache blieb ein Geheimniß, das ich jetzt, da es verjährt ist, an's Licht ziehe.

Eine Reise durch ein Lampenloch. Ein Engländer, so erzählt ein Dresdner Blatt, wollte kürzlich auf der sächsisch-böhmischen Bahn die sächsische Schweiz durchreisen. Sein Unstern will, daß die Eckplätze des Coupe's besetzt sind und er mit einem Mittelplatz, auf welchem man von den Schönheiten der Gegend fast gar nichts sieht, sich begnügen muß. Oberhalb Pirna, wo die Gegend anfängt, interessant zu werden, erfährt ihn der unwiderstehliche Drang, eine freie Aussicht zu gewinnen. Er sucht und findet. Mitten in der Decke des Coupe's gewahrt er eine runde Oeffnung, durch welche des Abends die den Wagen erleuchtende Lampe herabgelassen wird; der Deckel derselben ist locker, er hebt ihn ab, tritt auf die Spitze, steckt den Kopf durch das Loch und erfreuet sich der unbeschränktesten Aussicht; aber — o Mißgeschick, als er in Patscha die etwas unbequeme Stellung verlassen will, versagt der Kopf, der so glatt durch das Lampenloch geschlüpft war, hartnäckig den Rückweg, bald sträubte sich das Kinn, bald das Ohr; der arme Gefangene muß, einen ganzen Waggon am Hals, noch die Station bis Rubben fahren, und erst den Bemühungen zweier Schaffner, die von oben stopfen, und zweier Passagiere, die von unten ziehen, gelingt es, dem Reisenden die Freiheit wieder zu geben.

Ein Bedienter klopfte auf der Bordiele den Rock seines Herrn aus, als ein Fremder eintrat und einen Brief mit der Bemerkung überreichte, daß er sogleich von dem Herrn Baron Antwort haben müsse. Der Bediente läuft in's Zimmer seines Herrn, der Herr öffnet den Brief, weiß aber nichts zu antworten, da er nur folgende Worte findet: „Geht er, — so geht es! Geht er nicht, — so geht es nicht! — Darauf geht der Baron mit dem Bedienten hinaus, und Beide werden gewahr, daß der Ueberbringer sowohl, als auch der halbausgeklöpfte Rock verschwunden ist. An der Stelle des Letztern hing aber ein Zettel, auf welchem deutlich zu lesen war: „Er ist gegangen, — es ist gegangen, — ich bin gegangen.“ —

Unterhaltungsblatt

Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die H. Gens'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnewitz'sche Hofbuchhandlung.



Erscheint wöchentl. 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 St., für Mecklenburg-Schwerin 18 St. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

N^o 24.

Neubrandenburg, den 15. Juni.

1856.

Die geheimnißvolle Insel.

Christian Behncke hört bei Wettern andächtig zu, wie von einem schrecklichen Schiffbruch erzählt wird, den ein Schiff mit reicher Ladung im Kanal erlitten, das mit Mann und Maus untergegangen! — „Das ist Alles noch Nichts, Kinder, da hört, wie es mir gegangen. Auf der Rückfahrt von Madras um's Cap de Bonne esperance kriegten wir einen fürchterlichen Sturm. Unser Schiff, Brigg, geführt von Capitain Claus Schröder aus Altona, die Anna Maria mit Reis und Zucker und Zimmt, hielt sich brav. Elf Nächte hatten wir, neun Mann hoch, vergebens bei der Pampa gestanden. Unsere Tafel lag war kurz und klein, das Bugspriet weg, der Besanmast gekappt, das Steuerruder gebrochen, wir trieben, ein elendes Wrack, im weiten Ocean. Da legte sich der Sturm und ich ging runter in meine Koje und legte mich in meine Hängematte. So gegen die zweite Morgenwache hörte ich einen fürchterlichen Krach und aus war's! Ich springe ohne Hut und Schuhe, bloß in Hosen und Jacke, auf's Verdeck. Das Schiff war in drei Stücke geborsten! Vor uns eine fürchterliche Brandung. Ich rette mich auf einen Hühnerfod, da kommt eine ungeheure Sturzwelle, Capitain Schröder, der Schiffszimmermann, der Proviantmeister und sechs Matrosen thun einen fürchterlichen Schrei, noch tönt er in mein Innerstes wieder: „Wir sind geliefert!“ Es war ihr letztes Wort, Anna Maria mit Reis und Zucker und Zimmt, untergegangen mit Mann und Maus gescheitert!“ — „Also seid Ihr Alle untergegangen?“ fragt Schiffsmaler G. . . . — „Nur Einer blieb am Leben, ich, Christian Behncke! Die ungeheure Sturzwelle hatte mich durch die Brandung geworfen! Da lag ich zwei Tage besinnungslos an einem öden Strand, auf einer wüsten Insel im großen Ocean, unterm 116ten Grad westlicher Länge und 49ten südlicher Breite von Greenwich! Auf ein Mal, so gegen drei viertel auf zehn Uhr Morgens, fühle ich, daß mich was an's Ohr krabbelt! Ich schlage matt die Augen halb auf, schließe sie aber, zum Tode erschreckt, gleich wieder! Denkt Euch, es war eine ungeheure Tigertatze, die mich mit ihre große, grüne, feurige Augen angloht. Sie streichelt und krabbelt mich mit eingezogenen Klauen immer fort. — Ich fasse endlich Muth und stehe auf — da legt sie sich sanft vor mich nieder, und wedelt freundlich wie ein Hund, mit dem Schweife, — ganz wie Krenzbergen seine Hyäne! Dörmlich als ob sie mir winkte, so stand sie auf, ging einige Schritte und steht sich um, ob ich

ihr auch folge. Das thue ich, und nach einer Stunde, die von meiner Seite unter Ungeduld und Vertrauen, von Seiten der Tigertatze in Umschauen verging, hielten wir endlich vor einer großen Höhle! Da fängt sie drei Mal an geheimnißvoll zu knurren, worauf ein Elefantentatze, zwei Hyänen, ein Bisam-Ochse, ein Lama und ein schwarzer Panther fröhlich angesprungen kommen! Ich sehe den Thieren starr in die glühenden Augen, denn der menschliche Blick hat eine Wunderkraft über die wilden Wesen, da lauern sie alle nieder und wedeln mit den Schweifen, das Elefantentatze mit dem Rüssel! Ich, dreist gemacht, trete einige Schritte näher zur Höhle. Die Thiere ziehen sich schon zurück, nur die Tigertatze, meine freundliche Führerin, blieb am Eingange der Höhle links ehrerbietig stehen, und winkte mir mit der rechten Vorderlatze, als wollte sie sagen: bitte, Herr Behncke, gehn Sie nur voraus, ich bin hier zu Hause! Ich winke ihr mit der Hand vorauszugehen, sie thut es auch und ich folge ihr dreist! Denkt Euch mein Erstaunen, ich finde eine ganz elegant dekörte, schön und bequem eingerichtete Höhle! Ein Sopha, sechs Stühle, Spiegel, Kommode, Bilder an der Wand — Napoleon, Napoleon und Christian der Achte, wie er in der Bucht bei Caternsförde in die Luft fliegt; also ein Deutscher mußte hier wohnen! Ich warte eine, zwei, drei Stunden auf den Besitzer der Höhle, der vielleicht in Geschäften aus war — vergebens! Endlich fasse ich mir ein Herz, zünde, um ihn zu suchen, ein Licht an, und finde noch ein elegantes Schlafzimmer mit einem herrlichen Matrazenbett, Waschtisch, Handtuch, Seife, ein paar Pistolen, eine Doppelflinte, Brockhaus Conversations-Lexikon mit die Supplementbände dazu, und zwei Nummern der Jahresberichte der Gothaer Lebensversicherungs-Anstalt, eine Kaffeemaschine und eine Studirlampe. Aber wo war, wo blieb der Höhlenbesitzer? Da sehe ich auf der Nasirtoilette ein Zettelchen liegen! Ich lese es:

„Wohlgeborner Herr! Sehr geehrter Fremdling! Wer Du auch seiest, der diese Zeilen findet, benütze dreist Alles in dieser Höhle; was Du findest ist Dein! Unglückliche Liebe ließ mich hier ein Asyl finden! Meine Leiden werden bald ein Ziel finden! O Amalie, Amalie! —! — Ich fühle es, daß mein Ende herannahet; doch sterbe ich heiter und gefaßt. Es ist ein rheumatisches Leiden, das ich mir in dieser verfluchten faermentischen Höhle zugezogen, und leichtsinnig behandelt habe! Es könnte mir leicht geholfen werden, das weiß ich; — aber wie sollte ich von hier aus nach Gräfenberg kommen? — Doch lassen wir das! Amalie, mir ewig

„theuere Amalie! Du hast mein Lebensglück, vielleicht für immer, leichtsinnig zerstört — doch — ich verzeihe Dir! Edler Fremdling, bringe meine Gebeine nach Hamburg, daß ich in vaterländischem Boden ruhe! Für die Auslagen, die das macht, findest Du in meine Komode, links bei die Vatermörder, achtzig Spezies, nimm sie, sie nützen mich doch Nichts mehr! Lebe glücklich und zufrieden! O Amalie! Amalie! Hochachtungsvoll und ergebenst

Wildens-Keller (so habe ich diese Insel genannt), den 19. August 1827.

Dr. W. . . , praktischer Arzt und Geburtshelfer aus Hamburg.“

„Also ein Hamburger, ein Landsmann! Nachdem ich diese schmerzlichen Zeilen gelesen und mit wehmuthsvollen Thränen von wahrer Theilnahme benezt hatte, durchsuchte ich alle Winkel der weitläufigen Höhle, um die Ueberreste seines irdischen Körpers zu finden. Vergebens! Ich gehe von meiner treuen Tigerkaze gefolgt, in die Küche an den Speiseschrank, schneide mich ein tüchtig Stück Schinken ab, nehme einen wilden Truthahn und einige Prärie-Hühner und setze sie zu Ragout auf's Feuer! Nachdem ich einstweilen meinen Magen mit ein paar Tassen Kaffee, ein Butterbrod mit Käse und ein paar Glas Genever unter die Arme gegriffen hatte, verfügte ich mir, gefolgt von meiner treuen Tigerkaze, in den Garten. Dieser war mit europäische Küchengewächse und tropische Pflanzen reich ausgestattet. Die Wege zwischen die Beete waren zierlich mit Buchsbaum eingefaßt und mit gelbem Sand bestreut; doch mit Unkraut überwuchert. Ich machte aber mit Spaten, Hacke und Gießkanne schnell Ordnung.“ — „Also ein Garten war auch auf der wüsten Insel?“ meint Schiffsmakler G. . . . „Ja wohl — und was für einer? So was findet sich nicht in Schwefingen, nicht in Herrenhausen oder Böttlich! Da findet Ihr in Eintracht neben die Stachelbeere die Ananas. Den Berstorferapfel neben der süßen Feige. Die gelbe Nabe, neben die süßduftende Vanille. Neben die Beurre de gris, den Krachmandelbaum in herrlichster Blüthe! Mein Erstaunen vergrößerte sich noch mehr, als ich am Ende dieses mir lieb gewonnenen Gartens, eine prächtige verdeckte Regelpiste, schön und festgestampft mit Hammerschlag finde. Jeder Schritt, den ich that, nöthigte mich immer größere Achtung ab gegen meinen Landsmann, der mit Ordnungssinn und ängstlicher Sorgfalt hier ein kleines Paradies geschaffen hatte! Als ich in die Regelpiste eine Kugel aufnehme und in meine Hand preißend wiege, springt meine treue Tigerkaze an's andere Ende der Piste, und setzt die Regel auf! Ich bin starr vor Erstaunen, ermanne mir und schiebe drei vom Ersten! Die Tigerkaze stellt die gefallenen Regel auf, wirft die Kugel in die Röhre, und ich schiebe fünf! Sie setzt wieder auf, wirft mir die Regel hinunter! Da fasse ich mich, setze scharf auf die linke Kante an, (ich kannte nun die Mucken der Piste) und schiebe richtig alle Neun! Da kommt meine Tigerkaze freudig angesprungen, legt sich auf den Rücken und jubelt mit die Tassen und leckt mir die Hand, als wollte sie von mir einen Doppelschilling haben, wie ein ordentlicher Regelpiste!

Ich kann Euch sagen, Kinder, daß mir nun ordentlich wie auf eine verzauberte Insel zu Muthe wurde! Ich glaubte unter in Thiere verwandelte Menschen zu sein! In tiefer Ehrerbietung nahm ich meine Mühe in Gedanken ab, vor die Ausdauer und das Genie, womit mein Landsmann Dr. W. . . diese Bestien auf eine solche hohe Höhe von feiner Bildung abgerichtet hatte! Seinen theuren Leichnam suchte ich überall; aber vergebens! Endlich fand ich eines Tages, wo ich sein Tagebuch durchlas, welches er vom ersten Tag, wie er auf die Insel kam bis an seinen Sterbetag gewissenhaft führte, eine Stelle, die mir auf die Sprünge half!“ — „Also ein Tagebuch hat Dr. W. . . geführt?“ fragt Schiffsmakler G. . . . „das solltest du in den Buchhandel bringen — lieber Wehncke!“ — „Das will ich auch mein Junge! aber es sind noch Familienrücksichten dabei zu

nehmen. Er hat eine verheirathete Schwester an einen Bäckermeister, und eine Tante, die Schiffbaumeisters Wittve in Altona ist, die das übel nehmen könnten. So könnte ich ihn vielleicht schaden. Wenn nun die Schiffbaumeisters Wittve ihn enterbt? Nein, ich warte noch, bis sie todt sind, dann gebe ich dieses merkwürdige Buch raus, welches für alle Stände von großem Nutzen sein wird. Ich habe da ausgezeichnete Recepte drin gefunden!“ — „Aber seine Leiche, Wehncke, seine Leiche!“ mahnt G. . . . — „Geduld, Kinder! Ja, eines Tages lese ich in sein Tagebuch, wo er wieder über seine Amalie spricht! — Kinder, dieser Mann ist furchtbar behandelt worden! Was hat dieser Mann, durch diese Mitter gelitten, die er an seinen Busen aufzog! Denkt Euch nur! Auf einen Ball in die Erholung belauscht er sie, wie sie gerade zu einem Ladenschwengel jene fürchterliche Worte sagt, die ihn so namenlos elend machten.

Es ist schrecklich! Man möchte einen Haß gegen das ganze Geschlecht kriegen! Denkt Euch, seine verlobte Braut, schon das zweite Mal aufgeboden, schon die Meubel bestellt — das war ihm zu viel. Doch lassen wir Dr. W. . . selber reden! Er sagt in sein Tagebuch: „Amalie — dies durchschnitt meine Seele! — käme jemals eine Stunde in Deinen Leben, wo Du meine Schmerzen fühlst, dann mußt Du fürchterlich leiden! — Dann wirst Du vergebens meinen Namen rufen — doch ich verzeihe Dir, Amalie! — O Amalie, jene fürchterliche Worte in die Erholung — jene Worte, wovon jedes ein Schlangenbiß für mein treues Herz war!“ — Er muß fürchterlich gelitten haben!“ — „Nun, was waren denn das für fürchterliche Worte? Wehncke!“ meinte G. . . . — „Ja, Bruder, ich möchte es auch wohl wissen und habe das ganze Tagebuch durchgesehen und genau studirt, ich kann es auswendig. Bei alle Stellen, wo er von diese fürchterliche Worte schreibt, sind sie entweder ausgestrichen, oder von seiner heißen Thränen ganz verwischt; aber er muß furchtbar gelitten haben!“ — „Ja wohl, aber die Leiche, Wehncke?“

„Ja, in ein Kapitel von sein Tagebuch finde ich eine Stelle die mir auf die richtige Fährte brachte. Da stand: „Hinter mein Bett, genau drei Fuß von der Erde findet sich in der Tapete eine Thür, wo man in mein Todtenzimmer kommt, wo meine sterblichen Ueberreste als Leiche sind!“ — Ich suche und tappe an die Tapetenwand, nehme einen Zollstock, messe nordwestlich drei Fuß, vergebens, südlich drei Fuß, vergebens. Endlich Ost-Süd-Ost, oben am Kopfende von sein Bett, finde ich die Feder. Die Thür springt auf! Ich stehe starr vor Entsetzen, wie angemauert auf die Schwelle! Vor mich liegt auf ein Sapha ein blühender junger Mann in Schlafrock und Pantoffeln! Dr. W. . . , praktischer Arzt und Geburtshelfer aus Hamburg! Seine rechte Hand hing schlaff herab und hielt krampfhaft eine Lanzette; ein kleines Gläschen lag an der Erde. Endlich ermannte ich mich, trat näher zu meinen verschiedenen Wohlthäter und drückte ihm die Augen zu! Auf seiner Brust lag ein Zettelchen, darauf stand: „Dieses bin ich, Dr. W. . . , praktischer Arzt und Geburtshelfer aus Hamburg! Amalie, ich verzeihe Dir! Dank meiner Kunst, meine irdischen Ueberreste werden nun in heimatlichen Boden ruhen! Dank Dir, redlicher Finder, Dank!“ Da lag er, eine Leiche, blühend, ein Lächeln umspielte seinen sanften Mund!“ — „Blühend, sagst du, Wehncke?“ — „Versteht sich — er hatte sich nämlich selber einbalsamirt, war eine wohlriechende Mumie! Seine rechte Hand war bloß etwas eingeschrumpft! — Von diese Stunde an litt es mir aber nicht mehr auf diese wüste Insel! Trauernd ging ich alle Tage auf den Stintfang und sah, ob ein Schiff vorbeisegelte!“ — „Der Stintfang? Wehncke, war denn auf der Insel, wie in Hamburg, ein Stintfang?“ fragt G. . . . — „Dummer Kerl, Dr. W. . . hatte aus Anhänglichkeit an Hamburg alle Plätze so benannt, die ihm von Hamburg her theuer waren — so auch die ganze Insel „Wildens-Keller!“ — Also eines Tages stehe ich auf den Stintfang und sehe ein Segel! Meine Freude war grenzenlos, Kinder! Ich ziehe schnell die Nothflagge auf, brenne einen Boller los, dann den andern Boller und so den dritten

Böller, die gerade geladen zur Feier des Tages neben mich standen, denn es war der achtzehnte Oktober. — Das Schiff bemerkte meine Nothflagge und Böllerschüsse! — Zu meine große Freude wird ein Boot heruntergelassen, mit drei Matrosen und einen Steuermann bemannt, und sie rudern auf mich zu! Ich laufe ihnen entgegen an den Strand! Da schreit der Steuermann: Gott verdammt, Wehste, Christhahn! Bist du's? — Ja wohl, mein Jong! — Ich denk', du bist mit Anna Marie, Kapitän Schröder, mit Reis und Zucker und Zimmt untergegangen? — Alle Andere wohl, aber ich lebe! Wollt Ihr mich mit nach Hamburg nehmen? — Gern! — Ich packte rasch einige Sachen, das Tagebuch von Dr. W. ein, nahm die 80 Spezies hinterließ ein Zettelchen für den nächsten Schiffbrüchigen, der wieder nach Wittens-Keller verschlagen wird, gab die Thiere die Freiheit wieder und wir stachen in See! Es war rührend zu sehen, wie die große Tigerfalte wehmüthig am Strande stand. Ich winkte ihr mehrmals vom Schiffe aus mit dem Taschentuche Adieu zu! Sie wollte partout mir nach in's Meer springen, das Elephantenkalf und das Lama verhinderten sie aber daran. So fuhren wir direkt nach der Themse und von da glücklich nach Hamburg!" — „Aber, wie ward's mit der Leiche von Dr. W.?“ fragt G. — „Dr. W. ist begraben! Ich habe aber viel Lauferei deshalb gehabt, verdammt viele Umstände.“
Bernh. Börner.

Der Nekromant.

Der Kaiser Wilhelm feiert zu Göln
Das heilige Weihnachtsfest,
Und ladet Albert Magnus ein
Zur Kurzweil seiner Gast.
Der war als Künstler weit und breit
Bekannt, und schon seit langer Zeit,
Erwarb er sich Ruhm und Ehre,
Durch Wissenschaft und Lehre.

Und Albert Magnus that es gern
Den Kaiser zu erfreu'n;
Und tritt mit lächelndem Angesicht,
Schnell in den Saal hinein,
Und spricht: „ich bin als Nekromant
In vielen Kreisen zwar bekannt,
Ich bin jedoch ein Stümper
In solchem Kunstgeflimper.“

Der Kaiser lächelt ob solchem Wort,
Und spricht: „setz' dich zum Mahl!
Und nimm dir Braten, Brot und Fisch
Und trink' aus gold'nem Pokal.“
Und Magnus nimmt den Pokal zur Hand
Und spritzt den Wein an die weiße Wand.
Da brennt er in hellen Flammen;
Die Gäste fahren zusammen.

Und all die Flammen sind Vögel alsbald,
Die hüpfen und piepsen und singen,
Und setzen sich zur Tafel all,
Und breiten aus die Schwingen.
Und nippen mit dem Schnäbelein,
Wohl von des Künstlers goldnem Wein,
Und alle Gäste lachen,
Ob solchen hübschen Sachen.

Darauf geht im Saal er auf und ab,
Und murmelt ein leises Wort;

Da plötzlich die Speisen verwandelt sind
In süße Früchte sofort.

„Ha! spricht der Kaiser mit lächelndem Mund,
Wie duften die Früchte, wie sind sie rund!
Man sollt's kaum glauben auf Ehre,
Daß solches möglich wäre!“

Und Alle greifen begierig zu,
Und haben statt köstlicher Frucht,
Die Nasen einander angefaßt,
Daß Einer dem Andern flucht.
Und unterm Tisch der Hofnarr sitzt,
Der, wie der Braten im Ofen schwitzt,
Und zauft und zerzt und fauert,
Am Ruchschwanz ganz versauert.

Das hat die Herr'n verdrossen fast,
Sie ärgern sich blaß und blau;
Doch Magnus schnell zum Kaiser spricht:
„Der Hofnarr dort! — o schau!“
Da alle brachen in Lachen aus,
Es wiederhallt das ganze Haus.
Der Hofnarr will vergehen,
Und schleicht sich fort auf den Zehen. W. Hamwig.

Die Selbstmörder.

Man sollte meinen, daß, weil die Ehen im Himmel geschloffen werden, jede Ehe auch wenigstens ein Stück Paradies sein müßte. Und so ist es auch, nur ist in den meisten dieser Paradiese die Schlange zu mächtig geworden, die Schlange der Zwietracht, der Eifersucht und wie die Friedensstörer alle heißen mögen, und die Unguth, die Eintracht und der Friede haben Meisens gedenken.

Auch der Kaufmann Schwendler lebte in einem solchen Paradiese, nur war es zweifelhaft, wer von den beiden Ehegatten das Unglück am meisten beklagte, in das sie sich in einem Augenblick der Leidenschaft oder, wie die Leute sagten, in Folge eines Rechenfehlers gestürzt. Herr Schwendler hatte wirklich bei seiner Verheirathung mehr das Vermögen, als die Liebenswürdigkeit der Braut ins Auge gefaßt und erst später gefunden, daß er sich in seinen Voraussetzungen schmerzlich getäuscht.

Wie dem auch sein mag. Die ganze Stadt wußte, daß die Schwendler'sche Ehe eine sogenannte unglückliche war, und Niemand wußte es mehr, als die Ehegatten selbst. Anfangs hatte man doch wenigstens vor den Leuten ein freundliches Gesicht gezeigt; am Ende wurde aber auch den beiden Gatten der Schein zur Last und sie lebten, wie man zu sagen pflegt, auch öffentlich wie Hund und Kaze. Und zwar dies um so mehr, als die Vermögens-Verhältnisse sich von Tag zu Tag verschlechterten, statt sich zu verbessern. Als Herr Schwendler seine Rechnungsbücher aufschlug, und die Bilanz zog, ergab sich ein nicht unbedeutendes Defizit.

Nun hat zwar mancher mit einem Bankerott sein Glück gemacht, aber Herr Schwendler war dazu entweder zu ehrlich, oder nicht klug genug. Ein Mittel gab's, ihn von seinen Schulden und seinem hässlichen Glücke auf einmal zu befreien. Er steckte ein Paar Pistolen zu sich und ging damit in den Wald.

Frau Schwendler hatte das unruhige Wesen ihres Mannes wohl bemerkt, und folgte ihm auf dem Fuße. Von ihm ungesehen, war sie vor ihm getreten, als er eben unter einem weit-schattenden Eichenbaum sitzend, die Pistolen lud und dabei Betrachtungen anstellte über die Nichtigkeit alles Irdischen. Mit einem tiefem Seufzer sah er plötzlich auf und in das blasse Gesicht seiner Frau.

„So weit ist es mit uns gekommen,“ sagte der Mann, „daß mir kein anderer Weg übrig bleibt, und daran bist Du Schuld, Du ganz allein! Hätte mein Unstern mich nie mit Dir zusammengeführt, so wär' ich noch der glückliche Mann, der ich war.“

„Hab' ich mich Dir aufgedrängt?“ war die Antwort der Frau. „Ich hätte bessere Parthien machen können, und wäre jedenfalls glücklicher, als ich bin.“

„Darum müssen wir scheiden,“ seufzte Herr Schwendler darauf. „Ich bin ruinirt. Das ließe sich verschmerzen durch Sparsamkeit und Artigkeit. Mein häusliches Unglück aber läßt sich nicht verschmerzen. Ich habe meinen Weg gewählt. Sei du glücklich!“

„Wir wollen versöhnt scheiden,“ sagte die Frau gerührt, „und Du sollst nicht allein sterben. Gib mir einer Deiner Pistolen.“

„Wie? Du wolltest!“

„Ich will. Wir können im Leben nicht so glücklich werden, das erkenn' ich wohl. So dürfen wir's im Tode. Gib mir eine Pistole.“

„Leb wohl!“ Herr Schwendler reichte ihr zum letzten Abschiede die Hand, nahm nachher die eine der beiden Pistolen und ging damit tiefer in den Wald.

Wie Herr Schwendler nun in dem Wald fürbaß ging, begann er bei sich zu überlegen. Weßwegen wollt ich denn sterben? Etwa meiner Rechnungsbücher halber? Gewiß nicht. Also wegen meiner Frau. Wenn aber meine Frau sich erschießt, bin ich ihrer quitt und ich kann ein anderes, ein freies, besseres Leben beginnen. Sein Gewissen, das auch mitsprechen wollte, brachte er durch allerlei Sophismen zum Schweigen, und das Resultat seiner Erwägung war, daß er Narr sein müßte, wenn er sich wirklich erschießen wollte einer Frau wegen, die vielleicht im nächsten Augenblicke nicht mehr war. Er richtete daher die Pistole nicht auf seine Brust, sondern in die Luft. Der Schuß fiel.

In demselben Augenblicke fast rollte durch den Wald ein zweiter Schuß. Herr Schwendler lauschte mit angehaltenem Athem. „Sie hat Wort gehalten!“ flüsterte er leise vor sich hin, aber es wollte ihn fast ein Schauer überkommen. Indes besiegte der Gedanke: Du bist nun frei! sein Grauen, und eilenden Fußes verließ er den Wald, und eilte auf Umwegen der Stadt und seiner Wohnung zu.

Wer beschreibt aber das gegenseitige Entsetzen und Enttauchen, als beide Ehegatten in der Hausflur zusammentrafen. Sprachlos starrten sie sich an, Eins glaubte in dem Andern ein Gespenst zu sehen.

„Du bist nicht todt?“

„Du hast Dich nicht erschossen?“

Frau Schwendler hatte ungefähr dieselben Gedanken gehegt, wie ihr würdiger Gatte, und hatte ihren Schuß ebenfalls in die Luft gezeit.

In der festen Ueberzeugung, nun ihres Ehetyrannen ledig zu sein, war auch sie auf einem mllwege zurückgekehrt, und der Zufall hatte es gefügt, daß sie in derselben Zeit durch die Vorderthür eintrat, als Herr Schwendler durch die Hintertüre kam.

„Es scheint wirklich, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen kann!“ seufzte Herr Schwendler, nachdem er sich überzeugt, daß seine Frau lebhaftig vor ihm stehe. „Fügen wir uns also geduldig drein und schließen wir Frieden.“

Die Frau schlug in die dargebotene Hand ein und sagte: „Versuchen wir's noch einmal miteinander!“

So war der Friede wieder hergestellt. Ich denke aber, er wird nicht lange gedauert haben. (F. - Bl.)

De Kua von S. Dörwald.

Triening, kief doch nich so sua!

Gua moal to! Do upp din Uha!

Will die moal vatell'n wua

Mie datt ging in Ratibua.

Doa begengt mie dicht bier't Dua

Mit Musik datt Schügendua; —

Ich fuhat rasch noa Gastwirth Sona,

Und seegt to, wua vät de Uha,

Nehm tohand mien Bambusruha,

Un spagiat dunn himär Mua,

Hastig hen not Kosla-Dua.

Uppmaschiat, so groad win Schnua,

Presendiat datt ganza Ghua.

Denn ich hüt, de Herr Majua

Sär ganz luut: „doa künmt de Bua,

Stoffel Wittsfot, ut Dörp Flua.“

Ich rep: Broobo, Herr Majua! —

Und schwümg hoch mien Bambusruha,

Nehmt nich döbel, dat so'n Bua,

Gia so steiht, as upp de Lua;

Denn mie drücht datt linka Uha. —

Doa mit en Moal moakt dat Ghua

Rechts no Schwenkung noa de Mua;

Ich moak Platz, un krieg datt Ruha

Mang de Been, un fall an't Dua

Mit dem Kopp, datt mie ganz sua,

Ut dem Hals künmt bett acht Uha. —

Triening, wat was datt no Kua!

Anekdoten.

Es kommt noch Einer. Ein Apotheker in einer kleinen Stadt hatte das Unglück, jeden Abend um 8 Uhr durch einen heftigen Klingelzug an seiner Hausthür gestört zu werden. Die Sache wurde ihm endlich doch zu arg, und er gab seinem Hausknecht Auftrag, dem Schabernack aufzulauern und ihn tüchtig durchzuprügeln. Der Hausknecht übernahm den Auftrag mit Vergnügen und lauerte mit aufgestreiften Hemdärmeln mit aller Begier auf den Schlag der achten Stunde. Kaum war der letzte Ton derselben verklungen, als es schon an der Hausthür zu läuten anfängt. Wie ein Blitz stürzt der Hausknecht hinaus um den Störer gebührend zu bestrafen; aber dieser merkt die Nähe des Feindes und flieht schleunigst durch mehrere Straßen und endlich in eine Nebengasse, immer noch vom Hausknecht verfolgt. Hier schlüpft er in ein offenes Haus, wo eben unglücklicherweise im Flur ein Keller offen steht, in dem ein Mädchen Kartoffeln einsackt. Er stürzt hinunter, und das Mädchen stößt einen Schrei der Ueberraschung aus. „Still, still,“ spricht der Gefallene beruhigend, „es kommt gleich noch Einer.“ Und Verdau! kommt der raschfüchtige Hausknecht nachgestürzt.

Kurze Vorbereitung auf Verlust. Ein Amtmann machte eine Reise. Nach einigen Stunden bog sich sein Kutscher von dem Boche um den Wagen und fragte sodann: „Herr Amtmann, wie heißt doch gleich verloren auf französisch?“ — „Perdu!“ — „Nu, dann ist unser Koffer perdu!“

Unterhaltungsblatt



Bestellungen nehmen alle Post-Anstalten des In- und Auslandes an; in Neubrandenburg die H. Gens'sche Buchdruckerei und in Neustrelitz die G. Barnow'sche Hofbuchhandlung.

Erscheint wöchentl. 1 Mal des Sonntags. Preis für Mecklenburg-Strelitz 16 fl., für Mecklenburg-Schwerin 18 fl. Pr. Cour. und für Preußen 15 Sgr. incl. Postaufschlag und Steuer pro Quartal.

für beide Mecklenburg und Pommern.

No 25.

Neubrandenburg, den 22. Juni.

1856.

Ein Jeder thue seine Schuldigkeit!

Der Kauf- und Schiffherr Elias Mertens in Stettin war durch angestrengten Fleiß, durch beharrliche Sparsamkeit und Glück aus einem armen Kaufmannsdienner ein sehr reicher Mann geworden. Weil er nun eine Schule der Entfagungen und Entbehrungen durchgemacht hatte, so war er erklärter Feind der Vergelt mit ihren mannigfachen Genüssen und Gewohnheiten, welche er, nicht mit Unrecht, als eine Hauptursache des Elends und der Verarmung erkannte. Darum war er sehr unzufrieden, wenn seine Frau und seine einzige Tochter der herrschenden Mode huldigten, wenn sie, häufiger als in der alten guten Zeit üblich war, ihre Kleider, Hüte, Hauben, Mäntel, Blonden, Handschuhe, Schmucksachen u. s. w. wechselten, Bälle und Theegesellschaften besuchten oder veranstalteten, in theure Concerte und ins Theater gingen oder spazieren fuhren. „Als ich so alt war wie Du —“ sprach er zu seinem einzigen Sohne Gustav, — „wusste ich noch nicht, wie es sich auf einem Pferd sitzt, wie ein Pharotisch oder eine Roulette aussieht, kam noch kein Wein über meine Lippen, besuchte ich keinen Conditor, kein Kaffeehaus, besaß ich keine goldene Repetiruhr und nur einen einzigen guten Anzug. Lehrlinge und Handlungsdiener durften keinen Tabak rauchen und wenn solches ja dem Buchhalter nachgelassen war, so geschah es aus einer richtigen Tabakspfeife und nicht mit den heillosen Cigarren, mit welchen im Munde jetzt schon jeder dumme Junge läuft. Wie viele Tausend Thaler alljährlich durch die weggeworfenen Cigarrenstummel allein verschwendet werden! Wenn gegenwärtig ein junger Kaufmann sein eigenes Geschäft anfängt, so richtet er, bevor er noch einen Groschen verdient oder eingenommen hat, einen prächtigen Kaufladen mit Spiegelscheiben und Mahagonigeräth her, hält sich außerdem eine große, theuer ausgestattete Wohnung, einen oder mehrere Ladendiener und einen Markthelfer, während ich bei meinem Anfange ein Lädchen hatte, in welchem ich mich kaum umdrehen konnte und Alles in Allem vorstellte: Lehrling, Diener, Markthelfer und Herr. Damals machte ich früh um 5 Uhr schon meinen Laden auf und schloß denselben Abends um zehn. Jetzt möchten meine Leute lieber murren, wenn sie früh um sieben Uhr kommen und Abends um 8 wieder gehen sollen. Die Markthelfer lassen sich Herr und Hören Sie rasen und Handlungsdiener gibt's nicht mehr, sondern nur Commis. Die Markthelfer veranstalten Bälle, bei welchen es nicht geringer zugeht, als bei denen der Kaufherren. Die Dienst-

mädchen kann man des Sonntags nicht mehr von ihrer Herrschaft unterscheiden und ein einziges Stück ihres Anpuges verschlingt oft den ganzen Dienstlohn eines Jahres. Wohin das führt? Zur Veratrennung, zum Betrüge, zum Bankerott, zur Verarmung, zum Elende, zur Verzweiflung und endlich gar zum Selbstmord! Ein recht schlagendes Beispiel, wie's jetzt der Arme dem Reichen gleich zu thun sucht, haben wir an den beiden Kindern meines Buchhalters vor den Augen. Kleidet sich nicht Jungfer Heimann eben so modisch wie Deine Schwester Laura? Und trägt nicht der junge Heimann eben so feines Tuch und seine goldene Uhr wie Du, obgleich er noch kein eigenes Fahrzeug besitzt und es erst bis zum Steuermann gebracht hat?“

Gustav Mertens erröthete und versetzte mit einiger Verlegenheit: „Sie sehen zu schwarz, lieber Vater! Auch werden Sie allein nicht den Lauf der Zeit und das Ihnen mißfällige Treiben der Menschen aufhalten können. Und was unsers Heimann Kinder anbelangt, so kann denselben Niemand etwas Nachtheiliges nachsagen. Was sie sich anschaffen, haben sie redlich durch ihrer Hände Arbeit erworben.“

„Mag sein, mag sein!“ erwiderte Mertens. — „Aber die Tugend der Sparsamkeit und Genügsamkeit geht beiden ab. Man darf nicht gleich wieder verschwenden, was man erworben hat. Und daß ich doch euch Allen recht tief ins Herz einprägen könnte, was Jeder zu thun und zu lassen hat.“

Lange zerbrach sich der alte Mertens den Kopf, auf welche Weise er seine Ansichten in seiner eigenen Familie, so wie bei seinen Dienstleuten zur Geltung bringen sollte. Endlich glaubte er das richtige Mittel aufgefunden zu haben, zu dessen Ausführung er keine Kosten scheute.

Eines Tages versammelte er seine Frau und seine Tochter, seinen Sohn, den Buchhalter, die beiden Commis, die Köchin, das Stubenmädchen und die zwei Markthelfer um sich.

„Wichtiges habe ich Euch mitzutheilen,“ — begann er feierlich und mit Würde, — „darum erbitte ich mir Eure ganze Aufmerksamkeit. Es war einmal ein König — wie er hieß und wo er lebte, thut hier nichts zur Sache. Dieser Fürst begab sich eines Tages auf den Marktplatz seiner Hauptstadt und mitten unter die Käufer und Verkäufer. Unter den Letzteren bemerkte er auch einen Weltweisen seines Volkes, welcher gleichwohl keine sichtbare Waare bei sich führte. „Womit handelst Du denn?“ fragte ihn der König verwundert. „Mit Weisheit!“ antwortete der Weise. „Was soll sie kosten?“ fuhr der König fort. „Zwei tausend Thaler!“ verlangte der Weise. „Das ist ziemlich viel —“ entgegnete der

König, — „jedoch kann man die Weisheit nie zu theuer bezahlen. Also her damit!“ — „Zuvor muß ich mein Geld haben —“ sprach der vorsichtige Weise, worauf ihm der König die verlangte Summe auszahlen ließ. „Hier hast Du meine Weisheit —“ sagte jetzt der Weise: — „Bei Allem, was Du thust, bedenke das Ende.“ Ueber diese wenigen und so theuer bezahlten Worte wollten sich die anwesenden Höflinge todt lachen; allein der König bezeugte sich sehr zufrieden über seinen Kauf und befahl, daß man den Spruch des Weisen über alle Thüren seines Palastes und auf alle Gefäße desselben schreiben sollte, was denn auch geschah. Es begab sich aber, daß des Königs Feinde dessen Barbier durch die Verheißung einer großen Belohnung dahin vermocht hatten, seinem Herrn beim Bartabnehmen die Kehle abzuschneiden. Wie nun der Barbier vor dem Könige steht, denselben einzuseifen und dann den Mordmord auszuführen, fällt des Monarchen Blick zufällig auf das goldene Barbierbecken in des Barbiers Hand. Auf des Beckens Rand aber stand gleichfalls jener Denkspruch eingegraben, den der König jetzt mechanisch und mit lauter, eindringlicher Stimme ablieset: „Bei Allem, was Du thust, bedenke das Ende!“ — Verdau! warf der erschrockene Barbier das Barbierbecken aus der Hand, sich selbst aber zu des Königs Füßen, dem er sein blutiges Vorhaben eingestand. Denn wie Schuppen war es ihm von den Augen gefallen, daß, wenn er denn Mord vollbracht, er lebend nicht den Königspalast verlassen und ihm dann auch die verheißene Belohnung nichts geholfen hätte. Der über seine Rettung hocherfreute König verlieh dem Barbier, vernichtete seine Feinde und beschenkte den Weltweisen mit noch zwei tausend Thalern. — Warum ich Euch diese sehr alte Geschichte erzählt habe? Damit Ihr den Werth eines guten Denkspruchs erkennt. Nun aber vernehmt den meinigen, welcher mindestens eben so nützlich ist als jener königliche. „Ein Jeder thue seine Schuldigkeit!“ lautet mein Wahlspruch, den der Maler über jede Thüre meines Hauses und Hofes anbringen soll. Damit sich ferner Keiner von Euch mit seiner Vergesslichkeit entschuldige, so empfangt ein Jeder hiermit einen sichtbaren Mahner meines Denkspruchs.“

Hierauf theilte Herr Mertens aus. Seine Frau und seine Tochter erhielten jede ein goldenes Armband, sein Sohn einen schönen Fingerring, der Buchhalter eine silberne Schnupstabsdose, die beiden Commis geschmackvolle Cigarrenpfeifen, die Markthelfer neue Mützen mit silbernen Stirnblechen, die Köchin und das Stubenmädchen endlich schwarzsammetne Halsbänder mit einem goldenen Medaillon welche insgesammt die Inschrift des Denkspruchs an sich trugen. Dessen treue Befolgung angelobten die sämmtlichen Beschenkten und entfernten sich sehr zufrieden mit dem Gebahren des Hausherrn. Dieser selbst wiederholte den Spruch so oft, daß ihm solches zur anderen Gewohnheit wurde.

Das Stubenmädchen war die Erste, welche nach einiger Zeit als eine Schuldige vor ihrem Dienstherrn stand. „Du hast —“ sprach Herr Mertens streng zu ihr — „Deine Schuldigkeit nicht gethan, indem Du des Nachts heimlich aus dem Fenster gestiegen und zu Tanze gegangen bist, dabei den Fensterladen offen stehen gelassen und den Dieben somit Gelegenheit geboten hast, uns zu bestehlen. Nimm Deine Siebensachen und hebe Dich von hinnen, denn Du kannst hinfort nicht mehr hier Stubenmädchen sein.“

Weinend ging die Schuldige, nachdem ihre Bitten um Vergebung unerhört geblieben waren.

Die Köchin war die Zweite, welche in ihrem Dienstherrn einen strafenden Richter bekam.

„Es ist die Schuldigkeit einer Köchin —“ hob Mertens an — „ihre Herrschaft vor Schaden jeglicher Art zu bewahren, demnach den Kupferkessel erst mit Wasser anzufüllen, bevor man Feuer darunter anmacht; ferner das Silberzeug nicht frei in der Küche umherliegen und diese selbst nicht offen stehen zu lassen, wenn man sich daraus entfernt; endlich nicht den Geliebten auf Kosten der Herrschaft mit Speisen, Wein, Holz, Kaffee, Zucker, Del und anderen Bedürfnissen zu versorgen. Alles das hat Sie gethan, obgleich ich Sie, aufmerksam geworden durch die Klagen meiner Frau, wiederholt gewarnt und an den Denkspruch auf Ihrem Halsbände erinnert

habe. Sie hat Ihren Abschied mit der Ermahnung, gegen Ihre künftige Herrschaft gewissenhafter zu handeln.“

„Wie sind Alle keine Engel —“ versetzte die Köchin schnippisch — „und was das bißchen Zutragen anbelangt, daß Sie nicht arm machen wird, so schleppen Ihre Markthelfer wohl ungleich mehr davon, als ich im ganzen Leben gethan habe. Und wenn ich meinen Mund noch weiter aufstun wollte, so würde hier im Hause noch Manches herauskommen, was das Tageslicht zu scheuen hat.“

„Desto schlimmer —“ erwiderte Mertens, — „wenn Sie Schaden verhüten kann und es nicht thut. Uebrigens mögen meine Markthelfer wegen Verdächtigung ihrer Ehrlichkeit Sie vor Gericht belangen.“

„Das werden sie wohl bleiben lassen —“ sprach die Köchin unter einem schadenfrohen Lachen, — denn zu tief habe ich in ihre Karte geguckt.“

Diese zuversichtlich gesprochenen Worte beunruhigten den Kaufherrn nicht wenig und machten ihn argwöhnisch gegen seine Leute. Obgleich er nun, trotz aller Aufmerksamkeit, jene nicht über einem Unterschleife oder Betrüge ertappen konnte, so trug dennoch der von der Köchin ausgestreute, böse Same bald seine Früchte.

Eines Tags wurde Mertens, als er in seinem Comptoir arbeitete, durch ein lautes Brasseln erschreckt, welches von seiner Hausthüre her ertönte. Hinauseilend erblickte er ein großes Zuckersack, daß bei dem etwas unvorsichtigen Abladen den Händen der beiden Markthelfer entglitten, die Schrotleiter hinabgerollt, mit aller Wucht gegen das steinerne Haustürgewände geprallt und dort zerschellt war. Mertens stand daher vor einem Haufen von Zuckerrüben und zerbrochenen Zuckerhüten.

„Ihr habt Eure Schuldigkeit schlecht erfüllt —“ sprach Mertens zu den betroffenen sich entschuldigenden Markthelfern. „Künftighin nehmt mein Eigenthum besser in Acht, wenn Ihr länger in meinen Diensten verbleiben wollt.“

Doch schon nach wenig Wochen bekam Mertens neue Ursache zur Unzufriedenheit. Seine beiden Markthelfer hatten einen Handwagen mit aufgeladenen Kaffeesäcken unbewacht auf der Straße stehen lassen, während sie in einer Branntweinschänke eingekerkert waren. Dies hatte ein Dieb benützt und einen von den Kaffeesäcken entwendet. Wiewohl nun die Markthelfer sich erbaten, den verursachten Schaden aus ihren Mitteln zu ersetzen, so verabschiedete sie dennoch der Kaufherr beide, welche verheirathet und Familienväter waren. Da Mertens als ein sonderbar menschenfreundlicher Mann in der Stadt bekannt war, der keine seiner Leute ohne triftige Gründe aus seinen Diensten entfernte, so fanden die beiden Markthelfer längerer Zeit kein anderweitiges Unterkommen und geriethen sonach in große Noth.

„Bis jetzt —“ sprach Mertens — „hat mein Wahlspruch sich nicht bewährt. Gebe Gott, daß das böse Beispiel nicht noch weiter in meinem Hause um sich greife!“

Ein namenloser Brief, den der Kaufherr bald darauf erhielt, schien dessen Befürchtung wahr machen zu wollen. „Wenn Sie —“ lautete die absichtlich verstellte Handschrift — „den wahren Grund wissen wollen, weshalb Ihr Commis Walthers schon drei Monate hintereinander Morgens zu spät ins Comptoir gekommen ist, so bemühen Sie sich nächsten Sonntag um Mitternacht in das Spielzimmer des Kaffeehauses am Fischmarke.“

Kein Laster hatte Mertens mehr als das Spiel, das er die Wurzel alles Uebels nannte. Darum brannte er darauf, sich zu überzeugen, ob Walthers etwa jenem Laster fröhne, in welchem Falle er ihn ohne Weiteres zu verabschieden gedachte. Mit unruhig klopfendem Herzen begab sich Mertens in der Sonntagsnacht in das bezeichnete Kaffeehaus und wirklich erblickte er unter den Spielern, welche fast insgesammt aus jungen Leuten bestanden, auch seinen Commis Walthers. Als Neuling dem Spiel seine ganze Aufmerksamkeit zuwendend, bemerkte Walthers die Gegenwart seines Principals und dessen auf ihn haftenden Blick nicht, welcher bald mit dem festen Entschlusse davonging, den

Spieler keinen Tag länger in seinen Diensten zu behalten. Dabei beharrte auch Mertens, obgleich Walther zur richtigen Zeit im Comptoir erschien und fast flehentlich um den Grund seiner plötzlichen Verabschiedung bat.

„Wieder Einer —“ sprach Mertens bitter, nachdem Walther in sichtlichcr Verzweiflung davongegangen war, — „der seine Schuldigkeit nicht gethan hat. Nun fehlen noch zwei von meinen Leuten, dann geht's über meine eignen Familienglieder her. Sollte ich auch diese schmerzliche Erfahrung machen müssen?“

„Es kommt immer besser!“ sagte der Kaufherr bitter, als bald darauf sein anderer Commis Bernard selbst um seinen Abschied nachsuchte. „Haben Sie —“ fragte er den jungen Mann — „schon ein anderweitiges Unterkommen? Verbessern Sie sich in Ihrem Einkommen? Nicht? Nun, weshalb wollen Sie meinen Dienst verlassen?“

„Weil — weil —“ stammelte Bernard verlegen — „ich gleiches Schicksal mit Walter befürchte und demselben zuvorzukommen wünsche.“

„Also spielen Sie auch?“ fragte Mertens — „denn das war der alleinige Grund, weshalb ich Walther verabschiedete.“

„Walther hat —“ entgegnete Bernard — „wie er mir heilig versicherte — nur das eine Mal gespielt, und er ist dazu auf eine Weise verleitet worden, die ihn das absichtliche Legen einer Falle vermuthen läßt.“

„Ha! ha!“ lachte Mertens bitter — „womit wollte dem Walter das dreimalige Zuspätkommen nach einer durchwachten Spielnacht entschuldigen? Ich lasse mich nicht so leicht hintergehen wie Sie.“

„Allerdings hat Walther jene drei Sonntagsnächte durchwacht —“ sagte Bernard — „doch nicht am Spiele, sondern am Schreibtische. Er hatte eine Buchführung für ein fremdes Handlungshaus zu prüfen, wodurch er sich einen hübschen Nebenverdienst erwarb.“

„Wenn dem wirklich so wäre —“ versetzte Mertens — „warum hat mir Walther solches nicht mitgetheilt?“

„Weil Sie seine Vertheidigung gar nicht anhören mochten —“ antwortete Bernard — „sondern ihm, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, Ihre Thüre wiesen.“

„Hm!“ meinte Mertens — „wenn Walther seiner Schuldigkeit nachkommen wollte, so müßte er mir von freien Stücken die Ursache seines Zuspätkommens entdecken. Uebrigens —“ Mertens wallte zornig auf — „brauche ich Ihnen keine Rechtfertigung meines Thuns und Treibens zu geben. Ach bekomme ich andere Leute genug, wenn Jemandem mein Haus nicht mehr ansteht. Gehen Sie also in Gottes Namen!“

Bernard ging.

Nicht lange, so überbrachte der Briefträger dem Kaufherrn einen Brief, dessen Aufschrift man es gleich ansah, daß er kein Geschäftsbrief war.

„Das scheint mir abermals ein Uriaßbrief zu sein —“ sprach Mertens mürrisch, indem er das Schreiben auf seinen Schreibtisch hinwarf und weiter schrieb. Allein es ließ dem Kaufmann keine Ruhe, bis er den Brief erbrach, der für ihn zur Pandorabüchse werden sollte.

„Ha!“ rief er über dem Lesen, mit dem Fuße stampfend, aus — abscheuliche Lüge! Nichtswürdiger Verläumder! Ehrenschänder! Schurke von Briefsteller! Es wäre zum Lachen, wenn die Sache nicht so niederträchtig lautete. Heimann!“ — wendete sich Mertens an seinen alten, langjährigen Buchhalter — „denken Sie sich die infame Lüge, welche dieser Wisch enthält: ein doppeletes Liebesverhältniß, angesponnen zwischen meinem Sohne und Ihrer Tochter, und zwischen Ihrem Sohne und meiner Tochter! Was sagen Sie zu dieser lächerlichen Anklage?“

„Sie würde mir —“ erwiderte der Buchhalter ernst — „daß sie wahr wären, weder lächerlich noch angenehm sein.“

„Nicht angenehm? fragte Mertens auffahrend, „Ihnen nicht? wenn Ihre beiden Guckuckseier in ein warmes und gesichertes Nest untergebracht wären? Ha, das dürfte Ihnen schwerlich un-

lieb sein. Aber mir! Schlimmeres könnte mir nicht begegnen. Doch, was ereifere und ärgere ich mich ohne Noth?! Es ist ja nur eine grobe Lüge! He, Gustav, mein Sohn, hierher zu mir!“

Gustav, die Schreibfeder hinter dem Ohre, erschien auf diesen Ruf, indem er aus dem angrenzenden Zimmer herbeieilte und seinen in der größten Aufregung befangenen Vater mit offenen, neugierigen Augen anblickte.

„Mein Sohn —“ hob Mertens mit etwas unsicherer und bewegter Stimme an — „erfülle, was auf Deinem Ringe geschrieben steht: thue Deine Schuldigkeit und sage mir als ehrlicher Mann, liebst Du Herrn Heimanns Tochter hier?“

Gustav entfarbte sich. Aber rasch und fest erwiderte er: „Ja, mein Vater!“

Mertens zuckte zusammen, als habe ihn der Schlag getroffen. Doch schnell sich fassend, sprach er mit erzwungener Ruhe: „Nun, das Lieben kann ich Dir nicht verwehren und wenn der Gegenstand Deiner Neigung selbst eine Kuhmagd oder ein Gänsemädel wäre. Allein gedenkst Du etwa, Jungfer Heimann zu Deinem ehelichen Gemahl zu erkiesen?“

„Wie können Sie so sonderbar, ich will nicht sagen, beleidigend fragend?“ erwiderte Gustav verlegt. „Ich würde mich ja tief verachten müssen, wollte ich andere Absichten gegen Fräulein Heimann hegen.“

„So! schön! recht schön!“ sprach Mertens höhnisch, doch vor innerer Wuth zitternd. Dann rief er mit donnernder Stimme durch die Thüre hinaus: „Laura!“

„Eine achtzehnjährige Jungfrau im einfachen Hauskleide zeigte sich und fragte munter: „Was soll ich, lieber Vater?“ „Du weißt die Aufschrift Deines Armbandes —“ entgegnete Mertens — „und wirfst mich daher nicht mit Unwahrheit hintergehen wollen. Sage mir demnach aufrichtig: liebst Du den Sohn dieses Mannes da und er Dich wieder?“

Laura erblich, um in der nächsten Minute mit einer hohen Schamröthe übergoßen zu werden. Zur Erde senkte sie das vorhin freundlich blühende Auge und ihre Lippen zuckten, ohne einen Laut hervorzubringen. Zugleich zupfte sie verlegen an dem Bande ihrer Hausschürze.

Nur zu gut verstand Mertens diese stumme Antwort, durch welche er weder erfreut noch erbaut wurde. Zu seinem Buchhalter gewendet, sprach er mit schneidender Stimme:

„Sie sind, wie ich weiß, ein leidenschaftlicher Schnupfer, der aller Minuten die Dose zur Hand nimmt. Dennoch scheinen Sie den Spruch darauf nicht gelesen oder nicht gemerkt zu haben; sonst würden Sie besser Ihre Schuldigkeit gethan und ein Verhältniß zwischen den jungen Leuten verhindert haben, das Ihnen zum größten Makel gereicht.“

„Meine Schuld ist nicht größer als die Ihrige —“ antwortete Heimann ruhig — „indem ich eben so wenig von der Liebe unsrer Kinder gewußt habe wie Sie.“

„O!“ rief Mertens aus — „eine mächtige Armee braucht einer nur kleinen Abtheilung von Feinden gegenüber bei weitem nicht so auf ihrer Hut zu sein, als diese gegen jene. Weiß Eure Mutter um Eure — Eure —“ Mertens suchte nach einem passenden Worte — „Eure Tollheit?“ fragte er seine Kinder.

„Unsere Mutter —“ versetzte Gustav — „kennt unsere Liebe, billigt und segnet sie.“

„Wie? auch sie?! Auch sie?!“ rief Mertens voll Schmerz und Zorn aus. „Bin ich von Allen hintergangen und verrathen? Selbst mein Weib hat weder als Gattin, noch als Mutter, ihre Schuldigkeit gethan? O das ist bitter! Aber“ — fuhr er sich ermannend fort — „ich will Euerem Treiben einen schweren Riegel vorschieben. Meine Einwilligung zu Eurer — Eurer sogenannten Liebe und zu einer Verbindung erhaltet Ihr nimmer; es sei denn, daß Heimann gleichen Reichthum in die Wagschale legen könne oder daß die Welt sich verkehre und das Unterste oben auf zu schwimmen komme. Fort, aus meinen Augen, Ihr Mißrathenen! Sie aber, Heimann, werden selbst einsehen, daß unser gegenseitiges Verhältniß gelöst werden muß.“

„Sie kommen meiner Absicht zuvor —“ entgegnete der Buchhalter mit Fassung, — „denn nach dem, was Sie mir so eben zu hören gegeben haben, müßte ich mich selbst verachten, wenn ich länger in Ihren Diensten bleiben wollte. Ich werde Ihnen zeigen, daß mir die Ehre noch über meinen Nutzen gehe. Leben Sie wohl und mögen Sie nie bereuen müssen, einen alten, treuen Diener schwer gekränkt zu haben.“

Nicht ohne Leid und Reue sah Mertens seinen Buchhalter scheiden. Allein er machte sich schnell wieder hart, indem er zu sich selbst sprach: „Ein schlechter Vater und noch weit schlechterer Kaufmann müßte ich sein, wenn ich eine Heirath meines einzigen Sohnes mit der Tochter eines armen Buchhalters zugebe, und meine einzige Tochter zur Steuermannesfrau werden ließe. Selbst wenn es der junge Heimann bis zum Schiffsruder bringen sollte, wäre es noch immer, als vermählte sich der Staarmas mit dem Edelfalken. Später werden mir's meine Kinder noch großen Dank wissen, daß ich sie vor einer Mißheirath bewahrt habe. So bin ich denn der Einzige in meinen Hanse, der seine Schuldigkeit gethan hat!“

Mertens beharrte auf seinem Sinne und wurde immer mürrischer gegen die Seinen. Hierdurch verschwand mit einem Schlage die Freude aus des Kaufherrn Hause, was dessen Bewohner mit Recht den Briefen der abgedankten Köchin zuschrieben, die sich auf diese niedrige Weise an ihrem ehemaligen Dienstherrn und dessen Familie rächte.

Mertens fühlte recht gut, daß an die Stelle zärtlicher Liebe und Zutraulichkeit, womit ihn bisher Gattin und Kinder umfassen hatten, jetzt Furcht, Kalkül, ja wohl gar Abneigung getreten waren. Jene wieder zu gewinnen, erwählte er ein Mittel, das unter anderen Umständen wohl geeignet gewesen wäre, seine Absicht zu erreichen.

„Ich will!“ — sprach er zu sich selbst — „für längere Zeit verreisen. Dann werden die Meinen nach mir sich sehnen und meine Rückkehr mit desto größerer Freude begrüßen.“

Wirklich bestieg Mertens eins seiner Seeschiffe, welches befrachtet nach Neval abging. Außer der vorhin angegebenen Absicht hoffte der Kaufherr auch noch einen ansehnlicheren Gewinn von seinem Handelsgeschäfte zu erlangen, wenn er dasselbe in eigener Person leitete und zu Stande brächte. Vorher hatte er einen alten, bewährten Freund, von dessen Pünktlichkeit und Strenge er überzeugt war, mit der Beaufsichtigung seines Handelsgeschäfts wie seiner Familie betraut. (Schluß folgt).

Anekdoten.

Der geschenkte Todte.

Ein kaiserlicher Husaren-Wachmeister, welcher wegen einer Wunde in Aachen lag, erzählte, als er bei Aachen einen Franzosen zusammen gehauen und ihm Uhr und Börse abgenommen, hätte er den Todten mit seiner Kleidung einer Bauersfrau geschenkt, die ihm dann die Kleider ausgezogen. Unterdeß wäre ein Bauer gekommen und hätte einen Antheil der Kleider verlangt, die Frau wäre aber zu ihm, dem Wachmeister, gelaufen und hätte ihn gefragt: „nicht wahr, Herr Husar, Sie haben mir den Franzosen allein geschenkt?“ — „Ja,“ — „gehört Dir allein.“ — Darauf hätte der Bauer entsetzlich lamentirt und ihn fast mit Thränen in den Augen gebeten: „Ach, Herr Husar, schießet mir doch auch einen todt.“

Aus dem Leben eines Dichters.

Heinrich Laube, jetzt Director des Burgtheaters in Wien, war schon als Student nicht bloß Theaterrecensent, er schrieb auch damals schon Stücke unter dem Namen Heinrich Lampe. Eines der Stücke hieß „Gustav Adolph“, das der bekannte Kunst in Breslau zu seinem Benefiz gab, das aber ausgepocht wurde, wie Laube selbst mit Behagen erzählte. Nur einen komischen Vorfall dabei verschwieg er. Er selbst stand bei der Aufführung im Paterre. Man vermuthete, daß er der Verfasser sei und um diese Meinung zu bekämpfen, fing er an, am eifrigsten mit zu pfeifen und zu trommeln. Neben ihm stand aber ein Fleischer Wolf, ein Riese gegen den kleinen Laube. Dem Fleischer gefiel das Stück und er ärgerte sich über das Pfeifen seines Nachbarn, dem er barsch gebot, Ruhe zu halten. Dem Dichter mochte das Verbot zumuthig sein. Der Student konnte es sich nicht gefallen lassen und hatte er vorher stark getrommelt, so trommelte er nun erst recht. Da machte der Fleischer kurzen Prozeß. Er nahm Laube am Kragen, hob ihn in die Höhe, trug ihn unter dem Jubel der Menge mitten durch das Parterre und setzte ihn vor die Thür. So wurde er hinausgebracht, weil er gegen sein eigenes Stück Opposition gemacht.

Das „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ wird, um besser im Sinne des Zeitgeistes wirken zu können, vom 1. Juli 1856 ab eine entsprechende Tendenz erhalten, in vergrößertem Format und unter dem Titel

„Nord.“ Centralblatt für Landwirthschaft, Handel, Kunst u. Gewerbe, sowie General-Anzeiger für Norddeutschland fortbestehen und um der Anschaffung desselben Allen zugänglich zu machen, obwohl wöchentlich zwei Mal — Mittwoch und Sonnabend — in groß Zeitungsform herausgegeben, seinen Abonnementspreis nicht erhöhen.

Durch diesen verhältnißmäßig niedrigen Preis wie durch die Wahl des Stoffs dürfte diese Zeitschrift eine durch die heutige Industrie bedingte und wünschenswerthe Erscheinung sein; wir ersuchen daher unsere Leser, ihre Freunde und Bekannte auf dieses Unternehmen gef. aufmerksam, sowie Ihre Bestellungen baldmöglichst bei der Post machen zu wollen, weil wir uns später nicht mehr in der Lage befinden möchten, zu spät eingehenden Bestellungen die bereits erschienenen Nummern beizufügen.

Als Mitarbeiter haben wir, außer einer nennenswerthen Zahl von Künstlern, Handels- und Gewerbsleuten, Landwirthen und Forstmännern, den Herrn C. Fr. Branden aus Brüssel d. Z. in Hamburg als resp. Bearbeiter bereits gewonnen. Auch haben wir Vorkehrungen getroffen und werden es fortwährend weiter ausdehnen, daß uns Correspondenten in Frankreich, England, Belgien, Italien und in allen Gauen unsers so gewerthätigen deutschen Vaterlandes über praktische Vorschläge, Verbesserungen, Entdeckungen, sowie überhaupt über alles Wichtige und Gebiegene der materialistischen Literatur durch gebrängte, aber jedenfalls verständliche und populäre Abhandlungen und Bilder von Ergebnissen Mittheilung machen. Zu diesem Behufe erlauben wir uns alle praktisch und wissenschaftlich Gebildete, welche activ unser Unternehmen unterstützen wollen, ergebenst einzuladen, daß Sie uns benachrichtigen, unter welchen Auspicien, für welchen Theil und ob stets thätig Sie zu wirken beabsichtigen, und Sie dürfen sich ein Honorar, wie es nur größere Zeitungen geben, versichert halten; doch haben wir Sie darauf aufmerksam zu machen, daß nach der Tendenz dieser Zeitschrift und dem kürzlich erschienenen Meckl. Preßgesetz politische oder sociale Fragen keine Aufnahme finden werden.

Damit aber diese Zeitschrift sich vollständig als Organ für Handel und Gewerbe bewähren möge, so haben wir damit einen

General-Anzeiger für Norddeutschland,

sowie einen Extract aller Mecklenb.-Schwer. und Strel. Proclamata (als: Vorladungen, Notifikatorien, Verkäufe, Verpachtungen u.) nebst beider Länder Officiellen Anzeiger verbunden, welcher in Zwischenräumen alle gerichtlichen Bekanntmachungen bringen wird. — Um diese Zeitschrift aber zugleich als Localblatt Eingang und dem interessirten Publikum die Gelegenheit zu verschaffen, alle Anzeigen durchaus schnell, weit und billig verbreitet zu sehen, so werden wir in den Städten Agenten bestellen, welche für uns (nur keine tendenziöse) Anzeigen ohne irgendwelche Preiserhöhung oder Unterberechnung (die Corpuzzeile oder deren Raum $\frac{1}{2}$ Silbergroschen, jedoch das Mindeste einer Anzeige-Gebühr drei Silbergroschen) nöthigenfalls aufschreiben und uns zusenden werden.

Druck von H. Geng.

Verleger und Redacteur H. Geng in Neubrandenburg.

No 40

Beugirthe betrog auch die Andern, ihre Bitten mit einem
Thellak in vereinen, und der junge Schiffherr sagte sich den-
selben. Nach Verlauf von etwa 20 Minuten hatte sein Schiff
das Urad erreicht. Wirklich war es ein gefanertes oder um-
gestürztes Fahrzeug von ansehnlicher Größe, das mit seinem
Kiele oben aufschwamm und dessen Rumpf kaum noch um dritten
Theile über dem Wasser hervorragte. In diesem Zustande war
es ein soch so trauriges als furchtbares Zeichen von des letzten
Seesurms Gewalt und Wuth. Nachdem bei des herbeikommen-
den Schiffes Annäherung ein Volk Mönche, welches das Urad
zu seinem Asylort erhoben hatte, davon gewisst war, glück-
te es ihm so leicht gewesen, gefanerte Fahrzeug einen schwarzen,
schweigenden Mienenjäger, von welchem nicht eine einzige Kule
mehr über dem Wasserspiegel sichtbar war. Kein lebendes Wesen
ließ sich auf demselben erspähen und selbst des Schiffes Namen
oder Herkunft war nicht auszumitteln, weil die Gallion und
jedes andere Erkennungszeichen unter dem Wasser verborgen
lagen. So war der schwarze Schiffsrumpf ein furchtbares
memento mori für unsere Seefahrer, welche bei dem unwill-
kürlich sich ihnen aufdrängenden Gedanken an das treulose
Meer und ihre eigene Gefahr sehr ernst wurden und in tiefes
Schweigen versanken.

„Gottes Frieden über die Verunglückten!“ sprach der alte
Heimann bewegt.

„Und sein Erbarmen über deren Hinterlassenen!“ fuhr

free ein weit grimmigeres Gesicht gemacht haben als wir alleweile.
Wir werden von gar vielen Schiffbrüchen zu hören und zu lesen
bekommen. War doch der letzte Sturm so heftig, daß uns
selbst auf dem Festlande um unsere Köpfe bangte, über welche
die Dächer und Schornsteine der Häuser herabzustürzen drohten.
Wer weiß, ob unser Schiff nicht mehr wie einmal über ein ge-
segeltes Fahrzeug mit seinen vielen ertrunkenen Insassen hin-

"Dort — dort schwimmt etwas Schwarzes auf dem Wasser!"
rief Walther und deutete in die Ferne. "Jetzt ist's verschwun-

Thekla erschüttert fort, „O, liebster Bruder, welch' einen gefährvollen Beruf hast Du Dir erwählt! Verlaufe Dein Schiff und melde das treulose Meer!“

„Du lächelst der junge Heimann. „Du sprichst als ein Mädchen —“ erwiderte er — „und als liebende Schwester. Ich aber sage Dir, daß es gleich ist, ob unser Herrgott meinem Leben auf dem Meere oder auf dem Krankenbette ein Ziel setzt. Aber nun laß mich das Fahrzeug wieder wenden und unsern alten Kurs einschlagen. In dem Augenblick, da der junge Heimann das Steuerrad erfaßte, rief Thekla plötzlich aus:

„Jesus! ich höre klopfen!“

„Du fäselst, Kind!“ entgegnete der Bruder — „es müßte denn —“ fuhr er fort — „des gekanterten Schiffes Todtenwurm sein.“

„Es klopft wirklich!“ bethenerte Thekla und ward bleich wie eine Kalkwand. „Hörst Du's nicht auch, mein Vater?“ Alle lauschten gespannt und mit verhaltenem Athem.

„Poch! poch! poch!“ tönte es dumpf gegen die dicke Schiffswand und ein gemeinsamer Aufschrei der bestürzten Zuhörer beantwortete das gespenstische Klopfen. Dann aber legte Heimann, schnell sich wieder ermannend, sein Schiff dicht an die Seite des umgestürzten Schiffes, wo das Klopfen erscholl, und die Männer begannen mit den vorhandenen Aexten eine Oeffnung in die Schiffswand zu hauen.

Raum daß dieselbe groß genug war, so streckte sich ein Arm lang heraus, der mit seiner Hand wie um Hülfe flehend winkte. Ein Goldreif glänzte an dem einen Finger.

„Zurück! Hinweg!“ schrie der Schiffherr. „Wir hauen Euch ja sonst!“

Rascher folgten die Anstöße einander.

Jetzt zeigte sich in der vergrößerten Oeffnung ein Menschenhaupt mit gräßlich verzerrten Zügen.

„Luft! Luft!“ rief sein Mund mit

neue Hiebe gaben diesen Worten Nachdruck.

Schallend lösete sich Splitter auf Splitter. Endlich wich die Planke. Starr waren Aller Augen auf das geschlagene Loch in dem Schiffe rumpfe gerichtet, das in kurzem ein tief erschütterndes Bild darbot.

Ein Mann mit blutig zerkraktem Antlitz, mit verworrenem Haar, mit lang ausgestreckten Armen zwängte seinen Oberleib durch die Oeffnung weit heraus und schrie im erschütterlichen Wahnsinn:

„Ein Jeder thue seine Schuldigkeit! Ein Jeder thue seine Schuldigkeit!“

„Barmherziger Gott!“ rief der alte Heimann entsetzt aus — „wäre es möglich? Mein vormaliger Herr! Ja, bei Gott es ist — Mertens!“

Alle theilten bei dem jammervollen Anblick des Kaufherrn Heimanns Gefühle. In keinem einzigen Herzen regte sich eine leise Empfindung von Schadenfreude oder Haß. Das ohnehin tiefe Mitleiden gegen den Aermsten steigerte sich noch, als man wahrnahm, daß jener bis an die Hüften im eingedrungenen Seewasser stand und man mit großer Gewißheit dieser schrecklichen Lage eine mehrtägige Dauer beimesen konnte.

Seinem finstern, nassen Sarge enthoben, der beinahe auch sein Grab geworden wäre, erfreute sich Mertens nunmehr der liebevollsten Fürsorge und Pflege. Aber wenn auch das Leben des Unglücklichen gerettet war, so schien das doch nicht der Fall mit dessen Verstand zu sein. Der helle Wahnsinn sprach aus seinen Worten, Blicken und Geberden und fort und fort wiederholte er seinen Wahlspruch: „Ein Jeder thue seine Schuldigkeit!“

Die wunderbare Rettung des Kaufherrn war ein zu wichtiges und folgeschweres Ereigniß, als daß der junge Heimann nicht hätte, mit allgemeiner Zustimmung, sein Fahrzeug ungefümt zur Rückkehr nach Stettin wenden sollen. Dort angelangt und den erstaunten Seinen zurückgegeben, bezahlte Mertens die überstandenen mehrtägigen und unerhörten Drangsalen mit einem

hitzigen Fieber, in dessen wilden Phantasieen der Kranke mit dem Rufe nach Licht und Luft nur mit der Wiederholung seines Wahlspruchs abwechselte. Von der übrigen Mannschaft des verunglückten Fahrzeugs vernahm man nie wieder etwas. Da bei dem Umsturz des Schiffes ertrunken war oder vor demselben sich in ein Boot gerettet und dann ihren Untergang gefunden hatte, blieb unentschieden.

Als Mertens nach langem Siechthume sein Gedächtniß in so weit wieder erlangte, daß er den Seinen mit einiger Genauigkeit seine bestandenenen Schreckenstage beschreiben konnte, so erzählte er:

„Nachdem der furchtbare Sturm mein Schiff tagelang willenlos umhergeschleudert, es seiner Masten, seines Steuerruders beraubt und aller Anstrengungen seiner Bemannung gespottet hatte, verbarg ich meine Todesangst und Verzweiflung vor den Augen meiner Leute, indem ich meine Sinne durch den übermäßigen Genuß von Rum betäubte und mich dann in meiner Koje legte, um nichts mehr von der Gefahr zu sehen und zu hören. Wie lange ich dort zugebracht habe und was während dieser Zeit geschehen ist, weiß ich nicht. Plötzlich aber wurde ich durch einen furchtbaren Stoß aufgeweckt, welcher mich unsanft gegen die Holzwand meiner Koje warf. Die Augen aufschlagend, sah ich die Leuchte in meiner Kajüte erloschen und mich mit schwarzer Finsterniß umhüllt. Indem ich tappend die Koje und meine Kajüte verlasse, um nach im Verdeck aufzukriechen, fühle und höre ich kalte Wasserströme auf mich losstürzen, die mich rasch nach dem unteren Schiffsraume trieben. Ueber wild unter und über einander geworfene Ballen, Kisten und Säcke hinwegkletternd, gelangte ich endlich an einen Ort, wo ich trocknen Fuß faßte. Dumpf, doch unerhört, hallte mein lautes Zetteln geschrei um Hülfe in dem pechschwarzen Raume wieder. Und mir hörte ich das Wasser rauschen, das sich zu meinem Zustande einen Weg zu bahnen suchte. Der Rausch verslog in

Schiffes schreckenvolle Lage in Ungewißheit sein. Ja, mein Schiff war gekantert und buchstäblich in Erfüllung gegangen, was ich frevelnd gesprochen, als ich meine Einwilligung in die Verbindung unsrer Kinder mit denen meines Buchhalters verweigerte. Die Welt hatte sich verkehrt — wie ich herausfordernd gesagt — und das Unterste schwamm oben auf! Dieser Borenwurf machte mich verzweifelnd. Nicht unser Herrgott, ich selbst hatte das Unglück über mein Haupt heraufbeschworen! Durfte ich darum auf Erhörnung meines Angstgebetes hoffen? O wie bitter und aufrichtig bereute ich jetzt meinen Stolz, meinen Geldgeiz, meine Vermessenheit und Härte, die allein die Schuld an meinem und der Meinen Unglücke trugen! Von Stunde zu Stunde stieg das Wasser unter mir und mit ihm die Gefahr, meine Todesangst und meine Qual in der verdichteten, finsternen Luft. Bald standen meine Füße in dem weiter heraufdringenden Seewasser. Deutlich fühlte ich, wie es zollweise an mir heranwuchs, und vermochte fast mit Bestimmtheit den Zeitpunkt anzurechnen, wo die Fluth unter mir bis zu meinem Munde anwachsen und mich ersticken würde. Von mehrtägigem Hunger und Durst gequält, war ich ungleich schlimmer daran als Tantalus, welcher vor mir voraus hatte, daß er im hellen Tageslichte und in freier, frischer Luft stehen durfte. Zu einer Ewigkeit wurde mir jede Minute, deren Laufzahl ich nicht bemessen konnte. Endlich versank mein gemarterter Geist in wirre Phantasieen. Ich wähnte mich lebendig begraben und strebte durch lautes Pochen gegen meinen Sargdeckel mich zu retten. Ein erschrockenes Holzstück ließ mir hierzu das Mittel, welches ich instinctartig fortsetzte, selbst als ich vom Wahnsinn ergriffen worden war. Kein Wunder das! Denn während ich bis an die Hüften im kalten Seewasser stand, brannte mein Haupt in Fiebergluth. Da endlich erbarmte sich der gnadenreiche Gott über mich, altes Sündenkind und befreite mich durch diejenigen aus meinen lebendigen Grabe, welchen ich früher so großes Unrecht angethan hatte.“

Hier schloß Mertens seine Erzählung, die seine Zuhörer wiederholt schändern gemacht hatte.

Als Mertens, völlig genesen, zum erstenmale wieder sein Comptoir betrat, so glaubte er einen langen schweren Traum überstanden zu haben. Denn er fand seinen alten Buchhalter Heilmann, seine beiden Commis Walther und Bernard, so wie einen Sohn Gustav, an ihren gewohnten Plätzen und in voller Arbeit. Eben so verrichteten auch die alten Markthelfer ihren Dienst und beglückwünschten, gleich den Uebrigen, mit Herzlichkeit den wiedergesessenen Principal. Dieser drückte einem Jeden gerührt die Hand und Thränen flossen dabei über seine noch etwas bleichen Wangen. An dem Lob- und Dankfeste, welches später der Kaufherr veranstaltete und wobei seine sämtlichen Retter eingeladen waren, vereinigte er die Hände der liebenden Paare und gab ihnen seinen Segen.

„Um meinen bösen, starren Willen zu brechen —“ sprach er voll tiefer Bewegung — „mußte erst in Erfüllung gehen, was ich in meiner Verblendung und Vermessenheit angelobt hatte: die Welt sich verkehren und das Unterste oben aufschwimmen! Dem Höchsten aber sei ewig Dank und Preis, daß er die Thorheiten seiner Menschenkinder so väterlich zu deren Besten lenkt.“ (N. 3.)

Saphir's Leiden an der Table d'hôte.

Buridan's Esel, welcher zwischen zwei Bündeln Heu Hungers starb, hat gewiß an einer Table d'hôte gespeist. — Die Table d'hôte ist eine homöopathische Erfindung. Ueberhaupt muß man an einer Table d'hôte zu essen, kein Deutscher sein, denn der Deutsche läßt Alles vor sich kommen; bis aber an einer Table d'hôte etwas an Einen kommt, hat selbst ein Deutscher die Geduld verloren. An einer Table d'hôte ist man bei jeder Schüssel Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person; und am Ende der Table d'hôte liegt uns nichts im Magen, als diese unglückliche Liebe und ein Paar Nachbarn. Um an einer Table d'hôte satt zu werden, dazu gehören drei Dinge; man muß sehr gut gegessen haben, man muß sehr gut zu Mittag gegessen und man muß die Gewißheit haben, sehr gut zu Nacht zu speisen; mit diesen drei schönen Bewusstseinen ausgerüstet, lassen sich an einer Table d'hôte mit Anstand die Fügungen des Schicksals und des Kellners ertragen.

Ich habe einmal in einem Bade im Unterharze, wo das Fettwerden noch nicht eine allgemeine Mode geworden ist, an der Table d'hôte gespeist, und als ich aufstand, war ich so alchtern, daß ich vom Kellner mein Frühstück verlangte. Es war ein unglücklicher Tag und des Morgens hatten mich drei Beleger besucht, Abends war ich zu einem Hausdilettanten-Concerte eingeladen und Mittags speiste ich an einer Table d'hôte, oder eigentlich die Table d'hôte speiste an mir. Ich saß in der Mitte des langen Tisches, auf meiner rechten Seite saß eine Frau mit einem Gesicht, so lang, wie eine Erzählung „im Beobachter“, und mit einem ganz durchsichtigen Näschen, wie eine Citronenschabe; sie hatte ihren letzten Coupon, ein Söhnlein von 7 bis 8 Jahren mitgebracht, um ihm die Anfangsgründe der Table d'hôte-Speisekunst beizubringen. An meiner linken Seite saß ein Mann, den die Natur zu einem zarten Esser schuf. Er hatte einen Mund, einen Conversationsmund, dessen Suplemente in's Unendliche gingen, und nur an beiden Seiten von den Ohren verhindert wurden, die Reise um den Kopf zu vollenden. Er lächelte jede Schüssel an, und sah aus wie eine lächelnde Sphinx mit offenen Krallen, und die Schüssel, die an ihn kam, war nun ausgefrichen aus der Reihe der menschlichen Wesen:

„Und schnell war ihre Spur verloren, Sobald die Schüssel Abschied nahm!“

Außer diesen zwei Seitengaben des Glases hatte ich noch ein Gegenüber, welches auch mit langen Armen in mein Gesicht eingriff. Es war ein starker Mann, ein Gesicht, roth, mit kleinen Sprösslingen der Wurzelwelt überfäet, und ich konnte ihn nie ansehen, ohne an den Preßburger Zwieback zu denken. Gleich im Anfange des Tisches hatte die Geschichte dieser Table d'hôte damit begonnen, daß mir mein Nachbar links beim Niederlegen einen verben Rippenstoss versetzte; das Söhnlein meiner Nachbarin in Herabschweben auf seinen Stuhl mit dem Ellböglein mir in's Gesicht fuhr, und mein Gegenfüßler, seine beiden überschrankten Füße auf jenen zarten Punkt meiner Füße festsetzte, der in diesem Punkte keinen Spas versteht. Meine Nachbarin versetzte mir sogleich über ihr Söhnlein herüber ein Gespräch. „Mein Luken“ (Louis) sagte sie, und dabei tönte es aus ihrer Nase wie aus einer vertrockneten Clarinette, „mein Luken ist etwas rive!“ — „Ach, es ist ein kleiner Engel,“ erwiderte ich, und liebte den kleinen Jungen, der aussah, wie ein aufgewärmter Griesbrei.“ Luken hatte auch sogleich seine und meine Semmel mit kindlicher Einfalt umfaßt, und mit seinen Fingern in meinem Trinkglase herumgespielt. Die Suppe kam endlich von beiden Seiten auf mich zu. Links die Klöße, rechts die Volaille-Suppe, mein Kopf drehte sich mit gleicher Liebe rechts und links; immer näher kamen die Genien der Suppe. Immer griff eine neue, nimmer müde Hand in die Schüssel; da kamen die Klöße an meinen Nachbar zur Gabel, ich machte einen langen Hals, noch drei Klöße trieben sich wie kleine Inseln in diesem Wasser herum; mein Nachbar griff einmal hinein, und zwei davon fielen als Opfer seiner Wuth; aber noch ruhet er nicht, noch einmal schwingt er den schöpferischen Löffel. — „Halt an, o du mein Schöpfer! Halt ein, Barbar!“ — Vergebens, schon liegt auch der dritte auf seinem Teller; mit Entsetzen wende ich mich um in dem Suppengenuss rechts und links, und siehe, die Naturgeschichte der gestügelten Suppen erschöpft, sie und Luken hatten bereits ihr irdisches Theil; noch ein Hühnerflügel streckte sich mir sehnsüchtig entgegen, aber nein, es sollte nicht sein. „Zieh doch!“ sagte sie, „Sie wissen man gar nicht, wie mein Luken gern die Flügelken essen duht,“ und damit war auch der letzte Flügel, der letzte Mohitau für mich verloren! Aber Luken war nicht undankbar; als er das Flügelken gegessen hatte, warf er die Beinchen neben sich fort und gerade mir auf die Weste.

Auch das Rindfleisch kam von beiden Seiten auf mich zu, schon von ferne folgte ich mit meinen Blicken dem historischen Gange dieses Rindfleisches, immer dünner wurde die Wand der geschuittenen Schichten, je näher die Schüssel kam, desto öder wurde sie. Jeder nahm ein tüchtiges Stück:

„Fallen sah ich Zweig auf Zweig!“

Zwei Stücke lagen noch da, als es an meinen Nachbar kam, das eine Stück war dünn, aber fett, das andere aber dick und mager. Ein innerer Kampf spiegelte sich auf seinem Antlitze, endlich blühte es hell durch seine Seele, ein Gedanke des Lichts hat ihn ergriffen, er ergreift beide Stücke und schleudert sie auf seinen Teller. Eine Wuth überfiel mich, ich hätte ihm seine Beute gern entrißen. Schnell sah ich mich nach dem zweiten Kellner um, allein er war verschwunden, und so ging auch dies Gericht unberührt an mir vorüber. — Wie nun bei diesen, so ging es mir denn auch bei den ferneren Gerichten, wie Zugemüse, Gänsebrüste, Mehlspeisen, auf ähnliche Weise, so daß meine Nachbarn rechts und links sich immer des Nestes bemächtigten. So harrete ich denn sehnsuchtsvoll auf das letzte Gericht, den Braten.

Da kam er, anspruchslos in kleine Theile geschnitten; ein kleiner Laßzug, der durch das Zimmer wehte, spielte mit den kleinen Portionen, und der Kellner legte die Gabel darauf, damit sie die Luft nicht fortführe. Von allen Seiten wurden nun die Gäste lauter Wahlherren, ein jeder musterte die ganze Schüssel und stach sich das Beste heraus. Mein Nachbar links war dem Kellner entgegen-

gereift und nahm ihm das Beste fort. Die Mutter meines lieblichen Luifen aber kehrte und wendete an den letzten Portionen, wie an Münzen, von denen alle Gepräge verwischt sind, nahm endlich drei Stücke für sich und drei Stücke für Luifen, und die Schüssel kam an mich. Inmitten der Schüssel lag ein Wesen, wie eine Mumie. Es war ein kleines Bein mit unverkennbaren Spuren ehemaliger Fleischwesenheit. Neben diesem Bein lag eine halbe gelbe Rübe, wie ein verwitterter Leichenstein, und der Kellner sah mich elegisch an, wie der Genius über einem Grabmahl, und seine hellen Gesichtszüge sahen auf die Schüssel, die zu sagen schienen:

„Hier ruhen die Reste eines irdischen Kapaputen!“ Ich ließ den Wirth rufen, hielt ihm das Bein, an dem gar nichts daran war, unter die Nase und sagte: „Man spricht, daß man bei Ihnen so gut speist, ist da was dran?“

Darauf drückte ich Luifen zärtlich an mein Herz, gab meinem Nachbar links den Rippenstoß, den er mir vor Tische geliehen, zurück, bezahlte meine Beche und ging dorthin, wo man nicht an Table d'hôte speist, und

„Wort gehalten wird doch in jenen Räumen.“

Anekdoten.

Die Magd eines Kochs hatte den Auftrag, einer Soupergebenden Familie eine Anzahl gebratener kalter Rücken zu überbringen. Sie begiebt sich nun mit dieser Last auf den Weg, der so lang ist, daß sie bei beschleunigter Thätigkeit ihres Gehmechismus noch so viel Zeit erübrigt, um dem in der Nähe wohnenden Herzensidole, das sie seit Sonntag nicht mehr gesehen hat, und das war schon einen ganzen Tag her, einen kleinen Besuch abzustatten. Sie tritt also in das Haus und verbirgt in der Einsamkeit des dunklen Hauses bei dem Geliebten verweilt, wissen wir nicht, die Zeit eilt mit Riesenschritten dahin; genug, sie kam zurück, hauchte ein letztes „Adieu“ und verschwand in dem Gezweige der Nachbarstraßen. Als sie das Ziel ihrer Reise erreicht, wird sie von der Hausfrau empfangen, der Korb geöffnet, und — was malt das Entsetzen? — im Korbe liegen nichts als Knochen, die mit anatomischer Gewissenhaftigkeit präparirten Gerippe der weiland gewesenen Rücken. Wie zwei starre Nioben standen sich die Entsetzten gegenüber; die Eruption

der in die größte Verlegenheit versetzten Hausfrau nicht abwarten, stürzte die unglückliche Betrogene fort, um für die süße Stunde der Liebe an ihrem Lohne zu büßen.

Das „Journal de Valenciennes“ enthielt neulich eine Beschreibung der im Departement du Nord durch den großen Sturm angerichteten Verheerungen, worin folgender Passus vorkam: Ein Pompier (Sprizenmann) von 40 bis 45 Jahren, welcher an der Ecke der Straße stand, wurde vom Sturm in Stücke gerissen und die Stücke nach allen vier Winden zerstreut. Man fand von ihm nichts, als seinen Fuß. — Die übrigen Sprizenleute, sobald sie dieses Unglück sahen, beschloßen, die zerstreuten Ueberreste ihres verunglückten Cameraden zu sammeln und ihm die letzte Ehre zu erweisen. Bereits waren sie im Begriff, sich auf den Weg zu machen, als die folgende Nummer desselben Blattes erschien, in welcher nachstehende Berichtigung zu lesen war: In unsere gestrige Beschreibung des großen Sturmes hat sich ein fälschlicher Druckfehler eingeschlichen, welchen wir zu berichtigen uns beeilen. In der 34. Zeile steht irrigerweise Pompier anstatt Pommier. Der Verunglückte war also kein Sprizenmann, sondern ein — Apfelbaum!

Vor einigen Tagen — sagt ein französisches Blatt — sprachen zwei Herren auf dem Boulevard in Paris vom Herrn von A., der eine gewaltige Nase hat. „Still!“ unterbrach einen der Andern, der eben über A. loszog, „ich sehe seine Nase, er ist nicht weit.“ — „O, wenn Sie nur seine Nase sehen,“ wiedererte der Gewarte, „da habe ich noch Zeit auszurechnen, ob da er etwas hört.“

Als Napoleon einst im Hof der Lütticher Parade hien entfiel ihm sein Hut. Ein junger, feiner Soldat nahm ihn in dem Bajonet von der Erde und reichte ihm denselben. Napoleon sagte zerstreut: Ich dank' euch Hauptmann! — „In welchem Regiment?“ fragte rasch der Soldat. Napoleon, welcher die Antwort gefiel, sah ihn lächelnd an und gab ihm sofort die Stelle eines Hauptmanns in der Garde.

Das „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ wird, um besser im Sinne des Zeitgeistes wirken zu können vom 1. Juli 1856 ab eine entsprechendere Tendenz erhalten, in vergrößertem Format und unter dem Titel

„Nord.“ Centralblatt für Landwirthschaft, Handel, Kunst u. Gewerbe, sowie General-Anzeiger für Norddeutschland fortbestehen und um der Anschaffung desselben Allen zugänglich zu machen, obwohl wöchentlich zwei Mal — Mittwoch und Sonnabend — in groß Zeitungsform herausgegeben, seinen Abonnementspreis nicht erhöhen.

Durch diesen verhältnißmäßig niedrigen Preis wie durch die Wahl des Stoffs dürfte diese Zeitschrift eine durch die heutige Industrie bedingte und willkommene Erscheinung sein; wir ersuchen daher unsere Leser, ihre Freunde und Bekannte auf dieses Unternehmen gef. aufmerksam sowie ihre Veranlassungen baldmöglichst bei der Post machen zu wollen, weil wir uns später nicht mehr in der Lage befinden möchten, zu frät eingehenden Bestellungen die bereits erschienenen Nummern beizufügen.

Als Mitarbeiter haben wir, außer einer nennenswerthen Zahl von Künstlern, Handels- und Gewerbsleuten, Landwirthen und Forstmannern, den Herrn C. Fr. Branden aus Brüssel d. J. n. Hamburg als resp. Bearbeiter bereits gewonnen. Auch haben wir Vorkehrungen getroffen und werden es fortwährend weiter ausdehnen, daß uns Correspondenten in Frankreich, England, Belgien, Italien und in allen Theilen unsers so gewerthätigen deutschen Vaterlandes über praktische Vorschläge, Verbesserungen, Entdeckungen, sowie überhaupt über alles Wichtige in Gebiete der materialistischen Literatur durch gedrängte, aber jedenfalls verständliche und populäre Abhandlungen und Bilder von Ergebnissen Mittheilung machen. Zu diesem Behufe erlauben wir uns alle praktisch und wissenschaftlich Gebildete, welche activ unser Unternehmen unterstützen wollen, ergebenst einzuladen, daß Sie uns benachrichtigen unter welchen Auspicien, für welchen Theil und ob stets thätig Sie zu wirken beabsichtigen, und Sie dürfen sich ein Honorar, wie es nur größere Zeitungen geben, versichert halten; doch haben wir Sie darauf aufmerksam zu machen, daß nach der Tendenz dieser Zeitschrift und dem kürzlich erschienenen Meckl. Pressegesetz politische oder sociale Fragen keine Aufnahme finden werden.

Damit aber diese Zeitschrift sich vollständig als Organ für Handel und Gewerbe bewähren möge, so haben wir damit einen

General-Anzeiger für Norddeutschland,

sowie einen Extract aller Mecklenb.-Schwer. und Strel. Proclamata (als: Vorladungen, Notifikatorien, Verkäufe, Verpachtungen etc.) nebst beider Länder Officialen Anzeiger verbunden, welcher in Zwischenräumen alle gerichtlichen Bekanntmachungen bringen wird. — Um diese Zeitschrift aber zugleich als Centralblatt Eingang und dem interessirten Publikum die Gelegenheit zu verschaffen, alle Anzeigen durchaus schnell, weit und billig veröffentlichen zu können, werden wir in den Städten Agenten bestellen, welche für uns (nur keine tendenziöse) Anzeigen ohne irgendwelche Preisberechnung oder Unterberechnung (die Corpaszeile oder deren Raum $\frac{1}{2}$ Silbergroschen, jedoch das Mindeste einer Anzeige-Gebühr drei Silbergroschen) nach demselben aufschreiben und uns zusenden werden.

Verleger und Redacteur H. Geng in Neubrandenburg.

Druck von P. Geng.



gereist und nahm ihm das Beste fort. Die Mutter meines lieblichen Luiker aber kehrte und wendete an den letzten Portionen, wie an Münzen, von denen alle Gepräge verwischt sind, nahm endlich drei Stücke für sich und drei Stücke für Luiken, und die Schüssel kam an mich. Inmitten der Schüssel lag ein Wesen, wie eine Nymie. Es war ein kleines Bein mit unverkennbaren Spuren ehemaliger Fleischeswesenheit. Neben diesem Bein lag eine halbe gelbe Rübe, wie ein verwitterter Leichenstein, und der Kellner sah mich elegisch an, wie der Genius über einem Grabmahl, und seine hellen Gesichtszüge sahen auf die Schüssel, die zu sagen schienen:

„Hier ruhen die Reste eines irdischen Kapaunen!“ Ich ließ den Wirth rufen, hielt ihm das Bein, an dem gar nichts daran war, unter die Nase und sagte: „Man spricht, daß man bei Ihnen so gut speist, ist da was dran?“

Darauf drückte ich Luiken zärtlich an mein Herz, gab meinem Nachbar links den Rippenstoß, denn mir vor Tische geliebt, zurück, bezahlte meine Zechen und ging dahin, wo man nicht an Table d'hôte speist, und

„Wort gehalten.“

Die Magd eines Kochs hatte den den Familie eine Anzahl gebratener kalter. Sie bezieht sich nun mit dieser Last auf das sie bei beschleunigter Thätigkeit ihres so viel Zeit erübrigt, um dem in der Nähe wohnen das sie seit Sonntag nicht mehr gesehen hat, in einen ganzen Tag her, einen kleinen Besuch abzustatten, also in das Haus und verbirgt in der Einsamkeit des bei dem Geliebten verweilt, wissen wir nicht, die Zeit ein senschritten dahin; genug, sie kam zurück, hauchte ein letztes und verschwand in dem Gezweige der Nachbarstraßen. Als Ziel ihrer Reise erreicht, wird sie von der Hausfrau empfangen, der Korb geöffnet, und — wer malt das Entsetzen? — im Korb liegen nichts als Knochen, die mit anatomischer Gewissenhaftigkeit präparierten Gerippe der weiland gewesenen Rücken. Wie zwei starre Nioben standen sich die Entsetzten gegenüber; die Sculptur

der in die größte Verlegenheit versetzten Hausfrau nicht abwarten stürzte die unglückliche Betrogene fort, um für die süße Stunde der Liebe an ihrem Lohne zu büßen.

Das „Journal de Valenciennes“ enthielt neulich eine Beschreibung der im Departement du Nord durch den großen Sturm angerichteten Verheerungen, worin folgender Passus vorkam: Ein Pompier (Sprizenmann) von 40 bis 45 Jahren, welcher an der Ecke der Straße stand, wurde vom Sturm in Stücke gerissen und die Stücke nach allen vier Winden zerstreut. Man fand von ihm nichts, als seinen Fuß. — Die übrigen Sprizenleute, sobald sie dieses Unglück sahen, beschloßen, zerstreuten Ueberreste ihres verunglückten Cameraden zu sammeln und ihm die letzte Ehre zu erweisen. Bereits waren sie begriffen, sich auf den Weg zu machen, als die folgende Nummer desselben Blattes erschien, in welcher nachstehende Berichtigung zu lesen war: In unsere gestrige Beschreibung des großen Sturmes hat sich ein fälschlicher Druckfehler eingeschlichen, welchen wir zu berichtigen uns beeilen. In der 34. Zeile ist irrigerweise Pompier anstatt Pommier. Der Verunglückte war also kein Sprizenmann, sondern ein — Apfelbaum!

Vor einigen Tagen — sagt ein französisches Blatt — sprachen zwei Herren auf dem Boulevard in Paris vom Herrn von A., der eine gewaltige Nase hat. „Still!“ unterbrach ihn der Andern, der eben über A. loszog, „ich sehe seine Nase, ist nicht weit.“ — „O, wenn Sie nur seine Nase sehen,“ wiederete der Gewarnte, „da habe ich noch Zeit auszusprechen, ob daß er etwas hört.“

als Napoleon einst im Vor der zutierten Parade hiel ihm sein Hut. Ein junger, feiner Soldat nahm ihn in die Hand und rief: „Hut!“ — „Hut!“ rief er auch. Napoleon, der von der Erde und reichte ihm denselben. Napoleon zerstreut: „Ich dank' euch Hauptmann!“ — „In welcher Lage?“ fragte rasch der Soldat. Napoleon, welcher die Hand sah ihn lächelnd an und gab ihm sofort die Hand. Hauptmanns in der Garde.

Das „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ vom 1. Juli 1856 ab eine entsprechendere Tendenz erhalten, in vergrößertem Format, in „Nord.“ Centralblatt für Landwirthschaft, Handel, Kunst u. Gewerbe, fortbestehen und um der Anschaffung desselben Allen zugänglich zu machen, obwohl in groß Zeitungsform herausgegeben, seinen Abonnementspreis nicht erhöhen.

Durch diesen verhältnißmäßig niedrigen Preis wie durch die Wahl des Stoffes bedingte und willkommene Erscheinung sein; wir ersuchen daher unsere Leser, ihre Freunde und Bekannten, sowie Ihre Vertheilungen baldmöglichst bei der Post machen zu wollen, weil wir uns später eingehenden Bestellungen die bereits erschienenen Nummern beizufügen.

Als Mitarbeiter haben wir, außer einer nennenswerthen Zahl von Künstlern, Handarbeitern, Landwirthern und Fossiliensammlern, den Herrn G. Fr. Branden aus Brüssel d. Z. in Hamburg als resp. Bearbeiter berufen. Wir hoffen, daß uns Correspondenten in Frankreich, Italien und in allen Ländern, die uns von Ergebnissen ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit mittheilen, zu diesem Behufe erlauben wir uns alle praktisch und wissenschaftlich activ unser Unternehmen unterstützen wollen, ergebenst einzuladen, daß sie unter welchen Auspicien, für welchen Theil und ob stets thätig Sie zu wirksam werden dürfen sich ein Honorar, wie es nur größere Zeitungen geben, versichert haben, doch haben wir Sie darauf aufmerksam zu machen, daß nach der Tendenz dieser Zeitschrift und dem kürzlich erschienenen Meckl. Preßgesetz politische oder sociale Fragen keine Aufnahme finden werden.

Damit aber diese Zeitschrift sich vollständig als Organ für Handel und Gewerbe bewähren möge, so haben wir damit einen

General-Anzeiger für Norddeutschland,

sowie einen Extract aller Mecklenb.-Schwer. und Strel. Proclamata (als: Verkündungen, Notifikatorien, Verkäufe, Verpachtungen u.) nebst beider Länder Officiellen Anzeiger verbunden, welcher in jedem Heft das Publikum die Gelegenheit zu verschaffen, alle Anzeigen durchaus schnell, weit und billig vertheilt zu sehen, so werden wir in den Städten Agenten bestellen, welche für uns (nur keine tendenziöse) Anzeigen ohne irgendwelche Preisberechnung (die Corporeale oder deren Raum $\frac{1}{2}$ Silbergroschen, jedoch das Mindeste einer Anzeige-Gebühr drei Silbergroschen) nachigenfalls aufschreiben und uns zusenden werden.

Verleger und Redacteur H. Geng in Neubrandenburg.

Druck von P. Geng.